Hieronimus Scottus.

Erster Band.



Hieronimus Scottus.

Ein Zeitbild aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Roman

von

Dr. Ernst Freiherr von Bibra.

Erster Band.



Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1873.

Leipzig. Druck von Grimme & Trömel.

Erstes Capitel.

Fast arme war der Knabe,
Ein zwiefach Waisenkind,
Die seiner sich erbarmten
Gar bald gestorben sind.
Ohnegast.

Eine Kette bewaldeter Berge säumte die Ufer des gewaltigen Stromes.

Bisweilen unterbrach eine steil sich thürmende Felswand das Waldrevier, und nicht selten blickte von ihrem Gipfel dann eine Burg stolz auf die unten stürmenden Wogen, oder auf ein bescheidenes Dorf am Fuße der Felsen, oder wohl auch in ein schluchtähnliches Thal, das in die Bergkette geschnitten war.

Häufig aber hatte auch die Hand des Menschen siegreich gerungen mit Wildniß und Wald, und an solchen Stellen prangten jetzt Obstgärten und Fruchtfelder, vor Allem aber lustig grünende Weingelände, die öfter besungen worden als wohl je ein anderes Weingehäge.

Alle Welt weiß, daß wir vom Rheinstrome sprechen, von altem Vater Rhein, dessen köstlicher Rebensaft tausende von Dichtern begeistert hat, vielleicht mit

mehr oder weniger Glück, sicher aber mit gutem Rechte.

Auf einem niederen Felsblocke saß, dicht am Ufer des Flusses, ein Knabe, dessen nackte Füße bisweilen von den sanft dahin ziehenden Wellen gestreift wurden, und neben ihm stand ein Körbchen mit einigen Neunaugen, welche, wie die auf dem Felsen liegende Angelruthe bezeugte, im Laufe des Tages von dem kleinen Fischer gefangen worden waren.

Aber es hatte den Anschein, als habe er sein Geschäft jetzt aufgegeben, denn, wie gesagt, seine Angel lag müßig neben ihm, er selbst aber saß mit in einander geschlagenen Händen auf seinem Felsen, und blickte trübsinnig über die breite Fläche des Stromes.

Der floß ruhig dahin in seinem mächtigen Bette. Der alte Vater Rhein hatte heute seinen guten Tag, kein Lüftchen kräuselte seine Fluthen, die fast einem See ähnelten, da eben dort der Strom sich gewaltig in die Breite dehnte, und nur hier und da schnellte sich lustig ein Fisch über den Spiegel des Wassers, welches dann, für eine kurze Zeit, in sich stets vergrößernden Kreisen erzitterte.

Drüben, am andern Ufer, lag ein schwacher röthlicher Duft auf dem Wasser, und in weiterer Entfernung brach sich bisweilen blitzend ein Sonnenstrahl auf der Fläche der Fluth, aber mit ruhigem Glanze beleuchtete die scheidende Sonne die Landschaft jenseits des Flusses, die Weingelände, die Obstgärten, die schmalen, längst der Ufer sich hinziehenden

Fruchtfelder, die strohgedeckten Häuser eines Dorfes, die phantastischen Formen der Felsen, und die waldgekrönten Gipfel der Uferberge.

Unseren jungen Fischer schien aber dies Alles nur wenig zu kümmern.

Er blickt schwer vor sich hin und in seinen großen, blauen Augen, welche eine gewisse Treuherzigkeit und zugleich ein verständiges Wesen anzudeuten scheinen, zitterte eine Thräne.

Was war es wohl, was den armen, in dürftige Kleidung gehüllten Jungen also traurig stimmte?

Es war eine Erinnerung, welche sich gewaltsam, und ohne daß sich der arme Bursche Rechenschaft geben konnte weshalb, ihm seit einigen Stunden aufdrängte, und welche er nicht wieder los werden konnte, die Erinnerung an den Tod seines Pflegevaters.

Aber sehen wir, wer der Knabe war, welchen wir im Spätsommer des Jahres 1579 an den Ufern des Rheins aufgefunden haben.

Das arme über zehn Jahre alte Kind war ein Mantelkind, wie man zu jener Zeit unehelich geborene Kinder nannte, deren Mutter später aber heirathete, indessen die Verpflichtung hatte, um dem Kinde die Rechte eines ehelich geborenen zu erwerben, dasselbe, während der Trauung, unter ihrem Mantel geborgen bei sich zu haben.

Der Vater unsers Schützlings hieß Kraft Wehringer, und war ein Waldhüter des Ritters von Lichtenstein, seine Mutter Jungmagd auf dem Schlosse desselben Ritters, und es war für jene Zeit wohl

als eine ganz besondere Vergünstigung anzusehen, daß dieselbe, nach erfolgter Heirath mit ihrem Geliebten, wieder unter die Zahl der Schloßmägde aufgenommen wurde.

Weniger auffällig war es vielleicht, daß man ihr später gestattete ihren etwa fünfjährigen Knaben, welcher nach seinem Vater Kraft getauft worden war, zu sich auf die Burg zu nehmen.

Der Grundsatz, oder besser: Die Barmherzigkeits-Regel daß, wo zwanzig Mäuler essen, für das einundzwanzigste wohl auch noch ein Bröcklein übrig bleibt, galt damals noch, und dann zog man sich durch solche Mildthätigkeit wackre und treue Diener, die verwachsen waren für ihr Leben mit dem Geschlechte, an dessen Tische sie groß gezogen wurden, die Leid und Freude mit demselben theilten, sich als zu der Familie gehörig betrachteten, und theilweise auch als solche angesehen wurden.

Nicht ganz so gut erging es unserem jungen Kraft.

Aus dem Mantelkinde wurde nur allzu bald eine Doppelwaise, denn sein Vater wurde eines Tages im Walde erschlagen aufgefunden, und nicht lange darauf raffte eine bösartige, durch das Land ziehende Seuche seine Mutter hinweg.

Freilich jagte man nun den armen Teufel nicht aus der Burg, aber doch wäre sein Loos kaum ein sehr beneidenswerthes gewesen, hätten nicht zwei Personen sich des Kindes erbarmt.

Die eine dieser Personen war der Junker Ulrich

von Lichtenstein, der Sohn der verwittweten Burgfrau, welcher, obgleich sechs Jahre älter als Kraft, doch für den hülflosen Knaben eine Vorliebe gefaßt hatte, ihm zusteckte was und wo er nur konnte, und überhaupt seinen Beschützer spielte und in der That es auch wirklich war.

So erwarb er ihm einen zweiten Gönner in der Person eines alten, lahmen Knechtes, dem man, da er zu sonst Nichts mehr zu brauchen war, die Thurmwächter-Stelle gegeben hatte, und der alte Klaus nahm, auf die Bitte Ulrichs hin, den Knaben zu sich auf seine Thurmstube, um für sein leibliches Wohl zu sorgen, während Ulrich selbst sich zu seinem Lehrmeister aufwarf, und dem kleinen Kraft des Nachmittags einzutrichtern suchte was er selbst des Vormittags mühsam erlernt hatte.

Für die beiden Knaben war das kein geringer Vortheil, denn während der Schüler alle seine Kräfte anstrengte, um zu begreifen, und sich seinem jungen Lehrer gefällig zu erzeigen, lernte dieser selbst mit doppeltem Fleiße um seine Lehrstelle genügend ausfüllen zu können, und der alte Geistliche des Dorfes, der Ulrich unterrichtete, bemerkte wohlgefällig den verdoppelten Fleiß seines Schülers, wenngleich bisweilen nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit, da er im Geheimen befürchtete, allzubald mit seiner eigenen Gelehrsamkeit zu Ende zu sein.

Aber nicht allein im Lesen, Schreiben, Rechnen, und anderen zu jener Zeit gebräuchlichen, gelehrten Dingen, unterrichtete Ulrich seinen Schützling, sondern

auch in allerlei ritterlichen Künsten, ein Verfahren, welches ganz dem gewöhnlichen Herkommen entgegengesetzt war. Denn während sonst, bei eben nicht ganz besonders reichen Edelleuten, meist irgend ein alter, in derlei Dingen erfahrener Knecht dem jungen Herrn die ersten Anfangsgründe im Reiten, Fechten und der Handhabung des Feuerrohrs und der Armbrust beibrachte, war hier der Junkherr des zukünftigen Knechtes Lehrer.

Es mag sein, daß eines Theiles dieser jugendliche Meister, mit einer gewissen Altklugheit sich seiner Rolle erfreute, überwiegend aber bestimmte ihn seine Gutherzigkeit zu solchem Thun, während in dem kindlichen Herzen Kraft's eine Dankbarkeit und Ergebenheit Wurzel zu schlagen begann, welche er bis zum Tode treu bewahrte.

Kaum weniger Liebe und Anhänglichkeit hegte er indessen gegen den alten Klaus, seinen leiblichen Pfleger, und wenn der Tag, und mit demselben der Doppelunterricht des Junkers zu Ende, saßen der greise Wächter und sein Schützling, der Knabe, häufig noch stundenlang auf ihrer Thurmstube und blickten hinaus in die mondbeglänzte Landschaft, oder lauschten auf den Sturm, der draußen um den alten festen Thurm brauste, und freuten sich, daß der Wind nicht eindringen konnte durch die dicken wetterfesten Mauern.

Zu bewachen gab es dazumal just nicht viel, wenigstens in jener Gegend nicht, und auf der Burg derer von Lichtenstein, da hatte der alte und der

junge Wächter wohl Zeit auf den Sturm zu horchen, oder zu plaudern, schlecht und recht, wie es ihnen eben einfiel da droben in ihrer Thurm-Einsamkeit.

Wenn Kraft von den alten heidnischen Göttern zu sprechen begann, welche zu jener Zeit schon wacker ihr Wesen zu treiben begonnen hatten, in Kunst und Wissenschaft, und von denen ihm Ulrich allerlei erzählte, schalt der Alte, und sagte, das sei eitel Lug und Trug, und sündhafter, heidnischer Kram.

„Aber sie waren doch einmal da“, sagte Kraft.

„Erlogen,“ erwiderte Klaus.

„Der Junker Ulrich hat's aber selbst gesagt.“

„Meinetwegen, jetzunder aber hat das Wort Gottes sie todt gemacht, und was davon gekommen, hat sich auf den Brocken retiriret, und macht dort mit dem Teufel Compagnie.“

Kraft gab dies zu, und dann erzählte ihm der Alte schöne und wahrhaftige Geschichten, von Hexengesindel und allerlei Spuk in Wald und Feld, in Dorf und Schloß, die er und Andere erlebt, was übrigens zu selbiger Zeit nichts Besonderes, da es dazumal mehr Hexen, Gespenster und Kobolde gab im Lande, als andere ehrliche Leute.

Wenn es aber da den Knaben schauerte, und es ihm so recht von Innen heraus graute, da fragte er sich bisweilen, warum er deshalb doch dergleichen so gerne erzählen hörte, aber er konnte sich keine rechte Antwort geben.

Und es mag wohl sein, daß es in späteren Zeitläuften Andern fast eben so gegangen.

So aber war unser Kraft Wehringer fast neun Jahre alt geworden, und kräftig herangewachsen, so daß ihn Jedermann, der sein Alter nicht kannte, wohl für zwölfjährig halten mußte, wenn nicht für älter.

Dann kam aber eine schlimme Zeit für die auf der Burg derer von Lichtenstein.

Die fing an mit der gestrengen Frau selbst, die freilich nie recht eine gestrenge Frau war, sondern gutmüthig, still und fromm, deßwegen aber doch von einem bösen Gebreste überfallen, und einige Wochen später in ihr letztes Bettlein gelegt wurde, wiederum fromm und still, wie sie selbst gewesen ihr ganzes Leben lang.

Der junge Herr Ulrich und sein treuer Kraft kamen da freilich nicht heraus aus dem Flennen und Lamentiren, denn Beide hatten niemals daran gedacht, daß dergleichen geschehen könne, aber der Jammer mehrte sich noch, denn nicht lange nach dem Hinscheiden der Gestrengen, erschien einer der bestellten Vormünder des Junkers, um ihn mit sich zu nehmen, damit er rechtschaffen und wohlanständig erzogen werde, wie solches gehörig sei für Einen vom Adel.

Unbändig heulte da der junge Kraft, und sagte, daß er auch gleich fort ziehen wolle in die Welt mit seinem Junker, das aber ging freilich nicht an.

Eine Hochfürstliche Kammer hatte den Vormund blos bestellt über den Junker von Lichtenstein, und nicht über den jungen Kraft, von dem man ohnedem schon kaum mehr wußte wem er angehöre. Dagegen

versprach der Vormund in den nächsten Tagen einen Castellan zu senden, der ein wenig aufräumen solle, von Amts wegen, unter dem zur Zeit überflüssigen Gesinde, und das verbliebene fein in Ordnung halten.

Dann ritt er fort mit dem jungen Herrn, und Kraft lief wohl eine Stunde Wegs neben den Pferden her, und ein paar mal fuhr es ihm durch den Sinn, daß sie ihn doch behalten müßten, gelänge es ihm stets so neben an mit zu laufen, aber der Vormund ließ die Pferde stärker ausgreifen und nach Luft schnappend mußte endlich Kraft stehen bleiben.

Der Junker von Lichtenstein aber hielt ebenfalls sein Roß an, und sprach:

„Renne Dich nicht zu Schanden, und heule nicht, wo's doch nicht hilft. Was sein muß, das muß sein. Wenn ich aber groß bin, dann komme ich, und hole Dich. Da verlaß Dich drauf!"

Und dann gab er seinem Gaul die Eisen, und ritt dem Vormund nach, der schon ein Stück voran war.

Nachdem sich Kraft aber verschnauft hatte, schlich er trübselig heim zum alten Klaus, der nicht minder trübselig sagte:

„Gut Ding will Weil han, schlimme Zeit kommt über Nacht, paß' auf, wir zwei sind am längsten da oben gesessen im Barmherzigkeits-Brod der Herrschaft, die leider Gottes jetzunder hier nimmer Herr ist. Wenn das überflüssige Gesind' ausgemerzt werden soll, wen trifft's da eher den als uns Bede? Kraft

paß' auf, wir müssen fort, aber wohin, das weiß der liebe Gott!"

Alles recht! Der liebe Gott wußte das freilich, fort sind die zwei auch wirklich gekommen, aber freilich auf andre Art, als der Alte geglaubt, und er selbst vielleicht schlimmer, vielleicht aber auch besser, wie man's eben nimmt.

Der neue Kastellan war gekommen, und hatte wirklich angefangen aufzuräumen, aber bis zum Thurme war er noch nicht gekommen, und kam auch nicht so weit, weil ihm ein Anderer die Mühe sparte.

Da Kraft mit seinem jungen Herrn nicht mehr lesen und schreiben, fechten und reiten konnte, so lief er wenigstens täglich hinaus zu der Stelle, an welcher ihm Jener versprochen hatte, wieder zu kommen und ihn mit sich zu nehmen, und blickte nach der Gegend hin, in welcher er endlich seinen Augen entschwunden war. Als er aber eines Tages heimgekehrt war von solchem bittersüßen Gange, und in die Thurmstube trat, fand er den alten Klaus in seinem Sorgenstuhl sitzend, und ganz absonderlich ernsthaft vor sich hinblickend.

Noch nie vorher hatte er den alten Mann so ernst gesehen, und unwillkürlich, aber ahndungslos, blieb er stehen, und blickte nach ihm hin.

Dann aber wurde ihm eigenthümlich zu Muthe, und als er nun näher trat, sah er, daß er gestorben war.

Ein heftiges Grauen überfiel jetzt den Knaben, ein Grauen ganz verschieden von dem, was früher

ihn überkommen, als ihm der, dessen Mund nun für ewig stumm, von Gespenstern und Hexen erzählte.

Die Wirklichkeit war an ihn herangetreten, und unwillkürlich gedachte er der verstorbenen Gestrengen, welche in ihrem Sarge mild zu lächeln schien, während der todte Thurmwart so ernst und strenge darein sah.

Die Todten werden sich aber erst später gleich, wenn man sie begraben hat, und unter der Erde, und lieben es, so lange als möglich fest an ihren alten Gewohnheiten zu halten.

Bald aber wich dieses Grauen dem heftigsten Schmerze, und laut wehklagend warf er sich nieder zu den Füßen seines Beschützers, des letzten, der ihm bis jetzt noch geblieben.

Als er aber später hinunter in die Burg lief, und erzählte, was sich oben begeben, machte man wenig Wesens von der Sache.

Die alten Knechte, die früher Leid und Freud getheilt hatten mit dem Verstorbenen, waren entweder schon vorher selbst vom Tode ereilt, oder erst jüngst vom Kastellan entfernt worden.

Das jüngere Gesinde hatte genug mit sich selbst zu thun, eben der neuen gefährlichen Zeit wegen, um sich viel um den alten Mann zu kümmern, der eben den Weg alles Fleisches gegangen.

Die wenigen neuen Knechte, welche der Kastellan mit sich gebracht, hatten den Alten gar nie zu Gesichte bekommen, der Kastellan selbst aber mochte

denken: „wenn der Tod ihn geholt, brauche ich ihn nicht zu füttern, oder davon zu jagen.“

„Wenn er todt ist,“ sagte er zu dem weinenden Knaben, indem er ihn von der Seite ansah. „Wenn er todt ist, wird man ihn morgen begraben. Packe Dich!“

Kraft stieg wieder aufwärts zu seinem gestorbenen Pflegevater und war ordentlich froh wieder bei seinem lieben Alten zu sein, vor dem ihn nun gar nicht mehr graute. Er küßte dessen kalte Todenhand, obgleich er nie die des Lebenden geküßt hatte, und konnte er sich gleichwohl keine Rechenschaft geben, warum er das that, so wissen doch wir den Grund.

Die heilige Dankbarkeit war es, die tief im Herzen des Knaben wurzelte, und ihn die nie vergessen ließ, die ihm Gutes erzeigt, sie war es, die ihm, unbewußt, also zu thun gebot.

Als es aber allmälig zu dunkeln begann, beschloß er die Todenwache allein zu halten beim alten Klaus, da, nach dem, was er vorhin erfahren, doch wohl Niemand von den Burgleuten ihm Gesellschaft zu leisten gekommen wäre, und er richtete das ein, wie er sich dachte daß es sein müsse und wie er eben die Mittel hatte zu solcher Feierlichkeit.

Viel war's freilich nicht.

Zur Rechten und Linken stellte er zwei niedere Schemmel, auf den einen die eiserne Lampe, welche sie des Abends in der Thurmstube brannten, auf den andern ein Stümpchen Licht, und auf einem dritten Schemmel nahm er selbst Platz zu den Füßen des

Todten, so wie er oft früher vor dem Lebenden gesessen hatte, wenn er seine Spukgeschichten erzählte.

Heute war er selbst es aber, der sprach, die einfachen Gebete nämlich, die er hersagen konnte, und mit welchen es nicht glänzender aussah als mit den Todtenlichtern. Als er aber die oft genug wiederholt hatte, sprach er auf seine eigene Faust mit dem lieben Gotte, und legte es ihm dringend an's Herz ja doch fein säuberlich zu verfahren mit dem lieben, alten Todten, und fehle es irgendwo, fünfe gerad sein zu lassen, und, wäre es gar nicht anders, ihm selbst, dem Kraft, lieber Eins auszuwischen, als dem alten Klaus.

Es hatte sich aber noch ein Todtenwächter eingefunden. Das war der alte Kater, der schon früher auf dem Thurme mit Klaus gehaust, ehe noch dieser den Knaben zu sich genommen. Er saß auf dem Tische in der Ecke der Stube, und schaute bedächtig bald auf seinen Herrn, der jetzt stumm und schweigsam vor sich hin blickte, und dem sprechenden Knaben zuzuhören schien, der sonst den Worten des Alten lauschte.

Das mochte dem alten Gesellen sonderbar dünken.

Dem Kraft aber wurde es ganz leicht und wohl um's Herz, das kam wohl daher, weil er so frei und offen gesprochen hatte mit Gott dem Herrn wie niemals vorher, endlich aber schlief er ein, und als er wieder erwachte, schien helle und klar der Mond in die Stube, der Mond, die Sonne der Todten, der

Katzen, der Nachtwandler, der Zigeuner und noch einer Menge anderer Leute von zweifelhaftem Rufe.

Man will auch wissen, daß im Mondlichte eine Leiche grausiger aussehe, als bei Sonnen- oder Kerzenscheine, der alte Klaus aber saß da wie ein steinernes Gebilde, und Kraft graute es nicht im Mindesten vor seinem alten Freunde, obgleich die Lichter ausgebrannt waren, und er allein war, da der Kater sich entfernt hatte, wohl in Geschäften, da die Stunde der Mausjagd gekommen war.

Der Knabe aber schlief wieder ein, und als er zum Zweitenmale erwachte, blickte die Sonne statt des Mondes in die Thurmstube.

Das war die Todtenwache, die Kraft Wehringer bei Klaus dem Thurmwächter hielt.

Nachdem man aber, unter bittrem Herzenleide des armen Jungen, den alten Thurmwart in die Erde gelegt, begann für den Verwaisten eine schlimme Zeit, die schlimmste, die er noch bestanden.

Er lebte von den Brodkrummen, die man ihm zuwarf, ohne sie ihm recht zu gönnen, und wenn ihn die Knechte im Stalle schlafen ließen, fühlte er sich überglücklich. Sonst verkroch er sich irgendwo in einen Winkel, des Kastellans wegen, der ihn schlimm bedrohte, wenn er ihm in den Weg kam, ohne ihn indessen, bis jetzt wenigstens, noch wirklich aus der Burg zu jagen.

Wenn das aber wirklich geschah, wohin dann?

Als ein Betteljunge durch das Land zu ziehen kam ihm nicht in den Sinn, aber wer nahm einen

neunjährigen Jungen in Arbeit, oder erbarmte sich, draußen in der weiten Welt, über die hülflose Waise?

Aber dennoch erbarmte sich Einer.

Ein weitläufiger Verwandter des alten Klaus, der, merkwürdig rasch für jene Zeit, nach etwa vier Wochen von dessen Tode Nachricht erhalten, kam auf die Burg um sein Erbe in Empfang zu nehmen, was freilich schmal genug bestand.

Es war ein Müller, der früher dort in der Gegend gehaust, dann aber verzogen war an den Rheinstrom, und nun ein schiefes Gesicht zog, als ihm die geringe Habe des Vetters ausgehändigt wurde, und meinte, der Bettel sei die viertägige Reise nicht werth, doch aber ließ er sich von einem der alten Ehehalten, der bis jetzt noch auf der Burg, herumführen, um sich den Viehstand und ähnliches zu betrachten.

Dergleichen macht den Leuten von Lande, kommen sie in ein größeres Anwesen, ganz besonders Vergnügen, so war es in alten Zeiten, und so ist's wohl auch noch heute.

In einem der Ställe aber hatte sich Kraft im Stroh verborgen, und als er die Stimme des Knechts hörte, der ihm eben nicht schlimm gesinnt, streckte er den Kopf aus seinem Verstecke, und bat ihn um ein Stück Brod.

„Was habt Ihr da für einen jungen Lümmel?" fragte der Müller, „oder ist's ein Schretzlein*), mit

*) Stall- und Viehhof-Kobold, der, je nach dem, Gutes und Schlimmes anstellt in den Viehställen.

dem Ihr's halten müßt, damit es Euch das Vieh nicht verzaubert, oder störrisch macht?"

Mit mitleidigem Lächeln erzählte der Knecht dem Müller, was es mit dem Knaben für ein, Bewandniß habe, und als er endlich seinen Namen nannte, sagte der Müller:

„Deinen Vater habe ich gut gekannt, und weil mir's scheinen will, als hättest Du hier nicht die besten Tage, so will ich Dich zur Erbschaft meines Vetters Klaus schlagen, und Dich mit mir nehmen, wenn Dir's recht ist, denn Die hier auf der Burg werden Deinethalben kaum einen Prozeß anfangen mit mir."

Das war freilich dem Kraft Wehringer recht, und schon am andern Tage saß er auf des Müllers Wagen, heimwärts mit ihm ziehend, nach der Mühle, in der einsamen Thalschlucht am Rheinstrome.

Es giebt drei Zünfte, von denen man wissen will, daß sie mehr könnten als Brod essen.

Das sind die Schmiede, die allerlei gute Kunststücke können, mitunter wohl auch schlimme, und wohl erfahren in Spruchsprechen und andern geheimen Dingen.

Den Scharfrichtern spricht es auch Niemand ab, und sind die Schmiede wohl erfahren im Kochen von heilsamen Salben und Tränken, so sind die Henker das noch viel mehr, und es mag wohl sein, daß Mancher von ihnen durch seine medizinische Kunst mehr Leute am Leben erhalten hat, als abgethan mit Schwert und Strang.

Ganz besondre Leute aber sind die Müller, die draußen einsam wohnen in den Waldthälern und Schluchten. Allerlei Gesellen kommen zu denen, bei Tag und Nacht, Spitzbuben, Zigeuner und anderes verrufenes Volk, und der Müller muß gute Compagnie halten mit denen, und wär's nur allein von wegen des rothen Hahnes, der gerne auf's Mühldach fliegt, hält der Müller nicht reinen Mund. Aber eine Hand wäscht die andere, und so lernt der Müller von dem verdächtigen Volke manches rare Stück, er mag wollen oder nicht, und brauchen kann Jedweder Einer solche Kunst.

Der alte Johannes, wie der Müller hieß, der als Erbstück Kraft Wehringer mit sich genommen, war ebenfalls erfahren in solchen Dingen, und hatte der Knabe von seinem vorigen Pflegevater über Gespenster und Hexenvolk Mancherlei erfahren, so lernte er von seinem jetzigen, wie er sich verwahren könne gegen dergleichen, und Segen sprechen die schwere Menge, den Blutsegen, Brandsegen, den Gerichts-, Krieges- und Goldsegen, und von Bestohlenwerden oder Kranksein konnte eigentlich, war das Alles richtig, in der Mühle gar keine Rede sein, so vielerlei Besprechung und Segen wußte der Müller Johannes.

Die Einsamkeit bringt den Menschen auf allerlei Dinge, auf gute und schlimme, auf Wahres und Falsches, und hat einer das Zeug zum Grübeln und Spintisiren, so kann er ein ganz aparter Mensch werden.

Der Müller Johannes lebte einsam genug auf

seiner Mühle in der Thalschlucht. Weib und Kind waren ihm längst gestorben, einen Knecht wollte er sich nicht halten, und so hauste er allein mit einer alten, tauben Magd, die vor Jahren schon aufgezogen war mit ihm an dem Rhein, und die genügte für das einfache Hauswesen, so wie er, der Müller selbst, für das Mahlwerk, da die Zahl der Mahlgäste keine große.

Nachdem aber Kraft kaum einige Monate eingezogen war in die Mühle, legte sich die alte Lisbeth, um nicht wieder aufzustehen, und der Greis und der Knabe waren jetzt wieder die einzigen Bewohner der Mühle, und theilten sich nun in die Arbeit der gestorbenen Lisbeth.

Es fiel das Kraft nicht schwer, da er bei dem Thurmwächter Klaus schon allerlei gelernt hatte, was er nun trefflich brauchen konnte, und eben so kamen ihm die Künste, die ihm sein Junker gelehrt hatte, so zum Beispiel das Vogelstellen und Fischen trefflich zu statten, und die Küche war in der Mühle jetzt besser bestellt als seit Jahren.

War der Tag so vorüber gegangen in häuslichen Beschäftigungen, so saß Kraft zu den Füßen seines jetzigen Pflegevaters, wie vorher bei Klaus, und der Alte erzählte ihm dann Mancherlei aus seinen Erlebnissen, meist aber sprach er mit ihm von den Besprechungen und Zauberkünsten, die er erlernt hatte in seinem langen Leben, und an welche er glaubte, wie die meisten seiner Zeitgenossen, was gar gut zu entschuldigen.

Denn fast in jedem Menschen liegt der Hang zum Wunderbaren, und zum sogenannten Uebernatürlichen.

Ferner aber hat jedes Ding seine Hinterthüren, also auch das Zauberwesen, schlug also der gesprochene Segen nicht an, so war irgend Etwas verfehlt oder übersehen worden, traf es aber zu, wich der Schaden, wurde der Dieb gefaßt, gab die verhexte Kuh wieder Milch, schlug das Wetter nicht ein, so ließ der eine gelungene Spruch, zehn mißlungene vergessen.

Und wenn die heutigen Leute auch keine Hexenmeister mehr sind, so geht es ihnen doch genau so mit tausend andern Dingen.

Von der Zukunft aber sprach der alte Johannes nie, sondern blos von vergangenen Dingen, und von seinen Kunststücken, und wohl noch weniger dachte der Knabe Kraft daran, was später aus ihm werden solle, gedachte er gleichwohl mit treuer Erinnerung an seinen Wohlthäter den Thurmwart, und an seinen lieben Junker, von dem er freilich nicht wußte, wo er steckte in der Welt, dem er aber das Beste zutraute, und überzeugt war, daß er jetzt schon ein gewaltig vornehmer Herr geworden sein müsse.

Wie wir Eingangs dieses Capitels gesehen haben, war heute Kraft wieder mit Fischen beschäftigt, aber trotzdem er einen guten Fang gemacht hatte, war plötzlich eine traurige und wehmüthige Stimmung über ihn gekommen.

Unwillkürlich mußte er an den Tod seines alten Freundes Klaus denken, und kaum je hatte ihn das

so heftig ergriffen als eben jetzt, dabei aber peinigte ihn noch eine andere unbestimmte und unerklärliche Angst. Es war ihm, als sei ein großes Unglück im Begriffe über ihn herein zu brechen, oder als sei das schon geschehen, und endlich nahm diese Ahndung gewisse, wenn gleich noch unklare Formen an.

Erst jetzt fiel es ihm auf, daß seit einigen Tagen der Meister Johannes weniger sprach als sonst, und war er gleichwohl nicht unfreundlich, sich doch in einer gedrückten Stimmung zu befinden schien.

Dann kam es ihm vor, als habe sein alter Freund ihn nie mit so dringlichen Worten aufgefordert, an den Strom zum Fischen zu gehen, und auch noch etwas Anderes wurde ihm jetzt auffällig und beängstigte ihn.

Als er etwa eine Viertelstunde weit von der Mühle entfernt war, verstummte plötzlich deren Klappern, und es unterlag keinem Zweifel, daß Johannes das Werk gestellt hatte, das aber hatte er früher niemals um diese Zeit gethan, und jetzt kam plötzlich der seltsame Gedanke über den Knaben, daß der Müller beabsichtige eine weitere Reise zu machen, und deshalb ihn entfernt und das Mühlwerk gestellt habe, wie er früher wohl gethan, wenn er einen weitern Gang in's Land zu thun gehabt.

Aber warum hatte er ihm heute das verheimlicht?

Es litt ihn nicht mehr am Flusse, er packte sein Fischergeräthe zusammen, und lief hastig heimwärts.

Die Mühle lag etwa eine Stunde weit entfernt von der Stelle, an welcher der Knabe geangelt hatte,

und noch nie war ihm der Weg so lang vorgekommen als eben heute, obgleich er wacker ausgriff, aber sein Bangen stieg noch, als er, jetzt näher kommend, hörte, daß die Mühle immer noch stille stand.

Auch den Hofhund hörte er jetzt jämmerlich heulen, und es war wohl richtig: der Müller war fortgegangen, der Hund aber war nicht gefüttert worden, und heulte aus Hunger.

Das aber war nicht der Fall, denn der Futtertopf des Hundes stand gefüllt neben seiner Hütte, und Kraft wußte selbst nicht recht, warum er rasch den Hund losband, der ihm, mit eingezogenen Schweife, jetzt in die Stube folgte.

Der alte Johannes hatte wirklich eine Reise angetreten, eine weite und seine letzte, denn er lag todt auf seinem Bette, mit ernsthafter, wenn gleich nicht so strenger Miene, als Klaus der Thurmwächter.

Ohne Zweifel fühlte er das Herannahen des Todes schon seit einigen Tagen, und hatte, wie es alte Leute bisweilen lieben, beschlossen allein zu sterben, und wir können nicht umhin ihm beizupflichten, und das wohlanständig zu finden.

Warum Fremden, denen wir gleichgültig sind, sehen lassen, wie sich die Schauer des Todes auf uns niedersenken, und weshalb die, welche unsrem Herzen theuer, diese Schauer mit empfinden lassen?

Sterbt einsam, wenn Ihr wißt, daß ihr zu sterben kommt!

Johannes aber hatte für Alles gesorgt, ehe er

sich legte auf sein Sterbebette. Denn nicht allein dem Hofhunde hatte er sein Futter gegeben, auch auf dem schweren Eichenholztische in der Stube stand eine reichliche Mahlzeit für Kraft, und daneben lag ein Häufchen Geld, zuverlässig für den Knaben bestimmt, um ihm über die erste Noth zu helfen.

Der gute, alte, treue Kerl!

Kraft aber traute sich nicht das Geld zu berühren, und auch den Imbiß ließ er stehen, daß er aber seinen Johannes so aufrichtig beklagte, wie vor Jahresfrist Klaus, brauchen wir wohl nicht zu sagen.

Auch die Todtenwache hielt er wie bei jenem, und der Hofhund theilte sie mit ihm, wie auf dem Thurme der Kater, nur blieb der liegen zu den Füßen seines todten Herrn, bis man kam ihn zu begraben, und empfahl sich nicht in der Nacht auf französische Weise wie die Katze.

Am nächsten Morgen aber lief Kraft in ein Dorf, in welchem ein Vetter des Verstorbenen wohnte, der sein Erbe war, und nachdem man den Müller begraben hatte, aufzog auf die Mühle.

Der aber legte den Hofhund an die Kette, und nachdem er Kraft's Taschen durchsucht hatte, ob er Nichts gestohlen, sagte er:

„Geh' zum Henker, mein Sohn, oder wohin Du sonst willst, hier aber lasse Dich nicht mehr sehen, willst Du nicht Prügel mehr als genug.“

Es giebt überall gute und barmherzige Menschen!

So dachte wenigstens Kraft Wehringer, als er einige Stunden später Rhein abwärts zog, als aber

Hunger und Noth sich mehr und mehr zu ihm gesellten, begann dieser Glaube zu wanken, und, wer kann ihm das verargen, mit doppeltem Schmerze gedachte er nun der beiden guten Alten, die ihn jetzt allein zurückgelassen auf der weiten Welt.

Zweites Capitel.

„Was seh' ich? Welch ein himmlisch Bild
Zeigt sich in diesem Zauberspiegel!
O Liebe, leihe mir den schnellsten Deiner Flügel,
Und führe mich in ihr Gefild!
Ach, wenn ich nicht auf dieser Stelle bleibe,
Wenn ich es wage nach zu gehn,
Kann ich sie nur als wie im Nebel sehn! —
Das schönste Bild von einem Weibe!
Ist's möglich, ist das Weib so schön?
Muß ich an diesem hingestreckten Leibe
Den Inbegriff vou allen Himmeln seh'n?
So etwas findet sich auf Erden?"

Faust.

In einem Hause zu Köln saßen sich, im Jahre 1579, zwei Männer gegenüber, in eifrigem und wie es schien ungezwungenem Gespräche.

Das Gemach, in welchem diese Unterredung stattfand, war für jene Zeit, und wohl auch für die unsere, prachtvoll, und ein fürstliches zu nennen.

Es war von unten auf, bis an die nicht minder kunstvoll verzierte Decke, im besten Renaissance-Styl vertäfelt, und während man einerseits die feinsten und kostbarsten Holzarten angewendet hatte, ließ auf der andern die Tansia oder Tarsia, wie die Italiener die Holzmosaik nennen, Nichts zu wünschen übrig.

Diese Holzmosaik war in der That von einem Italiener, von einem Schüler des in diesem Fache hochberühmten Giovanni di Verona ausgeführt worden, und stellte theils Scenen aus dem alten Testamente, theils solche aus dem Leben der Heiligen und Martyrer dar, und es wurde deshalb die Stube das Heiligenzimmer genannt.

Nicht minder kostbar, als diese Wandverkleidung der Stube, war auch das Geräthe derselben.

Ein großer Schenk- oder Credenztisch, von derselben künstlerischen Hand wie das Täfelwerk gefertigt, zeigte Trinkgefäße, theils von edlen Metallen, von denen einige sogar mit Perlen und guten Steinen verziert waren, theils Pokale aus Bergkrystall, nicht minder kostbar als die kunstreich getriebenen Gold- und Silberbecher, und endlich die Meisterstücke der Glasmacherkunst, jene wunderbaren venetischen Gläser, deren zierliche Formen mit den Arbeiten der Goldschmiede wetteifern, während ihr Farbenschmelz den ächten Juwelen nur wenig nachsteht.

Diesem Credenztische gegenüber stand eine Truhe aus dunklem Holze, mit Elfenbein und Ebenholz eingelegt, welche vielleicht Tafelsilber enthalten mochte, an den Wänden vertheilt befanden sich Stühle mit hohen Lehnen, überzogen mit vergoldetem Leder, und in der Mitte der Stube endlich hatten die beiden, oben erwähnten Männer an einem schweren, mit einer rothen Sammetdecke bekleideten Tische Platz genommen.

Der eine dieser Männer, und dem Anscheine

nach der jüngere, war der Kurfürst*) Gebhard von Köln, der andere ein gelehrter Reisender aus Italien, Hieronymus Scotto, wohl auch Scotti, Scottus und selbst Scottinus genannt, welcher seit mehreren Wochen schon ein Gast des Kurfürsten war.

Trotz der Pracht aber, welche in diesem Gemache, und ohne Zweifel auch in den übrigen Räumen des Hauses, zur Schau gestellt war, war dasselbe doch keineswegs der kurfürstliche Palast, sondern ein Privathaus, welches der Kurfürst gemiethet hatte, um dort zu wohnen, wenn er Köln besuchte, da die Bewohner der guten Stadt, welche bekanntlich stets mit den Erzbischöfen in Streit und Hader lagen, sich mit mehr oder minder Höflichkeit eine kurfürstliche Residenz verbeten hatten, und auch der Kurfürst in Köln kein Haus besitzen durfte.

Diener waren keine im Gemache anwesend, und gegen die Sitte der Zeit bedienten sich die beiden

---

*) Damit der freundliche Leser wenigstens von einer dieser beiden Personen sicher weiß, wie er daran ist, wollen wir demselben nicht vorenthalten, was der gelehrte Johann Hieronymus Lochner 1743 von demselben sagt:

„Es war selbiger aus dem uralten Haus derer Truchses von Waldburg, welche nachgehends, als des Heil. Röm. Reiches Erb-Truchsese und Subofficiales der Churfürsten von der Pfalz, so auch der von Bayern, in den Grafenstand erhoben worden, entsprossen, sein Vater Wilhelmus, so als Kaiserlicher Ministre, und oftmaliger Gesande an viele Höfe, gar berühmt ist, die Mutter Johanna, geborene Gräfin von Fürstenberg, Vaters Bruder aber, der auch sehr berühmte Cardinal Otto, Bischof von Augsburg, und Stifter der Universität Dillingen."

Herren eigenhändig, indem sie sich aus einer großen silbernen Kanne, welche in einem ebenfalls silbernen Kühlgefäße stand, Wein einschenkten.

Der Kurfürst, ein hübscher und wohlgebauter Mann, im einunddreißigsten Jahre, aus dessen Zügen indessen ein gewisser Hang zur Sinnlichkeit deutlich leuchtete, übte dies Geschäft des Einschenkens am Häufigsten, und sprach dem Becher fleißiger zu, als sein Gast, obgleich auch dieser den edlen Wein nicht verschmähte. Aber es war an ihm nicht die mindeste Wirkung des Getränkes zu bemerken, während der Kurfürst sichtlich heiter gestimmt war.

Das Gespräch hatte sich um einen Gegenstand gedreht, an dessen Bestehen und Wahrhaftigkeit damals nur wenige zweifelten.

Um das Goldmachen nämlich, und um die Verfertigung einer sogenannten Universaltinktur, und diese Leichtgläubigkeit darf man den guten Leuten „von dazumal“ nicht allzuschlimm deuten.

Fast Jedermann glaubt das Gewünschte leichter als das Gegentheil, und der Wunsch des Besitzes, des leicht, und ohne viele Mühe zu erwerbenden Besitzes, liegt im Menschen, so lange die gegenwärtige Species besteht.

Die vorige Species aber, aus welcher, nach neueren Doktrinen, diese gegenwärtige hervorgegangen ist, besitzt die gleiche Begehrlichkeit.

Die hierauf bezüglichen Studien sind vor jedem Affenkasten zu machen, die aber für die gegenwärtige Species homo finden ein reiches Feld an dem

Schwindel der Gegenwart selbst, wie denn die „Verbesserung“ der Speisen und Getränke, die Aktienjagd, die Reclame und tausend andere Dinge, reichlichsten Ersatz geben für die magischen Formeln, und den Stein der Weisen.

Der Kurfürst schien indessen von diesem Goldhunger, verhältnißmäßig, nur wenig ergriffen.

„Ich glaube, Signor Scotto,“ sagte er, „daß Ihr Gold machen könnt,*) denn es ist gewiß, daß mehrere gelehrte und weise Männer dieses Geheimniß besitzen, fehlt es gleichwohl auch wieder nicht an Betrügern, die dies fälschlich vorgeben. Aber ich selbst halte es für schwerer, Gold mit Anstand unter die Leute zu bringen, als es zu verfertigen.“

„Euere Fürstliche Gnaden verdienen Dero Namen: Gebhard, mit vollem Rechte,“ erwiderte Scotto.

„Warum?“ fragte der Kurfürst sichtlich verwundert.

„Gebhard bedeutet Geb-Harz, oder: Geb-Herz,“ versetzte Scotto, „wie mir einmal ein gelehrter deutscher Prälat, Portus geheißen, bei einer Hochzeitsfeier, welcher ich beiwohnte, erklärte, und ähnliche Bedeutung haben auch die Namen: Gotthart, Liebhart und andere Euere Sprache.“

*) Wir besitzen ein, mit einer Menge alchymistischer Zeichen durchwebtes Manuscript, welches Hier. Scottus Parm. unterzeichnet, und unbedingt alt ist, obgleich wir dahin gestellt sein lassen, ob auch die Unterschrift ächt. Wenigstens stimmen die auf dem Pergament-Streifen angegebenen Jahrzahlen, 1506 und 1507 nicht mit Scottus Alter, es wäre indessen möglich, daß, aus leicht zu begreifenden Gründen, Scotto selbst eine frühere Jahrzahl angegeben hätte.

Wir müssen hierbei bemerken, daß Scotto, obgleich er etwas gebrochen Deutsch sprach, doch Studien in der Deutschen Sprache gemacht zu haben schien, obgleich er in späteren Jahren nur geringe Kenntniß derselben vorschützte, der Kurfürst aber sagte lächelnd:

„Meine Meinung war nicht gerade die, wie man Gold verschenken soll, sondern wie man es ausgeben muß, um sich das möglichste Vergnügen dafür zu verschaffen, denn das Gold im Kasten, blos um es zu besitzeu uud zu mehren, hat für mich wenig Werth.“

„Eure Gedanken, Fürstliche Gnaden,“ rief Scotto, „sind wahrhaft ächt fürstlich! Denn giebt es etwas Erbärmlicheres, als unbenützten Reichthum? Wer Schätze sammelt, allein um sie zu besitzen, verfällt unrettbar dem schändlichsten Laster, dem Geize, der, wie die Schrift sagt, aller Uebel Wurzel ist.“

„Aber der Geiz ist nicht allein ein Laster, er ist mehr, er ist eine Einfältigkeit, denn giebt es Etwas, das abgeschmackter wäre, als an der Quelle sitzen, und dürsten, an einer reich besetzten Tafel zu hungern, und sich mit Lumpen zu bekleiden, wenn unsere Truhen mit köstlichen Gewändern gefüllt sind, und, wenn uns eine hübsche Frau begegnet — — — die Augen niederzuschlagen?“

Der Italiener schien zu zögern, als er die letzten Worte aussprach, der Kurfürst aber sagte unbefangen:

„Das thue ich Alles nicht, Signor Scotto,“ und mit diesen Worten leerte er einen mächtigen Becher Weines, den er sofort wieder füllte.

Scotto verneigte sich lächelnd. Es war bekannt, daß Gebhard es liebte einen guten Trunk zu thun, und daraus so wenig ein Hehl machte, als aus seiner Neigung zu den Frauen, und jetzt enspann sich ein Gespräch über die Weine Deutschlands und jene Italiens.

„Sie haben wenig Aehnlichkeit mit einander", sagte Scotto, „und bisweilen kömmt mir es vor, als sei die größte die, daß beide von der Traube stammen, daß Beide aber auch wieder ihre besonderen Vorzüge haben, wenngleich auch wieder höchst verschiedene, kann ebenfalls nicht geläugnet werden."

„Von den Eurigen nippt man," sagte der Kurfürst, „die unseren trinkt man, und ich habe einmal einen alten, erfahrenen Zecher sagen hören, daß die italienischen Weine dem Kopfe, die deutschen den Füßen gefährlich wären."

Es hatte indessen fast den Anschein, als wären auch die deutschen Weine dem Kopfe nicht vollständig ungefährlich, denn der Kurfürst wurde von Minute zu Minute heiterer, und seine Aeußerungen erreichten einen Grad von Ungezwungenheit, der wenig zu den geistlichen Darstellungen paßte, mit welchen die Wände geziert waren, und wegen deren man die Stube das Heiligenzimmer nannte.

Obgleich man zu jener Zeit das nicht so genau nahm, so beobachtete doch Scotto eine gewisse Zurückhaltung, und der Kurfürst rief endlich lachend:

„Aber Signor, Ihr sprecht ja, als ob Ihr Hühneraugen auf der Zunge hättet. Erklärt Euch

einmal deutlich, ob Ihr Liber, dem herrlichen Weingotte, oder der fürtrefflichen Frau Venus den Vorzug gebt."

„Sine Cerere et Libero friget Venus," erwiderte Scotto.

„Das ist Etwas," sagte der Kurfürst, „aber nicht Alles, ich möchte wissen, ob Ihr Bacchus oder Venus mehr liebt."

„Bacchus et Venus dissentiunt," sagte Scotto.

Der Kurfürst begann heftig zu lachen, und gab eine Antwort, welche abermals nur wenig in das Heiligenzimmer paßte, noch weniger aber in unserer prüden Zeit zu wiederholen ist, und dann setzte er hinzu:

„Nichts ist richtiger, als daß Ihr Italiener Schlauköpfe seid. Wie ein Aal schlüpft Ihr mir durch die Finger, und ich kann nicht erfahren, was Ihr von den Weibern haltet."

„Nun," versetzte Scotto, „wir haben in meinem Vaterlande ein Sprichwort, welches das Weib una nuba salida del malo lado del diabolo nennt."

„Da macht Ihr unserem Stammvater Adam, und zugleich den Weibern, kein feines Compliment," sagte der Kurfürst.

„Es ist eben ein Sprichwort, Fürstliche Gnaden, und weiter Nichts, wollt Ihr aber durchaus meine Meinung wissen, so mögt Ihr erfahren, daß ich Frauenliebe für das Hochherrlichste halte auf Erden, aber dann muß diese Liebe der Schönsten, der Treusten gelten."

„Ach," rief der Kurfürst leichtfertig, „auch die Untreue hat ihre guten Seiten, man kann da mit guter Art brechen, wenn uns unser Schätzlein nicht mehr behagt!"

„Die Frau, die ein so hoher Herr wie Ihr lieben sollt, muß von solcher Schönheit sein, daß zehnmal eher Euer Herz brechen würde, als Eure Treue."

Scotto sagte diese Worte mit gänzlich veränderten und so eigenthümlichem Tone, daß der Kurfürst aufmerksam wurde, und ernster als vorher sagte:

„Was habt Ihr, Signor, kennt Ihr eine Frau von solcher Schönheit, und wenn das der Fall, wo lebt sie?"

Der Italiener hob leicht die linke Hand, als wünsche er Stille, und blickte den Kurfürst mit seinen dunklen Augen an. Aber sein Blick war starr, und schien nicht dem Kurfürsten selbst zu gelten, sondern einem anderen, unsichtbaren Gegenstande.

Dann sagte er langsam und eintönig, als spräche er mit sich selbst:

„Das schönste Weib der Erde weilt hier in dieser Stadt."

„Wo?" rief Gebhard heftig, „das glaube ich nicht, längst schon hätte ich die gesehen."

Scotto gab keine Antwort, aber der Kurfürst besann sich jetzt, daß der sogenannten Niederländischen Friedens-Verhandlungen wegen eben in diesem Jahre viele Fremde, meist den höheren Ständen angehörend, in Köln anwesend waren, und er sagte jetzt hastig:

„Ah, Signor Scotto es ist wohl eine Fremde?"

Scotto zog die Schulter:

„Das weiß ich nicht, ich weiß, nur daß ein Weib von wunderbarer Schönheit zur Zeit innerhalb der Mauern Köln's sich befindet, aber ich kenne ihren Namen nicht, und nicht das Haus, welches sie bewohnt."

„Aber Ihr habt sie schon gesehen?"

„Ich sehe sie in diesem Augenblicke."

Gebhard war in heftiger Bewegung, und sehr wahrscheinlich war seine Eitelkeit nicht minder in Bewegung gesetzt, als seine Leidenschaftlichkeit.

Solch ein Wunder von Schönheit, die schönste Frau der Welt, wie der Italiener sagte, befand sich in der Stadt, die er seine fürstliche nannte, obgleich nebenher gesagt die Bürgerschaft anderer Meinung war, und, er der Liebling der Frauen, und ihr leidenschaftlicher Verehrer, wußte Nichts von diesem Weltwunder!

Er mußte sie kennen lernen, und bestürmte Scotto, ihm ihre Bekanntschaft zu verschaffen.

Dieser lächelte, wie etwa ein älterer Mann die leidenschaftliche Heftigkeit eines Jünglings belächelt. Dann aber ward er ernster und sagte:

„Ihr habt mich aufgenommen, Fürstliche Gnaden, an Eurem Hofe, nicht wie einen Fremden, dessen Name selbst Euch unbekannt war, sondern wie einen Freund, ja fast wie einen Euch Ebenbürtigen. Zu ewigem Danke bin ich Euch deshalb verpflichtet, und ich will damit beginnen einen Theil meiner Schuld

abzutragen, indem ich Euch diese Frau zeigen werde.“

„Ah,“ rief der Kurfürst, „und das zwar gleich morgen!“

„Nein,“ versetzte Scotto, „heute noch, und noch in dieser Viertelstunde.“

„O weh!“ sagte Gebhard enttäuscht, „Ihr habt eine langweilige Schilderei, irgend ein Conterfei, das ein Künstler ersonnen hat, das kann mir wenig helfen!“

„Ihr werdet ihr Bild sehen, Fürstliche Gnaden, aber keine Schilderei, die ein Künstler erdacht hat, sondern sie selbst, und dennoch wieder nur ihr Bild. Aber habt Geduld. Verlaßt diese Stube nicht, nicht den Stuhl, auf dem Ihr Platz genommen habt, und sammelt Euere Gedanken, denn Ihr sollt ein Wunder sehen, ein Doppelwunder, ein Wunder von Schönheit, und ein Wunder der Magie. In wenigen Minuten bin ich wieder bei Euch.“

Er verließ das Heiligenzimmer mit leisen, fast unhörbaren Schritten, wie es überhaupt seine Gewohnheit war geräuschlos einher zu schreiten, und der Kurfürst, die erhaltene Weisung befolgend, blieb auf seinem Stuhle ohne sich zu rühren.

Des Sammelns seiner Gedanken bedurfte es nicht.

Sie waren einzig auf das reizende Weib gerichtet, welches er sehen sollte, und auf welche Weise das geschehen würde, war ihm so ziemlich gleichgültig.

Daß Scotto, sein Gast, wohl erfahren war in magischen Dingen, war ihm bekannt.

Er war an den Hof Gebhard's als ein italienischer Gelehrter gekommen, und hatte alsbald Proben seiner Zauberkünste abgelegt, welche alle Zweifel zerstreuen mußten.

Aber man lebte damals im Zeitalter der Zauberer und Hexenmeister, man vertrug sich mit denselben, und wenn man auch bisweilen Einen oder den Andern verbrannte, so war das meist deßhalb, weil er sich eben mießliebig gemacht hatte, und wurde auch zu jener Zeit nicht so hoch angeschlagen, da das Köpfen, Hängen, Rädern und Brennen gebräuchlicher war, als in unsern Tagen, wenn nicht eben eine kleine Revolution den Herrn Mördern und Dieben eine zeitweise freiere Bewegung gestattet.

Die zaubernden Damen, gemeinhin Hexen genannt, brannte man freilich mit Vorliebe, obgleich sie sich eigentlich meist nur mit der niederen Magie beschäftigten, ohne Zweifel ist aber hier das alte Sprichwort von den großen und kleinen Dieben in Betracht zu ziehen.

Was aber den Kurfürst Gebhard betraf, so hatte er sich mit dem Verbrennen von Hexen nur wenig abgegeben, und empfand auch jetzt nicht die mindesten Gewissensbisse, daß er, als ein geistlicher Fürst, alsbald einem Zauber-Kunststücke beiwohnen sollte, sondern gedachte einzig der Reize, welche er in kurzer Zeit sehen sollte, und schwelgte in Voraus in denselben.

Er ward plötzlich aus seinen Gedanken durch Scotto aufgeschreckt, der so geräuschlos wie er

gegangen, wieder gekehrt war, und jetzt neben ihm stand, einen etwa zwei Fuße im Durchmesser haltenden runden, mit einem schwarzen Tuche bedeckten Gegenstand im Arme haltend.

Der Verdacht einer Schilderei stieg abermals in Gebhard auf, aber Scotto ließ ihn nicht zu Wort kommen, fast gebieterisch hob er die Hand, ihm Schweigen anbefehlend, und stellte dann den mitgebrachten, stets noch verdeckten Gegenstand auf einen, etwas entfernten Tisch.

Dann löschte er die Kerzen bis auf zwei, welche er, wie es schien, sorgfältig bemessend ohnferne des Tisches aufstellte, und dann sagte er mit einem Ernste, den der Kurfürst noch niemals vorher an ihm wahrgenommen hatte:

„Fürstliche Gnaden, wollet sorgfältig auf meine Worte hören, und denselben genaue Folge leisten.

„Behaltet Platz auf Eurem Stuhle, bleibt ruhig, rührt Euch nicht, und blickt nicht rückwärts, was Ihr auch sehen oder hören möget, und eben so wenig sprecht, oder thut einen Ausruf.

„Befolgt Ihr diese meine Worte, so wird Euer Wunsch erfüllt werden, und alles gut ablaufen.

„Thut Ihr aber das Gegentheil, so kann daraus für Euch großer Schaden entstehen, und die, welche Ihr sehen werdet, kann vielleicht getödtet werden, jedenfalls aber würde sie auf Euch einen unauslöschlichen Haß werfen.

„Wollt Ihr mir genaue Folge leisten, Kurfürst Gebhard?“

Unbedingt hatte der also angesprochene das im Sinne, denn trotz seiner ersichtlichen Aufregung, und des vorher reichlich genossenen Weines, sprach er er doch nicht, sondern nickte nur bejahend mit dem Haupte.

„Wohl!“ sagte Scotto, „wohl, und wenn ich eine Frage an Euch stelle, so antwortet mir eben so wieder nur durch ein Zeichen. Jetzt aber betet schweigend, daß Alles wohl gelingen möge.“

Dann beugte er sich mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte vorwärts, leise und unverständliche Worte murmelnd, während der Kurfürst still betete, bis er endlich die etwas lauter gesprochenen Worte des Beschwörens vernahm:

„Das zähl' ich Dir zu gute, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes.“

Tief aufseufzend, wie nach schwerer Anstrengung, richtete sich Scotto jetzt auf, trat einige Schritte vorwärts und zog das Tuch von der auf dem Tische stehenden runden Scheibe.

Eine blendende Helle strömte jetzt von derselben aus, so daß der Kurfürst unwillkürlich für einige Sekunden die Augen schließen mußte.

Als er sie wieder öffnete, schien ihm das Licht weniger grell, und Scotto, der ihn mit blitzenden Augen anblickte, sagte ernst:

„Seht Ihr Etwas?“

Da der Kurfürst Nichts weiter sah als die glänzende Scheibe, so schüttelte er verneinend das Haupt.

Scotto trat jetzt heran und hielt die flache Hand einige Schritte entfernt von dem glänzenden, strahlenwerfenden Gegenstande, und etwa dreimal so weit vom Kurfürsten in die Luft, so daß diesem die Helle nun noch gedämpfter erschien.

„Blickt fest auf meine Hand!“

Bei diesen Worten entfernte er langsam dieselbe, der Kurfürst fühlte zugleich einen leichten Luftzug, als sei eine Thüre oder ein Fenster geöffnet worden, und gleichzeitig entstanden, an der Stelle wo einen Augenblick vorher sich Scottos Hand befunden hatten in nebelhaftem Umrisse die Züge eines Frauenkopfes.

Strahlenumflossen stand in der nächsten Sekunde ein wundervolles Weib vor ihm.

Dieses Weib, etwas über Mittelgröße, schlank, aber voll, hatte jenen wunderbaren, durchsichtigen, rosenrothen Teint, wie ihn Meister Rubens, dessen Wiege eben zu jener Zeit in Köln stand*), seinen Bildern zu geben wußte, der aber nicht alleiniges Eigenthum der Niederländer ist, sondern glücklicher Weise auch in Deutschland getroffen wird.

Goldblondes Haar fiel in reichen Locken auf den blendend weißen Hals, den ein reich gestickter, stehender Spitzenkragen umrahmte, und welcher mit einem leichten „güldenen Kettlein“ geschmückt war, während eine Perlenschnur bis über den Busen herab fiel.

Was diesen Busen betraf, so waren nur zwei Drittel von dessen üppiger Fülle zu errathen, denn

---

*) Rubens ward 1577 in Köln geboren.

nur diese zwei Drittel waren von dem gelbseidenen Mieder geborgen.

Dann umschloß ein purpurfarbenes Sammtgewand, niederfallend in reichen Falten, die reizenden Formen dieses Weibes, und die gespaltenen Aermel derselben ließen die runden, mit feiner Leinwand bedeckten Arme sehen, und die zierlichen weißen Hände, deren eine einen Federfächer hielt.

Haben wir schon von den Augen und den Lippen dieser Frau gesprochen?

Nun, diese Augen bewegten sich und blickten den Kurfürsten an, diese Lippen öffneten sich, eine Reihe wundervoller Zähne zeigend, und ein noch viel wundervolleres Lächeln.

Es war kein Bild, kein Phantom, keine Erscheinung, es war ein lebendes Weib.

Etwa zehn Sekunden lang hatte der Kurfürst Gebhard, diese Frau angestarrt, unbeweglich auf seinem Stuhle bleibend, als er aber jetzt ihre blauen Augen auf sich gerichtet, und ihr Lächeln sah, stieß er einen Aufschrei aus, hob die Arme, und bewegte sich vorwärts, als wolle er sie umarmen.

Einen Augenblick erschien es ihm jetzt, als nähere sie sich ihm, aber gleichzeitig lösten sich ihre Formen auch in Nebel auf, und waren im anderen Augenblicke verschwunden.

Er sah statt ihrer Scotto bei dem Zauberspiegel stehen, denn ein solcher war es ohne Zweifel, aber er schoß jetzt keine glänzenden Strahlen mehr, sondern zeigte nur eine graue, mattglänzende Fläche, und

auch das vorher strahlend erleuchtete Gemach war fast dunkel.

Eine nüchterne Prosa schien auf die so eben erzählten phantastischen Vorgänge folgen zu wollen.

Von Scotto's Antlitz war der feierliche Ernst geschwunden, mit der gewöhnlichsten Alletagsmiene von der Welt bedeckte er seinen Spiegel mit dem schwarzen Tuche, und legte denselben flach nieder, zündete die vorher gelöschten Kerzen wieder an, und nahm dann Platz an dem Tische mit den Bechern und der Kanne, indem er sich Wein einschenkte und trank.

Desto aufgeregter war der Kurfürst.

Es war dennoch eine Erscheinung gewesen, die er gesehen hatte, und kein wirkliches, lebendes Weib, trotz ihres Lächelns, und trotz ihrer funkelnden Augen, er warf aber deßhalb dennoch seine Augen in alle Winkel des Gemaches, um vielleicht doch eine Spur von ihr zu entdecken, als aber das nicht der Fall war, bestürmte er Scotto mit einer Fluth von Fragen.

Scotto wurde mit jeder Sekunde prosaischer.

Man kann nicht immer im Geschäfte sein, und auch Zauberer und Hexenmeister müssen ihre Ruhestunden haben.

Er wußte nicht Namen nicht Stand der Frau.

„Es ist eine Edelfrau oder ein Fräulein," rief Gebhard, „das zeigt ihre Kleidung.

„Es kam mir auch so vor," versetzte Scotto, indem er trank, und gleichgültig nach der Decke blickte.

„Und jetzt taucht in mir eine dunkle Erinnerung auf, als habe ich sie schon gesehen!“

„Warum das nicht, wenn sie schon länger in Köln lebt, ist es wohl möglich.“

„Aber wenn ich sie schon sah, so kam sie doch mir heute unendlich liebenswürdiger, unendlich reizender vor, als jenesmal, ja selbst schöner als alle Frauen der Welt!“

„Natürlich, weil sie in dem Augenblicke, als ich sie rief, Eurer in Liebe gedachte.“

„Ah!“ rief Gebhard, „das wißt Ihr?“

„Ich sah und fühlte es in dem Augenblicke, als ich sie beschwor.“

„Ruft sie noch einmal,“ sagte der Kurfürst hastig, „beschwört sie zum zweitenmale.“

Es schien, als unterdrücke Scotto ein Lächeln, als er sagte:

„Das geht nicht, und kann in Jahren nicht wieder geschehen, da Ihr den Zauber gestört habt.“

„Ich habe den Teufel von Eurem Zauber, wenn Ihr Nichts weiter könnt,“ versetzte der Kurfürst ärgerlich, setzte aber, als Scotto kaltblütig die Schulter zog, hinzu:

„So ein weiser und erfahrener Mann wie Ihr, lieber Signor, kann mir doch am besten mit Rath und That an die Hand gehen, thut das, und ich werde Euch ewig dankbar sein.“

„Ich bin Eurer Fürstlichen Gnaden ergebenster Diener,“ erwiderte Scotto ehrfuchtsvoller als vorher,

„und was mit natürlichen Mitteln zu erreichen ist, soll geschehen.“

Schweigend saßen sich jetzt die beiden Männer noch einige Zeit hindurch gegenüber, und namentlich schien der Kurfürst in tiefe Gedanken versunken, dann rief er endlich seine Diener und man trennte sich.

Dieser Abend aber entschied über das Schicksal des Kurfürsten Gebhard zu Köln.

Drittes Capitel.

> Die Hexen und der Zauberer
> Sie sind sich spinnefeind,
> Obgleich der Teufel beide
> Zu gleichem Zweck geeint.
> Rustifeil.

Gar absonderlich klang es herab von einem Dacherker des Hauses, welches der Kurfürst Gebhard in Köln gemiethet hatte, und in dem die vorhin geschilderten Vorgänge sich ereigneten, und ein gelehrter Musiker der Gegenwart hätte vielleicht jene Töne für interessant, kaum aber für schön gehalten.

Die Sache war die, daß in diesem Dacherker der Kurfürstliche Knecht Liborius sein Logement hatte, so oft Fürstliche Gnaden ihren zeitweiligen Aufenthalt zu Köln nahmen, und daß selbiger Liborius die Fidel handhabte, auf ganz besondere, fast fremdländische Weise, welche Einigen gar wohl behagte, wiederum Andern aber ganz abscheulich vorkam.

Das ist nichts Besonderes.

Der liebe Gott hat eben verschiedene Kostgänger.

Dem Einen gefällt die vornehme und gelehrte Musik, der Andere will nur lustige Stücklein hören,

und wieder hat es solche, denen die Ohren, seien selbige auch noch so groß, gar nicht auf die edle Musik eingerichtet sind, und die, spielt man auch die trefflichsten Stücke auf, doch wacker ihr Maulwerk spazieren lassen, scharren, kratzen und räuspern.

Noch jämmerlicher aber sind die Gesellen, die klagen und schänden, wenn ein vagirender Spielmann, oder eine fahrende Lautistin eintritt, wo man den grünen Wedel ausgehängt hat, und die den Dreier lieber durch die Gurgel jagen, als ihn auf's Notenblatt legen.

Es war also, wie gesagt, nichts Besonderes, daß Einige gar großes Wohlgefallen empfanden, wenn der Liborius die Fidel strich, und Andere wieder nicht, viel auffälliger aber will es uns scheinen, daß wir den kleinen Kraft Wehringer plötzlich da im Kurfürstlichen Logement neben Liborius sitzen, und gar eifrig seinem Spiele lauschen sehen.

Doppelt auffällig, weil Liborius, der Knecht, auch kein heuriger Hase mehr, und weil das also schon der dritte Alte, der den kleinen Kraft in Schutz genommen.

Das kömmt aber doch wohl daher, weil die Alten, hat sie der Unmuß und die Härtigkeit im Leben noch nicht ganz verstockt und widerhaarig gemacht, meist die Kinder wohl leiden mögen, aus mancherlei Grund, und schon deshalb weil die Kleinen noch nicht so boshaft als die Großen, und der alte Mann denkt, daß ihn längst die kühle Erde deckt, bis die groß geworden, boshaft und undankbar.

In Summa, der kleine Kraft saß neben Liborius und das kam also.

Als des Müllers-Erbe, in der Thalschlucht am Rhein, mit harten und unfeinen Worten den Kraft davon gejagt hatte, schmerzte diesen die Härte und Unbarmherzigkeit des neuen Müllers fast mehr als der Gedanke, daß er nun wieder heimathlos hinaus gestoßen sei in die Welt, und zu diesem Gefühle der Kränkung gesellte sich, eben so schmerzlich, der Kummer über den Tod seines alten Freundes und Wohlthäters.

Die Folie der Grobheit des Einen hob vortheilhaft des Anderen Milde.

Aber die Noth lehrt beten, und gelegentlich auch wohl stehlen, und der Hunger, der bekanntlich der beste Koch ist, hat neben dieser guten Eigenschaft auch noch andere.

Bei Kraft wirkte er auf das Gedächtniß. Er ließ den armen Jungen den schlimmen, und fast eben so den guten Müller vergessen, und ließ ihn einzig an ein derbes Stück Brod denken, was er bisweilen bekam, bisweilen auch nicht, so daß er oft genug bittre Hungerthränen vergießend, in die Weiden schlüpfte, die den Rhein säumten, um dort zu schlafen, vom Essen zu träumen, und hungriger zu erwachen, als er eingeschlafen.

Planlos folgte er dem Laufe des Stromes, abwärts ziehend, begleitet von Hunger und Kummer, die ihm Jammer und Elend auch für die Folge versprachen, als aber endlich Köln vor ihm auftauchte blieb er, trotz seiner Begleitung, dennoch erstaunt stehen.

Nie hatte er eine Stadt gesehen. Die Burg seines Junkers, ein Jägerhaus, ein paar Mühlen und einige Dörfer, das war Alles, und die Städte, von denen ihm seine beiden alten Freunde erzählten, hatte er sich ganz anders vorgestellt.

Wie die Stadt hieß, wußte er freilich nicht, das war übrigens auch Nebensache, er dachte sich blos, daß wo so viele Schornsteine rauchten, auch für ihn vielleicht ein Töpflein Suppe am Feuer stände, und daß am Ende gar unter einem der zahllosen Giebeldächer sich für ihn, den Obdachlosen, ein Winkel finden würde.

Die Bewunderung, als er endlich durch die Straßen Köln's irrte, ließ ihn fast all' seine Noth vergessen, und jetzt trat sein Schutzengel zu ihm, (man kann, wenn man will, annehmen, daß er ihm bisher in einiger Entfernung gefolgt sei,) und führte ihn an das geöffnete Thor des Kurfürstlichen Hauses.

Dort blieb er stehen, und blickte mit Erstaunen auf die stattlichen Herren, die da aus und eingingen, auf die Damen in prunkenden Gewändern, und auf die Diener, die hochmüthig dreinblickten, so daß er sie für noch höher hielt als ihre Herrschaft, da ihn aber Niemand wegwies, so trat er endlich schüchtern ein.

Nun aber gesellte sich ein Führer zu ihm, der ihn vorwärts gehen hieß.

Das war der Duft der Küche, der dem armen hungrigen Burschen unwiderstehlich befahl ihm zu folgen, und ihn bis an die Thüre der Küche

führte. Dort blieb er stehen, mit weitgeöffneten Augen in das Innere starrend.

Diese Küche war sicher zehnmal größer, als die auf seines Junkers Schloß, und wie wurde da Innen gesotten, gebraten, gedämpft und geschmort!

Kraft Wehringer fing bitterlich zu weinen an, und zufällig trat jetzt der Mundkoch des Kurfürsten, ein großer und stattlicher Mann, unter die Thüre.

„Was hast Du?“ fragte er.

„Hunger!“ gab Kraft zur Antwort, den Koch mit seinen großen Augen wohl jämmerlich genug anblickend.

Der Koch lachte:

„Wie kann man so Dumm sein, Hunger zu haben! Komm herein!“

Und drinnen legte er ihm eigenhändig einen Brodlaib, ein Messer, und auf einem Teller ein großes Stück Fleisch hin.

Das war viel für einen Mundkoch seiner Fürstlichen Gnaden.

Eigenhändig!

Aber vielleicht hatte er eben seine gute Stunde, vielleicht war's auch ein guter Kerl, und endlich hatte er sicher lange Zeit keinen wirklich Hungrigen gesehen, und Raritäten liebt man allenthalben.

Als aber Kraft sich gesättigt hatte, verließ er nicht sogleich die Küche wieder, sondern blickte nach einem Haufen Neunaugen, welche in der Küche lagen, und von denen eine bereits abgeschuppt war.

„Darf ich die abschuppen?“ sagte er zu seinem Gönner, dem Mundkoche, als der in seine Nähe kam.

„Du wirst schön abschuppen können!“ sagte der Koch, als aber Kraft nickte, zum Zeichen, daß er es doch verstehe, setzte er hinzu:

„Schupp' ab.“

Er leistete Folge und das zwar regelrecht, denn er hatte das in der Küche des Junkers von Lichtenstein gelernt, und auch beim Müller, und dann sagte er:

„Ich kann sie auch ausnehmen, aber ich muß wissen, ob sie geschmort oder gedämpft werden sollen!“

„Geschmort,“ sagte der Koch barsch, „nimm aus!“

Auch das geschah nach den Regeln der Kunst, und der Koch sagte jetzt noch barscher als vorher:

„Was das für ein verdammter, dummer Junge ist!“

Es war seine Art so, immer gröber zu werden, je mehr ihm Jemand wohlgefiel.

Kraft aber mochte wohl etwas dergleichen merken, und da ihn Niemand gehen hieß, so blieb er bescheiden in einem Winkel stehen, und wartete das Weitere ab.

In einer Ecke der Küche war eine Magd beschäftigt Holz klein zu spalten, plötzlich legte sie ihr Handbeil nieder und ging, Kraft aber trat unverzagt an ihre Stelle, und spaltete den Rest, wohlgefällig aber blickte die rückkehrende Magd auf die gethane Arbeit.

Nichts lieben die Diener mehr, als wieder Leute zu haben, die sie bedienen.

Nach einiger Zeit rief der Mundkoch durch einen Wink Kraft zu sich:

„Seit wann bist Du Deinen Eltern davon gelaufen?“

„Ich bin nicht davon gelaufen, und habe auch gar keine Eltern,“ versetzte Kraft traurig, der Mundkoch aber sagte zu dem Knechte Liborius, der ab und zu ging:

„Habt Ihr in Eurem Erker droben nicht irgend ein Loch, wo der junge Strolch da für heute unterkriechen kann?“

„Er kann mit mir kommen,“ versetzte Liborius, und Kraft folgte schweigend, aber innerlich überglücklich, dem Knechte, der ihm außerhalb der Erkerstube, unter den Ziegeln des Daches, und auf einem Bündel alten Strohes ein Nachtlager anwies.

Am nächsten Tage reichte er ihm einen alten Mantel zur Bedeckung, und am dritten nahm er ihn in die Erkerstube und, als Schlafkameraden, in sein Bette.

Jetzt war Kraft Wehringer, ohne Brief und Siegel, und ohne Wissen seiner Fürstlichen Gnaden, was auch vollständig überflüssig, unter die Zahl von Höchstderselben Diener aufgenommen, vorläufig in der Stellung als Knechtes Knecht.

Er half in der Küche, und da er mit Pferden, so gut es sein Alter gestattete, umzugehen wußte, im Stalle, er half die vom Mundkoch gekauften Vorräthe den Unterköchen nach Hause tragen, er reinigte die Kleider der Knechte, trug Botschaften, und besorgte Gänge von verschiedenster Art in die Stadt, und da ihn sein Herz treu, und der Instinkt ver-

schwiegen sein lehrte, so war er bald der Liebling aller im Hause, und selbst solcher, die sich gegenseitig gram.

Es mag sein, daß er so im Kreise der Diener und Dienerinnen des Hauses Mancherlei hörte und sah, was seine jugendliche Unschuld und Tugend gefährden konnte, allein einmal war in jenen Tagen die Tugend noch nicht so kitzlich wie heute, und ferner versteht das Kind die Sprache der Frivolität nicht eher, als bis die Natur sie ihm übersetzen lehrt, wenn gleich diese philologischen Studien bei einem Individium rascher, bei einem anderen langsamer vor sich gehen.

Kommen wir aber auf den Dacherker, und auf die Fidel zurück, welche Liborius auf so eigenthümliche Weise strich.

Sein Instrument war einigermaßen verschieden von der Fidel wie sie jenesmal im Gebrauche war, das heißt eine Zigeunergeige, eine Schetra, Paschòma oder, wie sie von den Zigeunern am häufigsten genannt wird, ein Welljùna, und Liborius, in jüngeren Jahren durch mancherlei Schicksale in der Welt umhergetrieben, hatte ihre Handhabung bei und von Zigeunern selbst erlernt.

Die Aufmerksamkeit auf sein Spiel, und das lebhafte Vergnügen, welches Kraft zu erkennen gab, als er Liborius spielen hörte, trug wohl viel dazu bei den Knaben in seiner Gunst festzusetzen, und dieses Wohlwollen wurde noch erhöht, als Kraft sein eifriger

Schüler wurde, und in der That rasche Fortschritte machte.

Wenn man will, war eben jetzt wieder eine solche Lehrstunde, denn die Methode, welche Liborius anwendete, war keine andere, als daß er Kraft vorspielte, und dieser ihm soviel als möglich die Handgriffe abzulernen, und hierauf wieder, so gut es eben gehen wollte, die Melodie nachzuspielen versuchte.

Diese abenteuerlichen, verrückten, und doch bisweilen so wundervollen Melodien, dieses heimathlosen und dennoch allenthalben heimischen Volkes!

Jetzt aber machte Kraft mit dem Kopfe eine halbe Wendung gegen die Thüre, und hob den Finger zum Zeichen, daß er etwas höre, und in der That hatte ihn sein feines Gehör, trotz seiner Aufmerksamkeit auf das Spiel, doch den Schritt eines Herankommenden erkennen lassen.

In der That öffnete sich auch bald darauf die Thüre, und ein Weib trat ein.

Diese Frau war klein, aber zierlich gebaut und von braungelber Gesichtsfarbe, als sei sie eine Ausländerin, was gewissermaßen auch der Fall war, denn sie war eine Zigeunerin.

Im Verhältniß zu dem Aussehen unserer Frauen hätte man die Eingetretene vielleicht für funfzig Jahre alt halten sollen, sie stand indessen erst am Ende der dreißiger Jahre, da die Zigeunerinnen rasch altern, während aber ihr Gesicht sie älter erscheinen ließ, als sie in der That war, verjüngte sie auf der andern

Seite wieder ihre Lebhaftigkeit und die Raschheit ihrer Bewegungen.

Pohla, so war ihr Name, war die Geliebte, die Freundin, ja selbst vielleicht sogar die Frau des Liborius, und da es vielleicht auffällig erscheinen könnte, eine Zigeunerin unter solchen, etwas zweifelhaften Verhältnissen im Hause eines geistlichen Fürsten zu finden, so wollen wir mit kurzen Worten darzuthun suchen wie sie dahin kam.

Gebhard Truchses von Waldburg wurde, nachdem er seine Studien auf den Universitäten Ingolstadt, Bourges, Bononien und endlich in Rom mit grossen Meriten beendiget, 1562 Canonicus zu Augsburg.

Im Jahre 1567 kam er in gleicher Eigenschaft nach Straßburg, und später in gleicher Eigenschaft nach Köln.

1574 wurde er Dombechant, in Straßburg 1576 Domprobst in Augsburg, 1577 endlich, am 5. Decbr., vorzugsweise durch die Bemühungen des evangelisch gewordenen Grafen Hermann zu Nuenar, Erzbischof und Kurfürst zu Köln.

Seit dem oben erwähnten Jahre 1567 aber befand sich Pohla im Hause, oder wenigstens im Dienste, des jetzigen Kurfürsten und jenesmaligen Canonicus, und zwar aus folgenden Gründen.

Die Regeln des Zweikampfes befanden sich jenesmal noch nicht in dem geordneten Zustande, wie solche später festgesetzt wurden.

Geriethen zwei aneinander, so zogen sie eben

sofort vom Leder und gingen sich zu Leibe, nicht selten aber kam es vor, daß, wurde der Handel nicht sogleich auf solche Weise beendet, Einer dem Andern später den Weg verlegte, und ihn mit Uebermacht anfiel.

Aus der Regelung solcher Raufhändel, wie sie noch heute unter den Völkern und Ständen bestehen, bei welchen das Duell, aus verschiedenen Gründen, nicht gebräuchlich, ging der eigentliche Zweikampf hervor, und keineswegs aus den Gottesurteln oder Ordalien.

Es kam aber wohl, und das nicht allzu selten vor, daß Canonici und selbst Domherrn Streitigkeiten mit dem Degen ausmachten, und so wurde eines Abends der Canonicus Gebhard von Waldburg von drei Männern, mit deren einem er des Tages vorher in Streit gerathen war, überfallen, und wäre ohne Zweifel schlimm zugerichtet, wenn nicht getödtet worden, wäre ihm nicht Liborius Stürzenbecher zu Hülfe gekommen, da es diesem nicht anstand, daß ihrer Drei über Einen waren.

Liborius war ein verdorbener Student, der mancherlei Schicksale gehabt und vielfache Abenteuer bestanden, eine Art fahrender Schüler früherer Zeiten.

Das Schicksal hatte ihn zu einer Zigeunerbande verschlagen, mit welcher er längere Zeit umherzog, ohne indessen sich derselben vollständig anzuschließen, obgleich er mit Pohla, einem Zigeunermädchen, ein Liebesverhältniß hatte.

Da er endlich Gefahr lief, durch die Eifersucht

einiger Zigeunerburschen ermordet zu werden, verließ er heimlich die Bande, am andern Tage fand sich Pohla bei ihm ein, die von der Bande geflohen, und seiner Spur gefolgt war.

Sie war deshalb eine Prasapeña, eine Geächtete, geworden, und da es ihr schlimm gegangen wäre, wenn sie zu den Zigeunern zurückgegangen wäre, so behielt er sie bei sich.

Der Canonicus Gebhard von Waldburg aber, der ohnedem eben einen Diener bedurfte, nahm Liborius zu sich und das zwar noch in derselben Nacht, und auf der Stelle, an welcher der Kampf stattgefunden hatte.

Am andern Morgen fand sich Pohla ein.

Sie hatte mit den Instinkt eines Hundes die Fährte ihres Geliebten gefunden, und trat im Hause des Canonicus mit dem Rechte einer Frau auf, und als ob sie sich schon ein Jahrzehnt dort befunden hätte.

„Wo Du bist,“ sagte sie zu Liborius, „gehöre ich auch hin, übrigens gefällt es mir hier, und wir wollen da bleiben.“

Sie schien den Wandersinn ihres Volkes gänzlich vergessen zu haben, und blieb wirklich, anfänglich als eine unwillkommene Zugabe, welche die Dankbarkeit dem Canonicus aufgebürdet hatte, später als keine unbeliebte.

Sie war, obgleich schon fünf und zwanzig Jahre alt, und trotz des raschen Alterns ihrer Race, doch immer noch eine hübsche Frau, und der Canonicus

besaß, schon in jungen Jahren, einen lebhaften Sinn für das Schöne.

Freilich sind es nur Vermuthungen, wenn wir sagen, daß Liborius wahrscheinlich nur wenig Anlage zur Eifersucht gehabt habe. Aber er war ein Phantast, er konnte sich stundenlang einzig mit seiner Fidel beschäftigen, und hatte nebenher eine Menge anderer, verrückter Dinge im Kopfe. Es war da wohl möglich, daß die vielen kleinen Thorheiten die größte, die Eifersucht, vertrieben hatten.

Was Pohla betrifft, so machte sie sich indessen dem Canonicus gegenüber nicht allein beliebt, sondern später auch nützlich, indem sie, dem oben erwähnten Sinne desselben für das Schöne Rechnung zu tragen suchte, und denselben mit der Schlauheit ihres Volkes unterstützte.

So blieb sie und Liborius im Hause des Canonicus, und Beide folgten ihm nach den verschiedenen Städten, wohin ihn sein Beruf und seine Beförderung rief, und so finden wir sie jetzt im Hause des Kurfürsten wieder.

Was übrigens die dienstliche Stellung Beider in der gegenwärtigen Hofhaltung Gebhard's betrifft, so war sie durch die vermehrte Zahl der Dienerschaft eine veränderte geworden.

Pohla suchte sich nach Kräften, und wo sich Gelegenheit bot, in ihrer früheren Eigenschaft nützlich zu machen, aber sie war nicht mehr die Einzige, welche auf diese Weise beschäftigt wurde, Liborius hingegen war längst nicht mehr der Leibdiener des

Kurfürsten, und war sogar nur selten um seine Person, aber er war sein ältester Diener, die im Hause verbreiteten Gerüchte, daß er in früheren Jahren einmal „den Herrn“ aus großer Fährlichkeit errettet, verschaften ihm bei den übrigen Dienern ein gewisses Uebergewicht, und Gebhard, welcher trotz seines leichten Sinnes ein gutes und dankbares Herz besaß, hätte ihn um Alles in der Welt nicht aus seinem Erker vertrieben.

Auf solche Weise also, waren die drei im Dacherker befindlichen Personen in das Haus seiner Fürstlichen Gnaden gekommen.

Als Pohla eingetreten war, nahm sie sofort auf einem niedern Schemel Platz, so daß sie fast auf der Erde zu kauern schien, und sagte dann:

„Höre jetzt auf mit Deiner einfältigen Welljuna, ich habe ein Wort mit dem dikkno gädscho*) zu sprechen.“

Sie zeigte hierbei auf Kraft, und fuhr dann fort:

„Sage mir einmal Söhnchen, hat man Dir gestern keinen Auftrag gegeben?“

Kraft schüttelte verneinend mit dem Kopfe, Pohla aber sagte:

„Nachhach'net Kind, das heißt lüge nicht, man hat Dir gestern wenigstens ein halbes Dutzend Aufträge gegeben, weil Du aber nun alle leugnest, so merke ich, daß man Dir verboten hat, von dem Auftrage, den ich meine, zu sprechen. Wie steht's?“

---

*) dikkno gädscho, eigentlich: Zwerg.

Kraft blickte gerade aus, aber sprach kein Wort. Wir haben bereits oben erwähnt, daß er verschwiegen war.

Liborius aber sagte jetzt:

„Ich denke, daß Du der Pohla die Sache nicht zu verschweigen brauchst.“

„Also,“ fuhr Pohla fort, „da hörst Du es, und jetzt sage die Wahrheit. Man hat Dir ein Briefchen gegeben, welches Du besorgen solltest. Wohin?“

„In die Stadt,“ antwortete Kraft.

„Dummkopf, natürlich nicht in den Rhein. Aber an wen in der Stadt?“

Der Knabe ward wie mit Blut übergossen im Angesichte, gab aber keine Anwort.

„An wen?“ rief Pohla drohend.

„An eine Frau,“ erwiderte Kraft.

„Und warum wirst Du roth, Du kleiner Hund?“

„Weil,“ versetzte der Knabe, „weil, weil sie so wunderschön war!“

„Sage doch die Wahrheit,“ schalt Liborius ein, Pohla aber rief:

„Er sagt sie, beim Beng, er sagt sie, die flachshaarige, weiß und rothe Hexe hat's dem kleinen Knirpse angethan, wie den großen Leuten. Natürlich hat Dir der fremde Signor, der seit einigen Wochen bei uns ist, den Brief gegeben?“

Kraft bejahte, Liborius aber schien jetzt aufmerksam zu werden, und sagte:

„Wie sah denn die Frau sonst noch aus, beschreibe sie doch einmal genauer.“

Mit wiederholtem tiefen Erröthen beschrieb jetzt Kraft das Bild, welches Scotto dem Kurfürsten im Zauberspiegel gezeigt hatte, und während Pohla, die ihrer Sache bereits sicher schien, kaum auf die Worte des Knaben hörte, sondern nachdenklich vor sich hin blickte, gab Liborius Zeichen der größten Verwunderung vor sich.

„Die sah ich auch,“ rief er endlich.

„Wo?“ fragte Pohla.

„Auf dem Gange, in der Nähe des Tafelzimmers vor einigen Tagen, in der Nacht. Ich ging hinunter, mir noch einen Tropfen Wein zu holen, da sah ich sie, doch nur auf einen Augenblick, als der Schein meiner Leuchte auf den Gang fiel, war sie plötzlich verschwunden, und wohin sie kam, weiß ich nicht zu sagen.“

„Ist auch gar nicht nöthig,“ versetzte Pohla trocken, „merke Dir aber: Gehe nicht mehr so späte in den Keller, es ist bisweilen nicht gut dergleichen zu sehen, vor Allem aber schweige gegen Jedermann, und auch Du, Kleiner, halte reinen Mund.“

Ohne Zweifel war Pohla des Schweigens und der vollständigen Ergebenheit ihrer Beiden Gesellschafter sicher, denn entweder hielt sie nun ein Selbstgespräch, oder sie erzählte ihnen mit großer Offenheit allerlei sonderbare Dinge.

„Es ist ein großer Zauberer,“ sagte sie, „er hat den Geist der Blonden heraus, und vor den Herrn gezaubert. Wer kann das machen so wie er? Und dennoch hat er das nicht ohne mich thun können!

Wer hat ihn die chellādi gezeigt, wer hat sie heimlich in's Schloß geführt, daß er sie bezaubern könnte? Pohla hat es gethan, und dennoch schickt er ihr jetzt durch Andere Briefe!"

Sie wandte sich jetzt zu Kraft:

„Was stand in dem Briefe, Du kannst ja lesen?"

„Er war verschlossen," erwiderte der Knabe, und setzte fast emsig hinzu: „und wäre er auch nicht verschlossen gewesen, so hätte ich ihn doch nicht gelesen."

„Narbūlo schero," sagte Pohla verächtlich, „welch' ein Dummkopf bist Du, Kind!"

Sie blickte dann nachdenklich und düster vor sich hin, und sagte endlich:

„Muß so ein großer Zauberer auch zu ganz gewöhnlichen Dingen greifen, wie die armen romnitschel."

Offenbar begannen Zweifel aufzusteigen in ihr über die Kunst Scotto's, Liborius aber, dem, wie es dem Anschein hatte, das ganze Gespräch langweilig zu werden begann, sagte:

„Der größte Zauberer auf der Welt ist die edle Musika!"

Er griff zu seiner Fidel, und that einige Striche, Pohla aber sagte:

„Der größte Narr auf der Welt bist aber Du, und kaum eine geringere Närrin bin ich, da ich diese Frau in's Haus geführt habe, die den Herrn und uns alle in's Unglück stürzen wird."

Sie stand dann auf, trat zu ihrem ehemaligen Geliebten, oder gegenwärtigen Manne, und sagte,

indem sie einen zärtlichen Blick nach ihm warf, mit schmeichelndem Tone:

„De man ch'hatschcerteskĕro tschomòni!“

Welch eine Fülle von Sehnsucht lag in dem bittenden, liebkosenden Tone dieser Zigeunerin!

Mit welchem Liebreiz wissen diese räthselhaften Töchter der alten egyptischen Könige ihre zärtlichen Wünsche vorzulegen!!

Um indessen unliebsamen Mißverständnissen vorzubeugen, wollen wir dem sittsamen Leser nicht vorenthalten, daß die obigen Worte einfach heißen:

„Gieb mir Branntwein zu trinken.“

Mit ernsten Blicken gewährte Liborius sofort diese Bitte, indem er aus einem Wandschranke die verlangte Lale hervorholte, und ihr einen ziemlich großen Becher vollschenkte, und als sie hierauf sich entfernt hatte, hörte man bis spät in die Nacht die Klänge von Liborius Fidel in seltsamer Weise ertönen. —

Einige Wochen später treffen wir im Heiligenzimmer abermals den Kurfürst Gebhard und seinen Gast, den Signor Scotto, beisammen, und der Erstere schien ganz in Feuer und Flammen

Er hatte am Morgen desselben Tages*) mit

*) Nach Andern, so z. B. in Köhlers Münzbelustigungen B. I. p. 299—1729, soll Gebhard bei Gelegenheit einer in Bonn, der Spanischen Friedenstraktaten wegen, angestellten Prozession, Agnes zuerst gesehen haben, nachdem ihm ihr Bild, aber ebenfalls schon vorher zu Köln, von Scotto in einem Zauberspiegel gezeigt worden.

Scotto einen Spazierritt gemacht, und am Fenster eines Hauses dieselbe Frau gesehen, welche ihm der Italiener, wie wir wissen, in seinem Zauberspiegel gezeigt hatte, und war dadurch vollständig außer sich gekommen.

Sie war genau so gekleidet, wie sie der Kurfürst vorher gesehen hatte, aber sie blickte ernst darein, und sah ihn nicht so holdselig lächelnd an, wie jenesmal, ja sie schien ihn gar nicht zu kennen.

Aehnlich erging es Scotto mit ihr selbst.

Er ritt schweigsam, und ihn Gedanken, neben dem Kurfürsten einher, und als ihm dieser, fast allzulaut für seine Würde, zurief aufzublicken nach dem Fenster, dauerte es ein Weilchen, bis er aus seinen gelehrten Träumereien erwachte, und es gelang ihm auch dann nicht das rechte Fenster zu finden.

Gelehrte haben mehr zu denken und zu thun als Fenster-Parade zu machen.

Der Kurfürst hatte ihn noch auf dem Wege mit Fragen bestürmt, wer das Haus bewohne, aber auch das wußte Scotto nicht, und als jetzt, selbstverständlich, am Abende wieder von der Sache gesprochen wurde, sagte Scotto:

„Ich habe Euer Fürstliche Gnaden, durch meine magische Kunst und nach Euerem Wunsche, die schönste Frau gezeigt, und ohne Zweifel war es göttliche Fügung , daß Ihr sie heute in Wirklichkeit gesehen habt, da ihr aber so lebhafte Begierde zeigt sie persönlich kennen zu lernen, so will ich auch diesen Euern Wunsch zu erfüllen suchen, und ohne Zweifel

kann ich Euch schon morgen genauere Auskunft geben."

Der Kurfürst lächelte verschlagen, und dann sagte er:

„Es ist das schönste Weib, welches ich jemals gesehen, und glänzend hat sich Eure Kunst bewährt, denn sie selbst und nicht ihr Bild, schien aus jenem Spiegel zu blicken, aber auch ich treibe ein wenig Magie, ja ich weiß jetzt sogar mehr, als Ihr, Meister Scotto. Jene Frau mit dem Goldhaar und im purpurfarbigen Kleide ist die Gräfin Agnes von Mansfeld, ein Stiftsfräulein von Girrosheim, und seit einiger Zeit hier in Köln auf Besuch bei ihrer Schwester, einer Frau von Kreichingen, und ich schwöre Euch, Signor Scotto, daß ich sie wieder sehen, und sprechen werde, ehe diese Woche vergangen ist."

Der Kurfürst hatte diese Worte triumphirend, und mit ersichtlichem Stolze ausgesprochen, weil es ihm gewissermaßen gelungen war, die Kunst Scotto's zu überflügeln, dann aber verfiel er wieder in schwärmerische Lobeserhebungen von Agnes Schönheit, und wohl deßhalb entging ihm ein Zug von Aerger, oder Verlegenheit auf Scotto's Angesicht.

Unbedingt war dieser durch die Worte des Kurfürsten höchst unangenehm berührt worden, und griff deshalb zu einem, allerdings etwas alltäglichen Mittel dies zu verbergen, indem er sich zum Kühlgefäße niederbeugte, sich einschenkte, und trank.

Seine Gesichtszüge verriethen indessen nicht die

mindeste Aufregung mehr, als er gleich darauf den Kurfürsten beglückwünschte, und dann lächelnd fragte:

„Und wer war so glücklich, Fürstliche Gnaden, Euch diesen Dienst leisten zu dürfen?“

„Nun,“ versetzte Gebhard, mit übermüthigem, einem geistlichen Fürsten nicht besonders gut lassenden Lächeln, „nun, die Person welche dieses Glück hatte, hatte es wenigstens nicht zum Erstenmale. Ich weiß nicht, ob Ihr in meinem Haushalte schon die alte, braungelbe Zigeunerhexe bemerkt habt, welche ich schon als Canonicus in Dienst hatte, die war's! Ihr wißt, wie mich die Verkörperung Eures Zauberbildes ergriff, und da Ihr mir keine Auskunft geben konntet, ließ ich die Alte rufen.“

„Sie kreuzte, nach der einfältigen Art ihres Volkes, die Arme über der Brust und sagte:

„„In einer halben Stunde sollt Ihr Nachricht haben.““

„Dann lief sie fort und war noch vor der festgesetzten Zeit wieder da, mir die Auskunft bringend, welche Ihr gehört habt.“

Diesmal entging dem Kurfürsten der Zug von Aerger nicht, welcher über Scotto's Züge flog.

Er hatte schlau berechnet, aber allzu schlau, indem er die Begierde Gebhard's auf das Aeußerste spannen wollte, und so war ihm Pohla, seine Mitwissende und Gehülfin, zuvorgekommen, diese Pohla, welche ihn zuerst auf die schöne Agnes aufmerksam gemacht hatte, und welche er zu verdrängen beabsichtigte.

Gebhard aber, gekränkte Eitelkeit vermuthend, sagte, gutmüthig wie er, trotz seiner schlimmen Eigenschaften, dennoch war:

„Laßt Euch das nicht anfechten, Signor Scotto, ich weiß freilich, daß Ihr nur in Euren Zauberspiegel hättet blicken dürfen, um zu erfahren, was ich wissen wollte, aber gelehrte Leute wie Ihr haben nicht immer Zeit zu solchen Geringfügigkeiten. Mir aber brannte die Sache auf den Nägeln, amantes amentes, und so fragte ich die alte Hexe, die Pohla. Gelegentlich will ich Euch aber noch sagen, daß ich Rath geschafft habe für die Summe, welche Ihr zu Eueren neuen wissenschaftlichen Operationen bedürfet, und daß mein Säckelmeister Euch dieselbe in einigen Tagen aushändigen wird."

Scotto verbeugte sich mit zierlichem Anstande, und hierauf verbrachten beide noch einige Stunden, mit allerlei angenehmen und „artlichen" Gesprächen in welchen die schöne Agnes eine hervorragende Rolle spielte.

Viertes Capitel.

> Nimb das, ich weiß nit was,
> Thue es do, ich weiß nit wo,
> So wird es dann, ich weiß nit wann,
> Blase draus, bis nichts bleibt im Haus.
> Georg Rem, von der Alchymie.

Der Herzogliche Rath von Rappen, welcher später, 1596, die Kanzler-Würde erhielt, war im Spätsommer des Jahres 1580 damit beschäftigt, seine Hof- und Staatskleidung abzulegen, und that das eilig, und mit einer gewissen Hast, als ob er nicht rasch genug in seine Hauskleider kommen könne.

Seine junge Frau, Martha, eine geborene Zobelin, war ihm beim Aus- und Ankleiden behülflich, und der Rath selbst befand sich ersichtlich in einer gewissen, wie es indessen den Anschein hatte, nicht unangenehmen Aufregung.

Er war so eben von der fürstlichen Tafel nach Hause zurück gekehrt, aber nicht allein der dort, ohne Zweifel, nicht spärlich genossene Wein trug die Schuld an dieser freudigen Erregung, sondern ein werthvolles Geschenk, welches er ganz unerwartet an der Tafel des Herzogs erhalten hatte.

Scotto, der sich übrigens hier in Königsberg Scottus nannte, war seit einigen Wochen in der Stadt, als der Gast des Rathes, und das erwähnte Geschenk rührte von ihm her.

Es war eine Medaille in ovaler Form, nach gegenwärtigem Maße 6.5 Centimeter hoch und 5.4 Centimeter breit, und wir wollen dieses seltne Stück, welches in verschiedenen älteren Münzwerken abgebildet ist, nach einem in unserem Besitze befindlichen Exemplare beschreiben.

Der Avers zeigt Scotto's, oder wie wir ihn jetzt nennen müßen, Scottus Brustbild, das Gesicht etwas nach links gewendet, auf dem Haupte eine Mütze mit auf der linken Seite angehefteter Feder, und großem gekräuselten Halskragen. Die Umschrift heißt:

„Efigies Hieronimi Scotti Placentini.“

Er trägt Lippen und Knebelbart, hat schöne und scharfgeschnittene Züge, und mag der Medaille nach, zur Zeit der Prägung, etwa Anfang der vierziger Jahre gewesen sein, auf den Abbildungen dieser Medaille erscheint er indessen älter.

Auf dem Revers erblickt man eine aus Wolken gehende Hand, welche geschlossen ist und vier Schlangen zusammen preßt, die sich gegenseitig beißen.

Diese Hand ist kranzförmig von einem Lorbeer und einem Palmzweige umschlossen, und oben steht zwischen zwei leichten Arabesken: „Utcumque“, welches ohne Zweifel utcunque heißen soll. Man hat über die Bedeutung dieses Wortes und über jene des

„Symbolum", der Faust mit den Schlangen, sich mehrfach am Kopf verbrochen, uns scheint indessen das Symbolum anzudeuten, daß Scottus keck und muthig allen Angreifern entgegen treten, und sie zerdrücken will, wie diese Schlangen, und die einfache Uebersetzung des Wortes utcunque, „laufe es auch ab wie es wolle," paßt dann unbedingt ganz vortrefflich.

Für Freunde der Münzkunde fügen wir noch bei, daß die Medaille ohne Zweifel Guß ist, da Scottus Porträt außerordentlich erhaben, es kömmt indessen der Avers auch ohne Revers vor, und ist dann von getriebener Arbeit.

Das Stück aber, welches Scottus dem Rathe von Rappen verehrt hatte, war von Gold und hatte fünfundzwanzig Ducaten an Gewicht, und der Rath erzählte jetzt seiner Gemahlin, auf welche Weise Scottus ihm dasselbe verehrt hatte.

„Es war," sagte er, „die Rede vom Steine der Weisen, und wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, so ging es auch hier.

„Ein Theil der in das Gespräch Verwickelten gab die Möglichkeit zu, ein andrer leugnete sie, ohne Zweifel aber glaubte von diesen wieder der größte Theil an die Goldtinktur, Alle aber hatten den Wunsch sie zu besitzen."

„Warum läugnen denn die Leute Etwas, was sie dennoch glauben?" sagte die Frau des Rathes.

„Damit man sie für gescheuter und klüger halten soll, als andere Leute," erwiederte von Rappen,

„das ist ein alter Schaden in der menschlichen Natur."

„Und wie äußerte sich unser Gast, der Signor, über die Sache?"

„Er sagte: „„Nichts ist lächerlicher als die Kunst des Goldmachens mit dem Namen: Stein der Weisen, zu belegen. Es ist eine Kunst, aber bei weitem nicht die höchste, obgleich sie Kenntnisse, Geduld und Zeit erfordert.""

„„So könnt Ihr wohl auch selbst Gold machen?"" „fragte hier, mit ziemlich ungläubigem Tone, der gelehrte Doktor Johannes Pistorius, der erst seit kurzer Zeit von weiten Reisen zurückkehrte."

„Scottus bejahte nachlässig, und sagte:

„„Wenn es Euch Vergnügen macht, hochgelehrter Herr Doktor, so könnt Ihr Euch noch heute davon überzeugen. Da ich vorläufig hier nichts Besseres zu thun wußte, so habe ich mich, nach langer Zeit, wieder einmal mit der Sache beschäftigt, und ich kann Euch sowohl eine Probe zeigen, als auch zusehen lassen, wie ich Gold verfertige.""

„Pistorius versetzte, daß er höchst begierig sei, beides zu sehen, und Scottus blickte um sich, als suche er nach irgend einem Gegenstande, dann zeigte er nach einigen von den kleinen Weizenbroden, welche nie auf der Herzoglichen Tafel fehlen, da der Herzog sie besonders liebt, und bat ihm solche zu reichen.

„Dann legte er etwa fünf oder sechs derselben vor sich hin, und bat den Doktor eines derselben zu bezeichnen, und als das geschehen war, nahm er das-

selbe in beide Hände, und brach es in zwei Theile, worauf wir, zu unser aller großem Erstaunen, in der einen Hälfte dieses Medaillon stecken sahen, welches der Signor sofort herausnahm, auf einen silbernen Teller fallen ließ, und diesen sodann dem Doktor Pistorius überreichte.

„Das Alles, das Ergreifen des Brodes, das Entzweibrechen desselben, das Herausnehmen des Goldstückes, und das Uebergeben an den Doktor geschah außerordentlich rasch, so daß wir uns kaum besinnen konnten, wie Alles vor sich ging, und jetzt sagte Scottus:"

„„Das ist Etwas, aber ich will Euch ein Stück zeigen, welches mehr werth ist.""

„„Ich errathe Eure Gedanken!""

„„Ihr mein lieber Wirth von Rappen,"" „sagte er sich zu mir wendend,"" Ihr glaubt, daß dieses Medaillon aus ächtem von mir gefertigten Golde gemacht sei.

„„Ihr, Herr Doktor Pistorius, haltet es für falsch, und Ihr, Herr Oberjägermeister von Keller, seid ärgerlich, daß ich mit meinem Gespräche das Eure mit Eurem Herrn Nachbar über den schönen Hirsch unterbrochen habe, den Ihr heute Morgen habt einkreisen lassen.""

„Meine Gedanken hatte er richtig errathen, und, wie es schien, auch die Pistorius und Keller's, nun aber sagte der dicke Rath Schweinigem, welcher neben mir saß:"

„„Jetzt, Signor, errathet auch einmal meine Gedanken!““

„Scottus sah ihn einige Sekunden lang schweigend an, und sagte hierauf:“

„„Damit ich Eure Gedanken nicht errathen soll, gebt Ihr Euch gegenwärtig Mühe, gar Nichts zu denken, und das fällt Euch durchaus nicht schwer!““

„Die in der Nähe sitzenden lachten, und vielleicht etwas lauter, als es eben dem Herzoge wohlgefällig war, denn er blickte höchst ernsthaft auf uns herunter, und so verstummte das Gespräch, doch wurde die Medaille herum gereicht, und bewundert, und Scottus bemerkte leichthin, daß er heute Morgen erst dieses sein Bildniß gefertigt*), und zum Andenken für mich bestimmt habe.“

Die Räthin von Rappen bewunderte jetzt ebenfalls auf's Neue das goldene Bildniß ihres Gastfreundes und bemerkte, nach Art sparsamer Hausfrauen, daß dasselbe von großem Werthe sein müsse, und daß die Kosten, welche der Gast im Hause verursache, wohl reichlich durch dasselbe gedeckt wären, und dann setzte sie hinzu:

---

*) Daß Scottus an herzoglicher Tafel in Königsberg diese Medaille aus einem Stücke Brod hervorzog, und sie einem von Rappen verehrte, wird allgemein angegeben, und scheint keinem Zweifel unterworfen, es wird indessen auch behauptet, daß dies ein Kanzler von Rappen gewesen sei, von Rappen aber wurde, wie oben bemerkt, dies erst im Jahre 1596. Wo und zu welcher Zeit, indessen die Medaille verfertigt worden, ist unbekannt. Die Behandlung läßt es aber als wahrscheinlich erscheinen, daß es italienische Arbeit ist.

„Wohl eben so viel werth ist die große Ehre, die Dir durch dieses Geschenk an der herzoglichen Tafel zu Theil geworden ist.“

Der Rath schien etwas nachdenklich, oder herabgestimmt zu werden.

„Ja,“ sagte er gedehnt, „das ist schon recht, aber es wollte mir scheinen, als sei der Herr Herzog ich weiß nicht recht wie ich sagen soll, kurz, er sei nicht mehr so gegen unseren Gast gestimmt, als noch vor einigen Tagen. Er blickte stets höchst ernsthaft um sich, als das goldene Schaustück ihm überreicht wurde, blickte er es kaum an, und gab es mit einer kurzen Bemerkung fast augenblicklich an seinen Nebenmann, auch richtete er, während der ganzen Tafel, nicht ein einziges Wort an Scottus.“

„Er war aber doch zur Tafel geladen,“ versetzte Frau Martha.

„Das geschah bereits vor einigen Tagen, und konnte, hätte sich auch des Herzogs Gesinnung geändert, nicht ohne allzu große Auffälligkeit zurückgenommen werden.“

„Aber,“ sagte Frau Martha, mit einer Hartnäckigkeit, wie sie so selten bei Frauen getroffen wird, „aber, er war doch auf dem Schlosse so beliebt, und ich habe immer sagen hören, daß dergleichen Zauberer und Künstler an den Höfen, und bei der Herrschaft stets wohlgelitten waren.“

Von Rappen zog die Schulter:

„Herrengunst! Ich brauche da gar Nichts weiter zu sagen! Indeß hat es mir geschienen, als sei der

Doktor Pistorius der Sache nicht ganz fremd, denn er benahm sich auch ganz eigenthümlich, fast abstoßender Weise gegen den Signor. Wir werden aber das vielleicht noch heute erfahren, da Pistorius zu uns kommen wird, um zu sehen, wie Scottus durch das Menstruum universale, welches er gefertigt hat, Gold machen wird."

Es war in der That so.

Scottus hatte schon vorher dem Rathe von Rappen versprochen ihm heute, als an einem besonders günstigen Tage, das große Wunderwerk zu zeigen, er hatte an der herzoglichen Tafel Pistorius eingeladen dem Versuche beizuwohnen, und hatte nach aufgehobener Tafel diese Einladung wiederholt, welche Pistorius mit sichtlicher Begierde angenommen, und blos nach Hause gegangen war, um sich umzukleiden, und es dauerte in der That nicht lange, als er wirklich erschien.

Als ihn aber von Rappen bezüglich seiner Meinung über Scottus und über die Stimmung des Herzogs gegen denselben befragte, war er zurückhaltend und gab ausweichende Antworten.

„Glaubt Ihr, daß man Gold machen kann?" fragte der Rath.

„Daß es Leute giebt, die es können," versetzte Pistorius, „ist keinem Zweifel unterworfen. Aber es ist eben so sicher, daß eine viel größere Anzahl von Betrügern das nur vorgiebt, um andere zu täuschen, und selbst im Trüben zu fischen. Aber sehen wir, was Euer italienischer Hexenmeister kann.

Ich kenne mich in chymischen Kunststücklein ein wenig aus, und werde ihm scharf auf die Finger sehen.“

Der gelehrte Doktor hatte ganz im Geiste seiner Zeit gesprochen.

Kaum gab es zu jener Zeit Jemand, der an der Tinctura universalis zweifelte, aber eine Menge von Beispielen hatten auch wieder dargethan, daß schlaue Schwindler, und das zwar oft auf die plumpste Weise, die Leichtgläubigkeit ausbeuteten.

Dabei bleibt indessen nicht ausgeschlossen, daß eine nicht unbedeutende Anzahl dieser Goldköche wirklich der Meinung waren, das Geheimniß zu besitzen, und dieser Glaube reichte bis in unser Jahrhundert herein.

Was Scottus betrifft, der das Goldmachen als eine Nebensache betrachtete, so betrieb er dasselbe zur Zeit nur, weil er in Königsberg, wie er sich an der herzoglichen Tafel äußerte, eben Nichts Besseres zu thun wußte, gewissermaßen aus Langerweile, und von Rappen hatte ihm zu diesem Versuche ein isolirt stehendes Gartenhaus, welches in Mitte seines großen Hausgartens stand, eingeräumt.

Dahin begaben sich jetzt die beiden Herren, da die Glocke, des im Jahre 1332 vom Hochmeister Herzog Lothar von Braunschweig erbauten Domes, so eben die bestimmte Stunde geschlagen hatte.

Schweigend schritten die beiden durch den ziemlich langen Gartenweg, der zum Gartenhause führte, in welchem Scottus sein „Laboratorium Chymicum“

eingerichtet hatte, und ihre Gedanken und Wünsche gingen in verschiedenen Punkten auseinander.

Von Rappen, welcher bemerkt zu haben glaubte, daß sein Gast nicht gern irgend Jemand in seiner Werkstätte empfing, hatte dieselbe, so lange Scottus dort arbeitete, aus Bescheidenheit nicht betreten. Er war deshalb höchst neugierig, wie sich Jener eingerichtet haben würde, und das schon deßhalb, weil er kaum je ein Laboratorium, noch weniger aber die geheimnißvolle Werkstätte eines Magiers betreten hatte.

Ferner aber freute er sich auf den Triumph, den sein Gastfreund feiern würde, denn er zweifelte nicht im mindesten an dessen Geschicklichkeit, und wenn ihm die Kälte des Herzogs gegen denselben aus leicht zu errathenden Gründen höchst unlieb war, so ärgerte ihn auf der andern Seite nicht minder das Benehmen des Doktor Pistorius und dessen geäußerte Zweifel.

Dieser Letzte dagegen, offenbar eingenommen gegen Scottus, war fast sicher denselben auf irgend einem Betruge zu ertappen, und war zugleich überzeugt, ihn in Mitte von allerlei mystischen Zauber-Apparaten zu finden.

Er fand sich übrigens getäuscht, und auch der Hausherr hatte sich Alles ganz anders vorgestellt, als er es in Wirklichkeit antraf.

Nichts erinnerte an eine Hexenküche, oder an das unheimliche Treiben eines Magiers.

Es herrschte kein von einer einzigen Lampe spärlich erleuchtetes Halbdunkel.

Keine Skelette, keine grinzenden Schädel, keine

Eule und kein schwarzer Kater, mit funkelnden Augen und gesträubten Haare, war zu sehen.

Es waren keine Zauberkreise gezogen, und eben so fehlte der specifische betäubende, in ähnlichen Localitäten fast nie fehlende Geruch.

Hingegen beleuchteten die letzten Strahlen der Abendsonne ein chemisches Laboratorium, ausgerüstet mit allen Hülfsmitteln, die dem jenesmaligen Stande der Wissenschaft entsprachen, wenn gleich diese Ausrüstung einem gegenwärtigen Studiosen der Chemie höchst seltsam vorgekommen sein würde.

Man kochte, schmolz und destillirte vorzugsweise zu jener Zeit, und diesen Operationen entsprechend, waren die Geräthschaften.

So sah man mehrere Schmelzöfen, und andere Oefen mit eingemauerten Kesseln, oder mit Sandbädern, um riesenhafte Retorten aufzunehmen, oder nicht minder große Kolben mit Helmen, und langen Schnäbeln, welche in dünnhalsige Flaschen mündeten.

Dann Phiolen, Schmelztigel, Zangen, Hämmer und anderes Geräthe, und es war Scottus nicht besonders schwer diese verschiedenen Gegenstände zu erwerben, da bereits im Jahre 1544, vom Markgrafen Albrecht I., Herzog von Preußen, die Universität in Königsberg gestiftet worden, und an zeitgemäßen, wissenschaftlichen Hülfsmitteln aller Art kein Mangel war.

Scottus selbst empfing seine Gäste im eleganten Hauskleide, und keineswegs im Talare eines Magiers, und eben so war seine Miene heiter und lächelnd,

seine Worte höflich, und vollständig den Sitten der Zeit angemessen.

Er drückte zuerst sein Vergnügen darüber aus, daß Pistorius Wort gehalten, und dem Versuche beiwohnen wolle, dann nahm er einen Bleibarren, und bat Pistorius, einige, etwa Zoll lange Stücke von demselben abzuschlagen, eines davon zur Verwandlung in Gold zu bestimmen, das andere aber zu sich zu nehmen, um es später untersuchen zu lassen.

Dann ersuchte er ihn einen Tigel auszuwählen, das Blei in denselben zu werfen und ihn alsdann auf die, bereits stark angefachte Gluth zu setzen, und nachdem dies geschehen war, sagte er:

„Ich habe Euch heute gesagt, daß die Kunst des Goldmachens Geduld und Zeit erfordere, und Ihr werdet jetzt hievon einen Beweis erhalten.

„Ich werde dieses von Euch selbst ausgesuchte Bleistück in Gold verwandeln, aber noch nicht in vollständig feines Gold. Es wird noch Blei enthalten, aber durch eine zweite, heute in neun Tagen auszuführende Operation wird es fast, in weiteren neun Tagen, vollständig fein sein. Genügt Euch das?"

„Es genügt mir," versetzte Pistorius ernsthaft.

Das Blei begann mittlerweile zu zergehen, und Scottus brachte jetzt eine kleine Phiole herbei, mit jener, unvermeidlich roth gefärbten Flüssigkeit, wie solche bei allen Alchemisten der alten Zeit, und allen den Gegenstand behandelnden Romanen der Gegenwart, gebräuchlich.

Ohne weitere Zeremonien goß er davon einige Tropfen in den Tigel, und begann dann mit einer Eisenstange in demselben zu rühren.

Während Pistorius mit Luchsaugen jede seine Bewegungen, und den jetzt stark glühenden Tigel beobachtete, erging sich Scottus in ungezwungenem und leichtem Gespräche.

Er sprach von den Umgebungen Königsbergs, von den Merkwürdigkeiten der Stadt, von den Frauen, und scherzte über verschiedene Gegenstände.

Es war kein Adept, der das große Magisterium behandelte, und Wißbegierigen, oder Ungläubigen, eine Probe ablegte, es war ein Weltmann, der Leute, die ihn besuchen, unterhält, und ihnen vielleicht, um ihnen ein Vergnügen zu machen, irgend ein kleines Kunststückchen zeigt.

Längere Zeit hatte er auf diese Weise das Metall in Fluß erhalten und nur hier und da leichthin in den Tigel geblickt, jetzt aber warf er den Eisenstab bei Seite, hob den rothglühenden Tigel von der Gluth, und goß dessen Inhalt auf eine blanke Eisenplatte aus.

Der Regulus, das heißt die ausgegossene und dann erstarrte Metallmasse, hatte ein graues Ansehen, erhielt aber durch Schaben mit einem Meisel sofort eine helle Goldfarbe, und Pistorius blickte mit kaum verhaltenem Aerger auf dieselbe hin.

„Reicht mir einen Probierstein," sagte er endlich, nachdem ihm das Metall hinlänglich erkaltet schien.

Scottus erfüllte seinen Wunsch, und sagte mit höflichem Tone:

„Ohne Zweifel kennt Ihr die besondere Eigenschaft, welche eine Mischung von Gold und Blei hat?“

„Ich kenne verschiedene Eigenschaften einer solchen Mischung,“ versetzte Pistorius ausweichend.

„Nun,“ fuhr Scottus fort, „diejenige, welche ich meine, ist die, daß Gold und Blei in gewissem Verhältnisse zusammengeschmolzen außerordentlich spröde ist, dieses Gold, welches noch einen Theil Blei enthält, zeigt dieselbe Sprödigkeit, wie Ihr Euch sogleich überzeugen könnt.“

In der That hatte Scottus nicht Unrecht.

In einem gewissen Verhältnisse zusammen geschmolzen, ist eine Legirung, eine Mischung, von Gold und Blei, so spröde, daß sie unter dem Hammer mit Leichtigkeit zu Pulver wird, und Scottus bethätigte dies sogleich, indem er durch einen leichten Meiselstoß einen Theil des ausgegossenen Metalles von dem übrigen trennte, und denselben Pistorius übergab.

Dieser probirte und sagte:

„Zuverlässig ist dies Gold enthaltendes Blei, und dem Anscheine nach sind vielleicht zwei Theile Gold auf einen Theil Blei, aber — reines Gold habt Ihr deßhalb doch noch nicht gemacht.“

Es war ersichtlich, daß der Doktor sich ärgerte, weil Scottus doch wirklich Gold hervorgebracht hatte, vielleicht aber noch mehr deshalb, weil er die Eigen-

schaft der Spröde der Mischung nicht gekannt hatte. Scottus aber versetzte sehr höflich:

„Wollet bedenken, geehrter Herr Doktor, daß ich Euch nicht mehr versprochen habe.

„Ich versprach Blei in Gold zu verwandeln, es ist aber bekannt, daß unter Verwandeln*), verstanden wird: Reinigen. Daß aber Körper von ihrem Unrathe können befreit werden, wird Niemand in Abrede stellen. Es ist auch das Gold kein urständiges, einfaches Wesen, sondern es ist aus Mercurio, Salz und Schwefel zusammen gesetzt, und zwar aus dieser Dinge ihren reinsten Theilchen, und in solchem Verhältniß, daß es alle die Eigenschaften und Proben hält, die man von Gold verlangt. Blei besteht auch aus dergleichen Theilchen, nur daß sie in anderem Verhältniß und nicht so rein verknüpft sind. Wenn ich nun weiß die überflüssigen Theile zu scheiden, und die unreinen Theile zu reinigen, so erhalte ich Gold.

„Daß diese Reinigung auf einmal nicht vollständig vor sich gehen kann, sagte ich Euch vorher, aber in zweimal neun Tagen wird sie vollendet sein.

„Nehmt," fuhr Scottus fort, „die Hälfte dieses dieses Ausgusses mit Euch, und eben so ein Stück von dem Blei, welches Ihr selbst abgeschlagen habt,

---

*) Diese Stelle findet sich bis zu: „so erhalte ich Gold" wörtlich in: D. Hieron. Ludolfs, öffentl. Lehrer der Chymie und Mathematik, Decanus, Stadtphysikus ꝛc. zu Erfurt, Einleitung in die Chymie. Erfurt 1752. p. 22—23.

damit Ihr beide von einem Goldschmiede mögt prüfen lassen."

„Das ist nicht nöthig," erwiderte Pistorius fast geringschätzig, „ich habe mich bereits überzeugt, und bedarf keines Goldschmiedes."

Er ergriff indessen jetzt den fast vollständig erkalteten Tigel, und stürzte denselben um.

Es fiel eine Menge Bleiasche aus demselben, eine Gemenge von metallischem Blei und Oxyden desselben, welches erhalten wird, wenn Blei an offener Luft und unter öfteren Umrühren geschmolzen wird, aber der gelehrte Doktor berücksichtigte dieselbe nicht.

Es waren die unreinen Theile des Bleies, deren Scottus vorhin erwähnt, und von welchen er es befreit hatte, und diese Theorie wurde jenesmal von Niemand bezweifelt, ja wir sehen sie von Ludolf selbst noch fast zweihundert Jahre später, fest gehalten.

Es kam nur darauf an es zu verstehen, die unreinen Theile zweckmäßig zu entfernen.

Der Doktor kümmerte sich nicht um die Bleiasche, dagegen untersuchte er sorgfältig den Tigel selbst, und als er, wie es den Anschein hatte, nicht fand, was er suchte, warf er einen Blick nach den übrigen Tigeln, welche auf einem Gesimse standen, und aus deren Reihe Scottus einen zu seinem Versuche genommen hatte.

„Was sucht Ihr, geehrter Herr Doktor?" fragte Scottus höflich.

Mit weniger Höflichkeit erwiderte jetzt aber Pistorius:

„Bisweilen bedienen sich die Alchymisten Tigel mit doppelten Böden, zwischen welchen Gold verborgen ist, und der obere Boden wird, beim Umrühren, während des Schmelzens entweder eingestoßen, oder er besteht aus einer leichtflüssigen Materie.“

Scottus machte schweigend mit der Hand eine Bewegung gegen die Tigel, welche noch auf dem Gesimse standen, als Zeichen, daß Pistorius dieselben besichtigen sollte, und dieser untersuchte sofort dieselben mit größter Sorgfalt, mußte aber endlich eingestehen daß es ihm nicht gelungen sei, etwas Verdächtiges zu finden.

Ersichtlich befand er sich in einiger Verlegenheit, und Scottus, welcher ihn ruhig hatte gewähren lassen, und seinem Treiben mit unterschlagenen Armen zusah, trat jetzt zu ihm, und sagte mit halb gefalteter Stirne, und eigenthümlichem Lächeln:

„Es scheint, Herr Doktor, Ihr seid mein Freund nicht, und es wäre Euch lieb, wenn Ihr mich als einen Betrüger hinstellen könntet. Ich will Euch aber jetzt ein Stück zeigen, was Euch die Lust dazu wohl vertreiben soll.“

Er schloß einen Wandschrein auf, und nahm eine kleine Phiole aus demselben, welche eine klare, etwas gelblich gefärbte Flüssigkeit enthielt, dann blickte er, suchend nach irgend einem Gegenstande, im Gemache umher, und endlich ergriff er einen kleinen Eisenstab, wie man solchen zum Umrühren

von geschmolzenen Metallen braucht, und wollte ihn in die Phiole tauchen, aber der Hals derselben war zu enge, er legte den Stab deshalb wieder bei Seite, und nach einigem weiteren Umhersuchen blieb sein Blick auf einem in die Wand eingeschlagenen Nagel haften, welchen er sofort mittelst einer Zange auszog und am oberen Theile desselben mit Daumen und Zeigefinger anfaßte, und frei vor sich hin hielt.

In die andere Hand nahm er die Phiole und tauchte den Nagel, der stark mit Rost überzogen war, in die in derselben befindliche Flüssigkeit.

Nach wenigen Augenblicken stiegen kleine Gasblasen an dem Eisenstücke auf, dann trübte sich die Flüssigkeit leicht, um bald darauf sich wieder zu klären, und jetzt war der Nagel, so weit er in die Flüssigkeit getaucht worden war, nicht mehr rostiges Eisen, sondern funkelndes Gold.

Der Rath von Rappen hatte schon bei der Verwandlung des Bleies in Gold, oder bei der „Reinigung des Bleies," lebhafte Zeichen der Bewunderung von sich gegeben, jetzt aber brach er in laute Lobeserhebungen aus.

Der Doktor Pistorius, kein Auge von der Phiole, und von Scottus Fingern verwendend, konnte nun selbst einen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken.

Scottus aber war ernst, und seine leicht gerunzelte Stirne schien darauf hinzudeuten, daß das Experiment seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Jetzt zog er den halb in Gold verwandelten

Nagel aus der Flüssigkeit, tauchte ihn in ein Becherglas mit Wasser, legte ihn hierauf auf einen Ambos und trennte, mittelst Meisel und Hammer, das Gold von dem Eisen, worauf er mit der Feile die beiden Schnittflächen reinigte, und beide Stücke, das Gold und das Eisen, Pistorius überreichte.

„Ihr seht hier," sagte er, „reines Gold, und hier, das, was es vor wenigen Sekunden war, Eisen. Nehmt nun die zwei Stücke zu Euch um Euch zu Hause noch genauer zu überzeugen."

Fast unwillkürlich machte der Doktor eine leichte Verbeugung, und nahm diesmal ohne Widerrede, die Proben zu sich.

An eine Verwechslung war nicht zu denken, er hatte dem Signor in nächster Nähe allzuscharf auf die Finger gesehen, und schon das Gewicht überzeugte ihn, daß die untere Hälfte des Nagels wirkliches Gold war.

Was aber uns, Autorem nämlich, betrifft, so können wir den geehrten Leser, welcher, mit mehr oder weniger Langerweile, diesen alchymistisch-chemischen Experimenten gefolgt ist, die Versicherung geben, daß Scottus in der That den Nagel nicht mit einem anderen vertauschte, daß der Kopf des Nagels und dessen obere Hälfte aus gutem Eisen bestand, während der untere Theil, so weit er in die Flüssigkeit getaucht wurde, reines Gold war, und, was unbedingt noch mehr ist, wir werden noch im Laufe dieser merkwürdigen Erzählung das Recept zu diesem

„Stück“ geben, so daß Jedermann im Stande sein wird, dasselbe nach zu machen.

Hat also der geneigte Leser es nicht bereits vorgezogen, löblicher Weise diese wunderbare Geschichte käuflich an sich zu bringen, so sind wir wenigstens überzeugt, daß er nicht anstehen wird die Fortsetzung derselben aus der Leihbibliothek zu holen.

Man findet nicht in jedem Buche ein Recept aus eisernen Nägeln goldene zu machen!

Scottus that mehr!!

„Ich wiederhole,“ sagte er, „daß die Verfertigung des Goldes schwierig, indessen nicht allzuschwierig ist.

„Aber ich werde Euch Herren nun eine weitere Kraft dieser meiner Tinctura zeigen, ein Experimentum, bei dem durch selbige Tinctura universalis eine Art von Palingenesia naturalis fürgestellt, und ins Werk gesetzt werden wird.“

Er goß hierauf den Inhalt der Phiole, in welche er den Nagel getaucht hatte, in ein Becherglas, nahm aus dem Wandschrein eine zweite Phiole mit einer ebenfalls schwach gelblich gefärbten Flüssigkeit, und goß einige Tropfen desselben in das Becherglas.

Ein Ausruf der Bewunderung wurde gleichzeitig von den beiden Zuschauern gehört.

Die schwach gefärbte Flüssigkeit war sofort in eine wunderbar blau gefärbte verwandelt.

„Dies ist,“ sagte Scottus mit stolzem Selbstgefühl, „dies ist das wunderbare, und bis heute noch nicht allgemein bekannte, Pigmentum, oder der Farb-

stoff, Indicum, oder Indigo benannt, so von den Holländern, vor zwanzig und etlichen Jahren, aus denen indischen Landschaften nach unserem Welttheile gebracht worden ist, und die Operation, vermöge welcher ich selbiges Pigmentum verfertiget, ist mehr werth als die Hervorbringung des Goldes."*)

Scottus verbeugte sich jetzt steif und förmlich gegen die beiden Herren, und sagte in gleichem Tone:

„Für heute habe ich den beiden Herren kein weiteres Experimentum mehr zu zeigen," worauf sich beide verbeugten, und nach einigen allgemeinen Höflichkeits-Formeln das Laboratorium verließen.

---

*) Scottus, obgleich er in der That keinen Indigo erzeugte, der allerdings, wenn gleich noch nicht allgemein bekannt, doch schon zur angegebenen Zeit nach Europa gebracht worden war, hatte dennoch Recht, wenn er die Verfertigung seiner blauen Farbe über das Goldmachen setzte. Das was er darstellte, war Berlinerblau, eine spätere Goldquelle für Viele, und obgleich das Berlinerblau erst im Jahre 1710 von dem Fabrikanten Dierbach in Berlin durch Zufall entdeckt, und hierauf 1724 durch Woodward in London allgemein bekannt wurde, so ist es doch kaum zu bezweifeln, daß auch schon in früheren Zeiten eben wieder der Zufall einzelne Laboranten dessen Entdeckung gelingen ließ, welche aber, wie hundert andere Erfindungen, wieder verloren ging. So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, kaum ein Zweifel, daß Beireis bereits im vorigen Jahrhunderte den blauen Ultramarin kannte und zu verfertigen verstand. Theils aber mochte der Werth ähnlicher Erfindungen von manchen nicht hinlänglich gewürdigt worden sein, andern fehlten die Mittel dieselben auszubeuten, endlich aber ging wohl auch durch Geheimnißkrämerei manche schätzbare Endeckung verloren. —

Von den Wundern, welche sie so eben gesehen hatten, sprach Keiner von ihnen eine Sylbe, desto mehr war aber das der Fall, als sich Beide im Freien befanden, und Scottus, der sie selbstverständlich beobachtete, errieth an ihren heftigen Gestikulationen leicht den Gegenstand ihres Gespräches.

Als beide das Haus des Rathes erreicht hatten, wurde die Sache ausführlicher besprochen, und Pistorius gestand, wenn gleich mit ersichtlichem Mißbehagen, daß er überzeugt sei, daß Scottus Gold verfertigen könne, und fügte hinzu:

„Das Experimentum mit dem prachtvollen Indicum, welches er mit seiner Goldtinktur hervorgebracht, ist eben so merkwürdig, und an eine Täuschung ist da nicht zu denken!"

„Und dennoch," sagte die Räthin von Rappen, welche die Neugierde herbei geführt hatte, um den Verlauf der Sache zu erfahren, „und dennoch scheint Ihr schlecht auf den Signor zu sprechen."

Pistorius zog schweigend die Schulter, und auch von Rappen war ziemlich schweigsam geworden, denn mancherlei Bedenken waren ihm erwacht.

Daß sein Gastfreund Gold machen könne, war über allen Zweifel erhoben, er hatte es mit eigenen Augen gesehen, und selbst Pistorius mußte es eingestehen. Kaum ist es aber zu läugnen, daß es nicht unangenehm ist, einen Mann als Gast zu beherbergen, der zum Zeitvertreib Gold macht, und obgleich der Rath nicht habsüchtig war, so drängten sich ihm doch unwillkürlich allerlei nicht unerfreuliche Consequentia auf.

Aber jede Sache hat zwei Seiten, und diese zweite, bedenkliche Seite war Herzogliche Gnaden.

Niemand konnte es entgangen sein, daß der Herzog heut kalt, ja fast abstoßend gegen Scottus war.

Warum?

Er ging jetzt Pistorius scharf zu Leibe, da es allen Anschein hatte, als wisse dieser die Ursache von des Herzogs Benehmen, und bat ihn unumwunden ihm dasselbe mitzutheilen, und endlich sagte Pistorius:

„Wohlan, unter der Bedingniß, daß, vorläufig wenigstens, die Sache noch unter uns bleibt, will ich Euch den Grund sagen.

„Der Herr Herzog hat allerlei schlimme Händel erfahren, welche Scottus in Köln angerichtet, und ich selbst war es, welcher ihm diese Nachrichten überbrachte, da ich bei meinem Aufenthalte in Köln ausführlich und zuverlässig berichtet wurde.“

Er erzählte jetzt, was uns bereits bekannt, wie nämlich Scottus dem Kurfürsten Gebhard in einem Zauberspiegel die schöne Agnes gezeigt, und den, ohne dem etwas leichtsinnigen Herrn, hierdurch vollständig in Feuer und Flammen gesetzt.

„Es scheint,“ fügte er hinzu, „daß dieser Scottus, neben magischen Mitteln, sich auch natürlicher, und wenig feiner, bedient habe, und ist mir selbiges durch eine alte Dienerin des Kurfürsten, so zigeunerischer Abkunft, weitläufig offeriret worden, da sich diese Person durch Scottus fast gänzlich aus der Gunst des Kurfürsten verdrängt sah, keinem Zweifel aber ist es unterworfen, daß Scottus, schon ehe er sie dem

Kurfürsten zeigte, mit der Agnes genauer bekannt war, sie öfters heimlich besuchte, und eben so daß sie sich in jener Nacht im Hause des Kurfürsten aufhielt, in welcher dieser Scottus ihren Geist erscheinen ließ.

„Gebhard aber scheint, theils durch seine natürliche Lüsternheit, theils aber wohl auch durch magische Media des Scottus, ganz toll geworden zu sein, setzte alle seine Stande schuldige Rücksichten bei Seite, und besuchte täglich die Mansfelderin, bis ihn endlich unabweisbare Geschäfte aus Köln riefen.

„Obgleich ich nun nicht weiß, wie die Leute so genau unterrichtet sein können, so wird dennoch dort im Lande behauptet, daß während jener Zeit zwischen dem Kurfürsten und seiner geliebten Agnes nichts Ungebührliches solle vorgefallen sein, und ich will solches Testimonium nicht umstoßen, hingegen — —“

Wir wollen jetzt aber statt des, vielleicht etwas gegen Scottus und den Kurfürsten eingenommenen Doktor Pistorius, Johann Hieronimus Locher*) sprechen lassen, und beginnt derselbe, nachdem vorher Weiteres berichtet, merkwürdiger Weise mit demselben Worte, mit welchem wir Pistorius unterbrechen.

„„Hingegen,“ sagt er, „„fügete es sich noch in diesem Jahre 1579, daß der berühmte Held Graf

*) Samlung merkwürdiger Medaillen, siebentes Jahr, 1743, in welcher wöchentlich ein curieuses Gepräg, 2c. 2c. an das Licht gegeben von J. H. Lochner. Nürnberg bei Peter Conrad Monath.

Peter Ernst von Mansfeld aus den Niederlanden nach Thüringen reisen wollte, und den 15. Decemb. zu Beuel, wo sich damals der Churfürst aufhielt, nebst seiner Gemahlin Maria, und derselben Schwester, unserer Agnete, ankam: wiewohl andere wollen, diese seye besonders, um sich mit ihren Freunden zu abuchiren, allda eingetroffen.

„„Gebhardus hatte nicht so bald die Anlangung dieser Gäste vernommen als er selbige zu sich auf das Schloß bat: das sie aber wegen des schon späten Abends deprecirten.

„„Es wurden ihnen also nur Speisen und Wein in das Quartier geschicket, und dafür des andern Tages ein großes Festin bei Hof gehalten: da sich denn das Mittagmal, nebst darauf erfolgten Lustbarkeiten, Tanzen, und dergleichen bis in die Nacht verzog.

„„Was nun weiter erfolget erfuhr man nachgehends durch Aussage eines Cammerdieners des Churfürsten, und einen Bedienten der Gräfin: daß nemlich der Churfürst, als alle andern, von Wein und Ergötzungen satt, in ihren besonders angewiesenen Schlafzimmern geruhet, die Agnesem mit verliebten discursen unterhalten, und sie endlich mit in sein Schlafzimmer zu kommen vermöget: da er dann nach wenigem jungfräulichen Widerstand zu seinem Zwecke gelanget, und sie die ganze Nacht bei sich behalten.

„„Dieses ging also auch die folgenden Nächte,

während zweywöchigem Aufenthaltes des Grafen von Mansfeld, fort.

„„Nach dessen Abschied verfügte sich die Agnes zu dem Grafen von Nuenar nach Muers: Da bald der Churfürst sie, bald sie denselben heimlich zu Kaiserswerth besuchte: bis Graf Peter Ernst aus Thüringen zurück kehrte: dem Gebhardus die sogenante Canzley zu Bonn einraumete: wo sich auch als bald die Gräfin Agnes einfand, der Churfürst aber meistens auf dem nah gelegenen Schloß Poppelsdorf residirte: so daß sie täglich hie oder dort zusammen kamen.““

Nachdem der Doktor Pistorius das Vorstehende berichtet hatte, entstand eine kleine Pause, und dann sagte die Räthin von Rappen:

„Es war doch recht unverschämt von der Agnes, so lange allein mit dem Gebhard sitzen zu bleiben, und endlich gar — — pfui tausend!“

Pistorius lächelte, der Rath von Rappen aber sagte verdrießlich:

„Ach Gott das liegt mir wenig am Herzen. Mich kümmert das, was unsern Gast angeht. Wie kam er denn von Köln fort?“

„Darüber habe ich Nichts erfahren können,“ versetzte Pistorius. „Der Kurfürst Gebhard war so ganz und gar mit seiner Agnes beschäftigt, daß er wohl wichtigere Dinge aus den Augen verlor, als diesen Scottus, als dieser aber sah, daß Gebhard wenig mehr sich mit ihm abgab, war er eines Tages spurlos verschwunden. Im Uebrigen spricht

man davon, daß ihm Gebhard ein bedeutendes Geschenk gemacht habe."

„Am Ende ist das Verbrechen nicht so groß," sagte nach abermaligem kurzen Stillschweigen von Rappen, „daß er dem Kurfürsten das Bild dieser Agnes gezeigt. Dieser Kölner Kurfürst scheint überhaupt auf die Weibsen mehr als gebührlich zu schauen, und wäre wohl auch ohne Scottus mit selbiger Agnes zusammengekommen."

„Ihr vergeßt," erwiderte Pistorius, „daß er heimlich mit der Gräfin verkehrte, und dann ohne Zweifel magische Mittel anwendete um den Kurfürsten in ihr Liebesnetz zu locken, denn jene Zigeunerin schwört hoch und theuer, daß die Mansfelderin die Stube nicht betreten, und dennoch hat der Kurfürst ihr Bild, oder ihren Geist drinnen deutlich vor sich gesehen, und deßhalb giebt Jedermann in Köln dem Italiener die Schuld an diesem ärgerlichen Handel."

„Daß er aber Gold machen kann, ist gewiß," bemerkte jetzt von Rappen, auf ein anderes Thema übergehend.

„Es hat den Anschein," versetzte Pistorius, „ich muß wohl jetzt daran glauben, und werde dem Herzoge genauen Bericht über das ganze Experimentum abstatten."

Der Rath von Rappen kraute sich am Ohre:

„Der Herr Herzog! Es ist eine fatale Geschichte Was rathet Ihr mir zu thun?"

Pistorius zog die Schulter:

„Da ist es schwierig Rath geben! Was mich betrifft, so halte ich wenig auf diesen Italiener. Schon das ist auffällig: In Köln nannte er sich Scotto, hier Scottus. Aus welchem Grunde? Es steht zu vermuthen, daß auch hier eine schlimme Absicht unterliegt. Daß er ein geschickter Chymikus, kann freilich nicht geläugnet werden, aber — —, nun, wenn ich rathen soll, so geht mein Rath dahin, sich nach dem Herrn Herzog zu richten."

Der Doktor empfahl sich, und als er das Haus verlassen hatte, sagte die Räthin von Rappen:

„Es ist eine rechte Schande, die Geschichte mit der sauberen Agnes da, und dem Herrn Kurfürsten, und so ein Herr sollte sich schämen, auf so Eine was zu geben, wo so frei und unverschämt ist aber," setzte sie hinzu: „Vielleicht kannst Du doch noch geschwind von Signor Scottus das Goldmachen lernen."

Es war das einer von den Sprüngen, welche Damen bisweilen im Gespräche zu machen pflegen, und da von Rappen nachdenklich vor sich hinblickte, und keine Antwort gab, so fuhr sie fort:

„Der Herr Doktor Pistorius hätte auch was Gescheiteres thun können, als seine Herzogliche Gnaden aufzuhetzen!"

Von Rappen nickte, und sagte endlich:

„Ja, aber der Rath, den er mir gab, war dennoch der beste. Ich muß mich nach dem Herrn Herzog richten!"

Es scheint also geschehen zu sein.

Einige Tage, nachdem Scottus, vor den Augen des Doktor Pistorius, seine Probe in der Goldmacher=

kunst abgelegt hatte, suchte er beim Herzoge um eine Audienz nach, ohne Zweifel weil er hoffte, daß seine alchymistische Geschicklichkeit nun die gehörige Wirkung gethan habe.

Er hatte sich indessen getäuscht.

Sein Gesuch wurde abschlägig beschieden, und kurze Zeit darauf war er so spurlos aus Königsberg verschwunden, wie ein Jahr vorher aus Köln.

Es ist so wenig bekannt, wie er mit dem Rathe von Rappen auseinander kam, als unter welchen Verhältnissen es sich gestaltet hatte, daß er dessen Gast geworden war.

Indessen ist anzunehmen, daß ihm die Gönnerschaft des Rathes zweifelhaft erschien, und ohnedem auch wohl kaum gegnügt haben würde, indem es ohne Zweifel sein Plan war, mit Personen höheren Ranges in nähere Verbindung zu treten.

Fünftes Capitel.



Der Glaube an Gespenster ist so alt als die Welt, da man aber einmal mit sich einig war an Gespenster zu glauben, so hatte man auch bald deren Vernunftmäßigkeit sich vordemonstrirt.

v. Dobeneck.
Des deutschen Mittelalters Volksglauben 2c. 1815.

Wir müssen, aus Gründen, auch in diesem und dem folgenden Capitel, uns fast ausschließlich wieder mit Scottus beschäftigen, obgleich in einem Zeitraume von fast vier Jahren alle Nachrichten über denselben fehlen, und es durchaus unbekannt, wo er sich während dieser Zeit aufhielt, und ob er Deutschland ferner zum Schauplatz seiner Thätigkeit ausersah, oder in stiller Beschaulichkeit in den Orangenhainen seines Vaterlandes seine Zeit verbrachte.

Da dies letzte aber ziemlich unwahrscheinlich ist, so steht zu vermuthen, daß er entweder unter einem andern Namen an einem oder dem anderen Orte Deutschlands sein Wesen trieb, oder vielleicht auch außerhalb unseres Vaterlandes sein Künste übte.

Im Jahre 1584 finden wir ihn indessen wieder in unserem Vaterlande, und das zwar in Danzig.

Wie er es liebte, und wie es in jener Zeit wohl auch kaum anders zu machen war, hatte er sich wieder als Gast Aufnahme zu verschaffen gewußt, und zwar diesmal im Hause des Bürgermeisters Schachmann, eines der angesehensten Männer der Stadt.

Er selbst aber, und darin stimmen alle Angaben über ihn überein, stand in Danzig längere Zeit in großem Ansehen, bis endlich — doch wir wollen dem Gange unserer Erzählung nicht vorgreifen.

Wir finden ihn im Hause Schachmann's, und mit diesem selbst in eifrigem Gespräche, und das zwar in einer für gewöhnlich wenig betretenen Stube eines Thurmes, welcher am Ende von Schachmann's Hause angebaut war, oder besser: an welchen das Haus selbst angebaut war, da der Thurm älter als die übrigen Baulichkeiten.

Es war ein hohes, gewölbtes Gemach, mit Spitzbogenfenstern, die mit Glasmalereien geschmückt waren, während die Wände Reste von Wandgemälden zeigten, wie solches gebräuchlich war, ehe man begann dieselben zu vertäfeln.

Dieses Gemach, mit seinen halbzerstörten Wandmalereien, hätte heute zu Tage jeden Alterthümler in Entzücken versetzt, während es dem modernen Menschenkinde ein verächtliches Lächeln abgenöthigt hätte, und wenn aus keinem anderen Grunde, als eben, weil es alt war.

Zu jener Zeit aber gerieth man weder in Entzücken über dasselbe, noch belächelte man es, sondern

man mied dasselbe einfach, weil es dort „nicht geheuer" war.

Es war hoch, hell und luftig, wenn auch nicht im Sinne der modernen Luft- und Lichtarchitektur, aber trotz der hohen und fast zwei Drittel der Wände einnehmenden Fenster, spuckte es dennoch dort.

Es hat eben jedes Zeitalter seine Marotten.

In der Familie des Bürgermeisters Schachmann, welche seit langer Zeit im Besitze des Hauses war, gab es aber Ueberlieferungen, welche Beides bestätigten, das Spucken und die Marotte.

Einer hatte das in der Thurmstube gehört oder gesehen, der Andere jenes, bisweilen übereinstimmend, bisweilen ganz entgegengesetzt, und wenn mitunter Decennien vergingen, ohne daß irgend jemand etwas Verdächtiges bemerkte, so häuften sich dafür zu anderer Zeit wieder die Abenteuerlichkeiten.

Doppelt eignete sich also die Thurmstube zu dem Gespräche des Hausherrn und seines Gastes, einmal weil sich dort Beide ungestört besprechen konnten, und dann, weil der Gegenstand ihrer Unterhaltung eben Spuck, Gespenster und verwandte Dinge betraf.

Der Bürgermeister war ein ganz besonderer Freund von dergleichen, und Scottus fand durch diese Liebhaberei so vielfache Beschäftigung, daß er nicht mehr nöthig hatte, wie früher in Königsberg, Gold zu machen, um seine müßigen Stunden auszufüllen, sondern seine, uns von Köln her wohl bekannten Kenntnisse in der Magie reichlich verwerthen konnte.

Man darf aber nicht glauben, daß der Bürgermeister Schachmann ganz besonders „abergläubisch und unaufgeklärt" gewesen.

Er war es nicht mehr und nicht weniger als alle seine Zeitgenossen, nur trug er mehr Lust mit Geistern und Gespenstern in näheren Verkehr zu treten, als viele andere Leute, und eben das war es, was Scottus besonders in seiner Gunst befestigte.

In der That war aber auch zu jener Zeit die Welt von einer Unzahl von spuckhaften Wesen bevölkert, und wenn die Gegenwart ihre fixen Ideen hat, die Selbstüberschätzung, den Papier-Actien- und Börsenschwindel, und eine Menge anderer schöner Sachen, so litt auch die Vorzeit an Blödsinn und Betrug keinen Mangel.

Wir müssen es wiederholen: Jede Zeit hat ihre Marotten.

Einen großen Theil der Gespenster und Unholde erhielten aber unsere Vorfahren auf dem Wege der Erbschaft.

Es gingen klassische Gespenster aus der Griechen- und Römerzeit auf sie über, die Heidenzeit der Barbaren lieferte einen guten Theil, und die Periode, in welcher das Christenthum mit den alten Heidengöttern kämpfte, stellte ein reichliches Contingent, denn es will scheinen, als sei nicht selten einer der abgeschafften alten Götter in ein halbes Dutzend Gespenster umgeschaffen worden, vielleicht theils aus Pietät, theils aus Oekonomie, um ihn nicht gänzlich umkommen zu lassen.

Von diesen alten Spuck-Erbschaften sprach Scottus mit dem Bürgermeister Schachmann.

Er sprach von Lamien, Striges und Lemuren. Von den Wehrwölfen, deren schon Plinius erwähnt, und welche sich fast bis auf unsere Zeit erhalten haben, und ferner von der wilden Jagd, welche, wie es scheint, Diana zuerst mit einem Gefolge von Frauen in Aufnahme brachte, die dann König Artus ausübte, hierauf der König Abel, der die Luft in Holstein unsicher machte, bis endlich der wilde Jäger, der Ritter von Rodenstein, oder Wer, das Geschäft übernahm, und den nächtlichen Wandrer schreckte und schädigte.

Mit gebührender Anerkennung wurde da des getreuen Eckard gedacht, dieses rechtschaffenen Gespenstes, welches der wilden Jagd vorauszieht, wehrend, warnend.

Und in der That ist das eine wundervoll reizende Mähr, die von dem alten Getreuen, ächt deutsch, und wiegt wohl hundert andere, blödsinnige Spuckgeschichten reichlich auf.

Die Wald- und Moosweibchen schlossen sich da passend an, da der wilde Jäger sie jagt und hetzt, und wie es scheinen will, wohl auch hier und da als Wildpret verzehrt, und dann gedachte Scottus ferner der Wald- und Quellenfeien, der Walküren, die bisweilen den Schlachten Schlagenden helfen, bisweilen sie schädigen, dann aber wieder, als gar artige Mundschenkinnen, dem verirrten Jäger einen

Trunk kredenzen, und ihm wohl, gefällt er ihnen, ein güldenes Becherlein verehren.

Gar viel dergleichen Geister, gute und schlimme, hat es draußen im wilden Forste, auf der nächtlichen, nebelbedeckten Haide, im Geklüfte der Felsen, und droben auf einsamer, öder Kuppe des Gebirges, und Scottus war wohl erfahren in der ganzen Sippe, und wußte zierlich und artig von ihnen zu sprechen.

Nicht ohne Wohlgefallen hörte ihm Schachmann zu, ganz befriedigt war er aber dennoch nicht.

„Das wovon Ihr sprecht, werther Signor Scottus,“ sagte er, „ist schön, und wird noch schöner durch die feine Weise, mit der Ihr das Alles vorzubringen wisset. Aber die rechten Geister sind das eben doch nicht. Fast all' das ist altes Heidenzeug, was der liebe Gott, in seiner unendlichen Barmherzigkeit, sich nicht hat entschließen können vollständig auszurotten, und in manchen steckt wohl auch der Teufel, der ja ohnedem flug's bei Handen ist, wenn irgendwo ein Unfug auszuüben.

„Mir aber liegt das Häusliche mehr im Sinn, worunter ich die Gespenster in Haus, Keller und Bodenraum verstehe, kurzum selbige unter Dach und Fach.

„Ich will auch da mit den Hauskobolden, Heinzel- und Wichtelmännlein, selbst mit dem Hexengeschmeiße nicht besonders zu thun haben, und mit denen eigentlich erst recht nicht, weil in Amt und Würden nicht selten dergleichen zu peinigen und zu

brennen ist, und da späterhin eine schlimme Collisio vielleicht nicht zu vermeiden.

„Aber einen ordentlichen Todten möchte ich sehen, der spuckt und wandelt, einen eigentlichen Geist von Dem oder Jenem, der das Zeitliche gesegnet hat, und den ich früher gekannt.“

„Das macht sich hart“, erwiderte Scottus.

„Warum?“ sagte Schachmann ganz verwundert.

„Habt Ihr schon einmal etwas dergleichen gehört oder gesehen,“ fragte Scottus dagegen, „vielleicht hier in der Stube, in der es ja umgehen soll?“

„Eigentlich nicht so recht,“ versetzte der Bürgermeister sich besinnend, „meine Leute sehen schon Verschiedenes, aber mir selbst begegnete das nie. Freilich glaubte ich einigemale irgend einen Spuck zu sehen, ging ich aber darauf zu, so fand ich stets, daß es etwas Natürliches war.“

Es mag sein, daß Scottus für sich dachte:

„Der Mann hat Muth, und da ist es schwer ihm einen Geist zu zeigen,“ laut indessen sagte er:

„Nicht Jeder hat das Auge Gespenster zu sehen, und besonders ist das Citiren solcher, die noch nicht lange gestorben, mit allerlei Schwierigkeiten verknüpft, häufig sogar ganz unmöglich.“

„Aber längst Verstorbene könnt Ihr rufen?“ sagte Schachmann.

Scottus nickte:

„Das kann ich!“

„Man sollte aber glauben, das sei schwerer als das Erste!“

„Es ist leicht zu beweisen, daß dies nicht der Fall ist,“ versetzte Scottus. „Der Mensch besteht aus drei Theilen, aus Seele, Leib und Geist. Dies lehren die großen Weisen Servius, Honoratus und Sabinus, und sie unterscheiden Animam, Corpus et Umbram*) und eine deutliche Erklärung hiervon giebt Theophrastus Paracelsus ab Hohenheim, indem er sagt:

„„Wann der Mensch stirbt gehet die Seele zu Gott, der Leib gehet zur Erden, der Astral-Geist aber, Umbra, ist der dritte Theil, und dem Firmamente gleich, und besteht auch aus denen zwei oberen Elementen, nämlich aus Luft und Feuer.

„„Er kehret auch wieder zu seinem Grabe zurück, das ist zur Luft, in selbiger vergeht er, aber langsam. Längere Zeit braucht er zur Verwesung als der Leib, weil seine Elemente reiner sind als der Leib. Aber auch diese Astral-Geister brauchen nicht die gleiche Zeit zum Vergehen. Die reineren derselbigen sind dauerhafter, und also brauchen sie zum Vergehen in der Luft längere Zeit als diese unreinen, aber alle sind so zarte Geister, daß ihnen das Licht wehe thut.““

„Und nun, geehrter Herr Bürgermeister,“ setzte

---

*) Kornmann de miraculis vivorum, p. 202. — Peucer in Commentar. de praecipuis generibus divinationum. Witebergae. 1572. 8. fol. 142.

Scottus hinzu, „bin ich überzeugt, daß Euch Alles klar und verständlich ist."

„Ja, theilweise wenigstens," erwiderte, einigermassen zögernd, Schachmann.

„Die Sache ist einfach die," sagte Scottus, „das was wir Gespenster nennen sind die Umbrae, die Astral-Geister solcher, die kürzere oder längere Zeit verstorben sind, und diese Geister vergehen, wie Paracelsus richtig sagt, in der Luft, aber sie vergehen langsam, nach und nach und nicht auf einmal.

„Deshalb äußern sich auch die Geister ganz verschieden.

„Einige poltern, andere schlürfen über die Diele, wieder andere klopfen ganz leise, und endlich hat es solche, welche nur wimmern und klagen, vielleicht weil ihnen das Licht Augenweh macht, da sie, wie Paracelsus sagt, es nicht vertragen können, vielleicht aber auch aus einem anderen Grunde.

„Die sich auf leise und subtile Art äußern, sind die, welche schon stark vergangen sind, oder von denen nur ein geringer Theil an einem Orte, ein anderer wieder anderswo steckt, die sich greller und ungeschliffener hören lassen, sind noch nicht viel vergangen, und sind noch beisammen.

„Ein prophetischer Geist sagt mir, daß später, fast erst in dreihundert Jahren, in einem Jahrhunderte, dem das sogenannte philosophische vorhergegangen sein wird, in einem Jahrhunderte, in welchem einzig die Intelligentia und der Spiritus herrscht,

und selbst die ungeschliffensten Bengel gebildet sind, daß in diesem klugen Jahrhundert eine Gesellschaft alter Weiber, männlichen und weiblichen Geschlechts, und jeden Alters, die Kunst erfinden wird, diese Umbrae oder Astralgeister dermaßen zu bewältigen, daß sie auf Verlangen Tische rücken, tanzen und schreiben lassen müssen.

„Wir haben in unserem Jahrhundert, so das sechszehnte, merkwürdige Dinge gemacht, so weit aber sind wir noch nicht.

„Es fällt also gegenwärtig uns über die Maßen schwer, die Astralgeister zusammen zu suchen und sichtbar zu machen, ein Fetzlein von da, ein ander' Stücklein von dort, und das besonders, weil wenn die Trümmlein ganz klein geworden, und die Umbra schon stark zergangen, der Geist gar Nichts mehr von sich weiß, und deshalben auch nicht auf die Citation hört."

„Das geht mir großen Theils ein," sagte der Bürgermeister, als Scottus jetzt schwieg, „aber, wenn der Geist ganz zergangen ist, und das muß bei einem lange Gestorbenen doch der Fall sein, da ist es doch bestimmt noch schwerer ihn zusammen zu suchen, als vorher?"

Scottus sah sich vorsichtig um, als fürchte er, belauscht zu werden, dann sagte er mit gedämpfter Stimme:

„Ich citire Animam et non Umbram, ich rufe die Seele und nicht den Astralgeist. Freilich ist das schwer, und geht nicht, bis dieser letzte ganz

und gar zergangen, und ist, wäre das nicht der Fall, höchst lebensgefährlich für mich.“

„Ah,“ rief der Bürgermeister, „und wie fangt Ihr es an, um immer sicher zu sein, daß die Umbra vollständig zergangen?“

„Ich bediene mich zu einem solchen Experimentum, oder zu einer Citatio,“ versetzte Scottus, „mit Vorliebe bekannter Persönlichkeiten aus dem alten Testamente, die sind zergangen, da kann man sicher sein, und dann sind die auch schon so lange im Himmel, daß es ihnen auf ein paar Minuten nicht ankommt, obgleich mir Abraham einmal sein Ehrenwort gab, daß ihm jede Minute, die er wieder auf der Erde zubringen mußte, so lange wie hundert Jahre vorgekommen wäre, so sehr entbehrte er das himmlische Leben. Es ist eben Alles Gewohnheit!“

Da aber Scottus im Begriffe zu sein scheint, fast allzu familiär von hochgestellten biblischen Autoritäten zu sprechen, so wollen wir statt seiner fortfahren, und den weiteren Verlauf des Gespräches dem freundlichen Leser melden.

Der Bürgermeister war vollständig zufrieden mit einem alttestamentarischen Geiste, ja, als er sich die Sache genauer überlegte, erschien ihm ein solcher noch zweckmäßiger als ein anderes, ordinäres Gespenst.

Die Theorie des Theophrastus leuchtete ihm vollständig ein, ja es kam ihm vor, als habe ihm selbst Aehnliches wenigstens, schon unklar vorgeschwebt.

Bekam er aber Abraham, Jakob, Elias oder einen anderen Erzvater oder Propheten zu sehen, so war das unbedingt mehr, als ein vielleicht schon halb zergangener Astral-Geist, und die Gespenster in seinem eigenen Hause, welche er nie zu Gesicht bekommen hatte, durften so vornehmen Geistern das Wasser nicht reichen.

Eigentlich war das ein Hauptgrund, warum es ihm so wünschenswerth erschien, einmal einen Geist zu sehen.

Allen seinen Hausgenossen war das schon begegnet, schauerliche Geschichten waren von vergangenen Generationen auf die gegenwärtige übergegangen, nur er hatte niemals weder etwas gehört noch gesehen.

War er vielleicht dem Spuckzeuge nicht gut genug?

Er hatte Augenblicke, wo er sich fast darüber ärgerte.

Es war deshalb nicht schwer, sich mit Scottus über das Nähere, und über einige festzustellende Punkte zu einigen.

In den beiden Hauptpunkten mußte ohnedem Scottus alles überlassen werden, und auf den dritten Punkt, der zwar unerläßlich, aber doch immer Nebensache war, ging Schachmann auf das Bereitwilligste ein.

Wir schicken diese Nebensache voran, welche in einer ziemlich beträchtlichen Summe bestand, die Scottus insgeheim, und ohne daß irgend Jemand etwas davon erfuhr, an Arme austheilen mußte.

Das war nöthig um die Seelen aus dem alten Testamente willfähriger zu machen Scottus Citation zu folgen.

Umsonst ist der Tod, und selbst der nicht einmal, und wenn der Bürgermeister die Aeußerung Abraham's bedachte, und die enorme Langweile, welche derselbe während seines kurzen Aufenthaltes auf Erden auszustehen hatte, so fand er die von Scottus als nöthig bezeichnete Summe nicht einmal allzuhoch, und versprach sie in einigen Tagen zu beschaffen.

Von den Hauptpunkten war die Zeit, in welcher die Beschwörung vorgenommen werden sollte, der erste.

Nach einer flüchtig angestellten Rechnung, erklärte Scottus, daß in etwa vierzehn Tagen die Sache vor sich gehen könne, und stellte hierauf die Anzahl der Gebete fest, welche der Bürgermeister während dieser Zeit zu sprechen habe, und die Regelung der von demselben einzuhaltenden Fasten.

Hier stieß der Signor indessen auf einige Schwierigkeiten.

Schachmann war ein guter evangelischer Christ, und liebte eine wohl besetzte Tafel, er sagte daher einigermaßen verdrießlich:

„Beten will ich, das verschlägt mir Nichts, aber das Fasten ist ein einfältiger, baptistischer Gebrauch, und ich kann derlei abergläubische Dinge nicht ausstehen. Seht zu, Meister Scottus, daß Ihr die Sache auf irgend eine andere Weise in's Reine bringt. Auf ein paar Goldgulden soll mir's nicht

ankommen, und wenn Euere Erzväter eine remuneratio für die Bettelleute annehmen, so wird's da auch mit Geld abzumachen sein. Was kann denen droben in Abraham's Schooße daran liegen, ob ich hier in Danzig Hunger leide oder nicht!"

Nach einigem Nachdenken versprach Scottus sein Möglichstes zu thun, um diesen Stein des Anstoßes zu entfernen, und ohne unserer Geschichte besonders vorzugreifen, können wir berichten, daß die Sache glatt wurde.

Endlich handelte es sich noch um den Ort, an welchem die Citation vor sich gehen sollte, und als Scottus erklärte, daß dies blos auf seiner Stube geschehen könne, war Schachmann vollständig damit einverstanden.

Diese Stube, welche der Bürgermeister seinem Gaste auf dessen ausdrückliches Verlangen eingeräumt hatte, befand sich in einem entlegenen Theil des Hauses, und wurde nur selten, und wenn der Bürgermeister eben eine allzu große Anzahl von Gästen hatte, bewohnt.

Es spuckte zwar nicht in diesem Gemache, wie in der Thurmstube, aber es befand sich so ziemlich im Stande wie jene, das heißt es war seit vielen Jahren wenig oder nichts für dessen Verschönerung geschehen, die Wände zeigten uralte, und mehr oder weniger beschädigte Wandmalereien, der Fußboden war Estrich, die dunkelbraunen plumpen Balken, aus welchen die Decke zusammen gesetzt war, waren nicht mit dem zierlichen Schnitzwerke, oder den schlanken

Rundstäben geschmückt, welche eine spätere Zeit brachte, und endlich warfen trübe und in dickes Blei gefaßte, kleine runde Scheiben, ein zweifelhaftes und fast unheimliches Licht in den vernachlässigten Raum.

All' dieses Unschöne aber trat in den Hintergrund, durch die Vorzüge, welche sie dem italienischen Gelehrten bezüglich seiner Studien bot.

Scottus mußte diese magischen und nekromantischen Studien ferne vom geräuschvollen Treiben der Welt, und allein betreiben, Niemand durfte ihn stören, denn der Besuch eines Fremden, und die unsichtbare, von demselben ausströmende magische (später magnetisch genannte) Atmosphäre wirkte schlimm auf den Meister ein, und konnte die Geister erzürnen, oder gänzlich vertreiben.

Aus diesem Grunde besuchte der Hausherr hier so wenig, wie v. Rappen in Königsberg, seinen Gast und aus demselben Grunde hielt sich Scottus nie einen Diener.

Eine Unzahl von Mißverständnissen mit der Geisterwelt wäre ohne Zweifel hervorgegangen aus der moralisch unreinen Atmosphäre eines solchen Subjects, und das Subject selbst hätte vielleicht ebenfalls Mancherlei falsch verstanden, und entstellt unter die Laien gebracht.

So war Scottus gezwungener Weise halb Merlin, halb Diogenes.

Er beschwor Geister und reinigte seine Kleider eigenhändig, obgleich dieser Luxus dem Philosophen in der Tonne mit Sicherheit nicht nachzusagen.

Eine weitere, und fast unentbehrliche Zugabe dieser, von Schachmann dem Signor überlassenen Räume, war die, daß von denselben eine Wendeltreppe hinab, auf eine wenig gangbare Straße führte, und Scottus das Haus verlassen konnte, ohne von Jemand gesehen zu werden, und ohne in unreine Berührung zu kommen.

Fast unentbehrlich nöthig war das.

Wenn Scottus ausging um die Armen aufzusuchen, welchen die biblischen Personen das Douceur zugedacht hatten, war es unerläßlich, daß er im Dunkeln wandelte.

Die wahre Mildthätigkeit wirkt im Stillen, sie blüht im Verborgenen, wie das duftende Veilchen, und Scottus übte seine Wohlthaten so stille, so verborgen, daß Niemand etwas davon erfuhr, selbst die Armen nicht.

Ferner:

„Vis maxima in herbis, verbis et lapidibus!“

„Die größte Kraft liegt in Pflanzen, Worten und Steinen!“

Wenn der Magier in geweihten, günstigen Nächten niederstieg, um draußen geheimnißvolle Kräuter im Mondscheine zu pflücken, wenn er die Alioruna, die wunderbare Mandragora, oder die Alraun-Wurzel suchte, wenn er ging jene mysteriösen Steine zu holen, die in Zaubernächten aus den Tiefen der Erde steigen, um die Strahlen des Vollmondes einzusaugen, und dann wieder niedersinken in das Dunkel der Schachte, wenn Scottus Alles das that,

durfte ihn kein profanes Ohr belauschen, kein ungeweihtes Auge sehen.

So nöthig unserem Scottus alle diese Eigenschaften seiner Wohnung waren, so nöthig war es dieselbe dem geehrten Leser vorzuführen, nun aber können wir zu der Citation, zu der magischen Operation selbst übergehen.

Einige Tage nach dem Gespräche in der Thurmstube, konnte sich Schachmann, nach Tische, als sich die Diener entfernt hatten, nicht enthalten Scottus wegen seines Versprechens zu befragen, und sagte:

„Nun verehrter Signor, wie steht es, sind die Constellationes günstig und darf ich hoffen, ein Spectrum oder besser: einen ganzen vollständigen Geist zu sehen?"

Scottus, der nicht selten in geheimnißvollen Ausdrücken sprach, liebte es dennoch zu andern Zeiten bisweilen sich ganz gewöhnlich, und nach Art anderer Leute auszudrücken, und da er sich muthmaßlich eben in dieser Laune befand, so sagte er:

„Vortrefflich steht es, werther Herr Bürgermeister, bene, optime, die alten Burschen waren diesmal außerordentlich willfährig, und zur bestimmten Zeit sollt Ihr Kunst und Wunder sehen."

Der Bürgermeister drückte sein Vergnügen aus, und fragte hierauf, Wen ihm Scottus zeigen werde.

„Rathet einmal!" versetzte dieser.

„Da ist schwer rathen," rief Schachmann, „es hat im alten Testamente eine ungeheure Menge von Persönlichkeiten, und ich fürchte, sie sind mir nicht

einmal dem Namen nach alle bekannt. Vielleicht Euren alten Bekannten, den Abraham?"

„Den?" erwiderte Scottus, „Den? das fällt mir nicht ein, seine ewigen Klagen sind mir zuwider, wenn es ihm hier nicht gut genug, soll er bleiben wo er ist. Nein, was Feineres!"

„Die Ester, die Königin von Saba, die Delila, Potiphars Weib, oder Eids Tochter, die Bathseba das Weib des Uria — — —"

Der Bürgermeister unterbrach sich selbst, da ihn Scottus mit in die Höhe gezogenen Stirnfalten, und eigenthümlichen, fast spöttischen Blicken ansah:

„Ihr seid ja heute recht auf das biblische Frauenzimmer versessen," sagte er, dann in gleichem Tone, „Euer Wunsch wird aber erfüllt werden, Ihr sollt Etwas sehen, was vor Euch noch Niemand sah und nach Euch Niemand mehr sehen wird. Ich werde Euch Eva zeigen, unsere Stammmutter, und Adam den Stammvater aller vom Weibe Geborenen."

„Ist's möglich?" rief Schachmann mit dem Ausdrucke des höchstens Erstaunens.

„Was ich will, ist immer möglich," erwiderte Scottus leichthin, „ich wollte anfänglich Eva allein kommen lassen, aber Adam litt es nicht. Er ist in manchen Dingen eben sehr eigen, und ich gab also aus Höflichkeit nach."

Sechstes Capitel.

Der Herr blickte Mose an mit Steifigkeit, Mose aber beugte sein Antlitz tief zur Erde. —

Mose aber sprach voll Zorn: Warum wollet ihr legen falsch Maaß und Gewicht, und wollet nicht geben den Pfenning so ihr schuldig seid.

Leichthin und scherzend bespricht man bisweilen Dinge, die aber dann, wenn sie uns näher und näher rücken, ein verzweifelt ernstes Ansehen gewinnen.

Es ging so ziemlich dem Bürgermeister Schachmann so:

Nach der Mahlzeit, und zechend mit seinem Gastfreunde, hatten Beide in fast leichtfertigem Tone über die Erscheinung des sogenannten ersten Elternpaares gesprochen, aber jetzt, nachdem die Stunde dieses Erscheinens näher heran kam, gewann diese Erfüllung seines langjährigen Wunsches, einmal einen Geist zu sehen, ein mehr und mehr ernsthaftes Ansehen.

Fest glaubte er an Geister und an die Möglichkeit dieselben zu citiren, und daß zu seiner Zeit alle Welt den gleichen Glauben hatte, erwähnten wir bereits.

Wir fügen hinzu, daß unbedingt fast die meisten falschen Geisterbeschwörer, und eben so fast alle betrügerischen Alchymisten, ebenfalls an die Möglichkeit der Beschwörung, und an die des Goldmachens glaubten, wußten sie gleichwohl, daß ihnen selbst die ächten Formeln, die wahren Arcana, nicht zugänglich geworden, und daß sie andere täuschten.

Schachmann aber, der auch an die Kunst Scottus glaubte, hatte, obgleich er ein muthiger und entschlossener Mann war, doch jetzt seine Bedenken, und es erschien ihm zu Zeiten frevelhaft, die Stammeltern unseres Geschlechtes in ihrer himmlischen Ruhe zu stören, einfach um die Neugierde des Bürgermeisters von Danzig zu stillen.

Diese unheimliche Stimmung wurde noch dadurch gehoben, daß Scottus, so unbefangen er auch früher von der Sache gesprochen hatte, nun doch derselben nicht mehr erwähnte, und wenn Schachmann Anspielungen machte, diese nicht zu verstehen schien, und, sprach er deutlicher, keine Antwort gab.

Höchst wahrscheinlich fühlte der Zauberer selbst den Ernst des herannahenden Augenblickes und war deshalb so schweigsam und verschlossen.

Es war die Stille und Schwüle vor einem heranziehenden Sturme.

Indessen war Tag und Stunde bestimmt, und des Tages vorher brach Scottus endlich sein Stillschweigen, indem er Schachmann die nöthigen Verhaltungsmaßregeln mittheilte.

Der Bürgermeister war zur Zeit noch unbeweibt,

aber er hatte, nach Art vermögender Leute jener Zeit, eine ziemlich zahlreiche Dienerschaft, und diese Diener mußten, während der Beschwörung, sämmtlich sorgfältig entfernt gehalten werden.

Besonders schwer fiel das nun aber nicht, indem die Stunde der Beschwörung auf die zehnte in der Nacht angesagt war, und, mit Ausnahme besonderer Gelegenheiten, wohl alle Bewohner des Hauses um diese Zeit schon ihr Lager aufgesucht hatten, mithin ein, vielleicht auffälliger Befehl hierzu nicht nöthig war.

Etwas beschwerlicher fiel Schachmann das fast vollständige, und durchaus unerläßliche Fasten, welches Scottus für diesen Tag wenigstens vorschrieb.

Er selbst speiste zwar wie gewöhnlich, wenn gleich mit ernster und feierlicher Miene, Schachmann aber mußte sich mit einem kleinen Stückchen Haferbrod und einem Becher Wasser begnügen, und bei Tische, den Dienern gegenüber, ein Unwohlsein vorschützen.

Mit Beten und baar Geld war das für diesmal nicht abzumachen, und wohl oder übel mußte Schachmann sich fügen.

Einige Minuten vor der bestimmten Stunde trat plötzlich Scottus bei Schachmann ein, ohne daß dieser vorher nur das mindeste Geräusch gehört hätte, und obgleich er über seinen Eintritt erschrak, so war er dennoch auf der andern Seite wieder froh daß die unbehagliche Stimmung, in welcher er sich befand, nun bald zu Ende gehen sollte.

Es war ihm ähnlich zu Muthe, wie einem Ver=

brecher, der drei Tage lang nach dem Urtheilsspruche Todesangst ausgestanden hat, und den man jetzt zum Galgen führt, um endlich seine Leiden zu beenden.

Es war ihm ähnlich zu Muthe, indessen nicht gleich.

Reichlich gesättigt mit schmackhaften Speisen, mit seinen Leibgerichten, wenn diese irgendwie zu beschaffen sind, geht der Verurtheilte seinen letzten Gang.

Der Bürgermeister von Danzig aber, der gewohnt war täglich vortrefflich und reichlich zu speisen, hatte ein Stücklein Haferbrod genossen, und einen Trunk frisches Wasser genommen, während er an anderen Tagen im Rathskeller, oder zu Hause mit einigen guten Freunden, die Abende mit einem guten Trunke zu kürzen pflegte.

Es war ihm also elend zu Muthe, schwach und jämmerlich, und es schwebte ihm selbst unklar vor, daß an dieser seiner Stimmung der Hunger und die Nüchternheit wenigstens eben so großen Antheil hatten, als die feierliche Handlung, welcher er entgegen ging.

Nichts ist aber einfacher und vernunftgemäßer, als diese Vorbereitung zu einer Geistererscheinung, denn der Meister kann keinen Schüler brauchen, der weintrunken dem Phänomen mit dem Degen zu Leibe geht.

Ernster noch und feierlicher war das Benehmen Scottus, als in den letzten Tagen, langsamen Schrittes

und schweigend schritt er neben Schachmann her, und diesem, obgleich ihr Weg durch die wohlbekannten Gänge seines eigenen Hauses führte, kamen jetzt diese Gänge, spärlich erleuchtet durch Scottus Lampe, unheimlich und von unendlicher Länge vor.

Als sie endlich die Stube Scottus erreicht hatten, erschien ihm auch diese fremdartig, und fast unbekannt.

Die Wände waren mit manchfachen, sonderbaren Geräthen behängt, deren Zweck ihm vollständig unbekannt war.

Tücher von dunkler Farbe bedeckten vollständig die Fenster, und an einer Stelle, zwischen zwei dieser Fenster, befand sich ein Tisch mit einem schwarzen Tuche, altarartig geschmückt, und auf demselben ein Crucifix, vor welchem ein weißer, mit magischen Zeichen bedeckter Stab lag.

Schädel, Dolche, Becher und Bücher mit kabalistischen Zeichen fehlten. Scottus bedurfte dergleichen Dinge nicht, welche man in gewöhnlichen Hexenküchen findet, und mit welchen Betrüger Leichtgläubige zu täuschen pflegen.

Scottus bat jetzt den Bürgermeister auf einem dem Altare in einiger Entfernung gegenüber stehenden Stuhle Platz zu nehmen, und wiederholte seine, ihm schon früher gegebenen Verhaltungsmaßregeln mit leiser, flüsternder Stimme.

Schachmann sollte ruhig und ohne sich zu rühren auf seinem Stuhle sitzen bleiben, bei Gefahr das

Leben zu verlieren nicht aufstehen, und keine Silbe sprechen, was er auch sehen oder hören würde.

Ebenfalls mit flüsternder Stimme gab Schachmann die Versicherung, daß er Alles getreulich befolgen wolle, und jetzt warf sich Scottus vor dem Altare auf die Erde nieder, ohne Zweifel um zu beten, aber stumm, lautlos.

Das mochte mehrere Minuten dauern, aber diese kurze Zeit erschien ihm wie eine Ewigkeit, und die tiefe Stille, welche jetzt herrschte, beängstigte ihn, und flößte ihm fast Grauen ein.

Scottus schien leblos, man hörte keinen seiner Athemzüge, nicht das mindeste Rauschen seines Gewandes, die Lampe brannte düster und ohne zu knistern, keine Fliege summte, kein Holzwurm klopfte, und von den, um diese Zeit ohnedem schon fast gänzlich menschenleeren Straßen, drang keine Spur eines Geräusches in das düster erhellte Gemach.

Jetzt erhob sich Scottus, leise lautlos, selbst einem Geiste ähnlich, und verließ mit unhörbaren Schritten die Stube, während Schachmann allein blieb, und mit ängstlichem Bangen der Dinge harrte, die da kommen sollten.

Erschienen vielleicht jetzt schon die Stammeltern?

Er überraschte sich auf dem Gedanken, daß es ihm lieber wäre, wenn das in der Anwesenheit Scottus geschehen würde.

Das war freilich ein Zauberer, aber doch wenigstens ein Mensch, und es liegt in der menschlichen Natur, daß Räthselhaftes, Unerklärliches, Grauen-

erregendes, nicht halb so furchtbar, wenn ein lebendes Wesen in unserer Nähe.

Scottus kehrte indessen zurück, aber sein Aeußeres war verändert.

Ein langer, bis auf die Knöchel reichender, schwarzer Talar, geschlossen durch einen rothen Gürtel, umfloß seine Gestalt.

Um sein todtenbleiches Antlitz hingen wirr die dunkeln Locken, Hals und Brust waren blos, und sein Blick war stier, und gerade vor sich hinstarrend.

Das war freilich nicht das elegante, gefällige und weltmännische Wesen, mit dem er in Königsberg von Rappen und Pistorius in seinem Laboratorium empfangen hatte. Aber es ist auch ein ander Ding, Geister zu rufen, als aus ein paar alten Nägeln ein Endchen Gold zu machen!

Scottus schritt jetzt, ohne einen 'Blick auf den athemlos harrenden Schachmann zu werfen, nach dem Altare, ergriff den dort liegenden Stab, und löschte die in einer Fensternische stehende Lampe, aber die undurchdringliche Finsterniß, welche jetzt das Gemach erfüllte, dauerte nur wenige Sekunden.

Ihr folgte ein mattes, bläuliches Licht, welches, ohne daß dessen Quelle zu entdecken gewesen wäre, doch das Gemach so ziemlich erhellte, und jetzt zog Scottus einen Kreis mit seinem Stabe der, auch den Bürgermeister mit einschloß.

Er schrieb Zeichen an den Rand dieses Kreises, und ebenso schien er Gebete oder Beschwörungen zu sprechen, denn er bewegte seine Lippen, aber diese

Zeichen blieben, für Schachmann wenigstens, unsichtbar, und auch die Worte, welche Scottus sprach, drangen nicht an sein Ohr, so wenig wie seine Schritte und Bewegungen das mindeste Geräusch verursachten.

Der Zauberer schien den Geistern ähnlich geworden, welche er im Begriffe war zu beschwören.

Jetzt aber trat er in die Mitte des Kreises und erhob seinen Stab mit gestrecktem Arme, wie befehlend oder drohend, auch seine Miene nahm einen ähnlichen Ausdruck an, und nun begann ein feiner nebelähnlicher Duft den Raum zu erfüllen, welcher dichter und dichter wurde.

So wenig Schachmann unterscheiden konnte, von welchem Orte aus das Gemach erhellt wurde, eben so wenig war das der Fall mit dem Entstehen dieses Nebels. Er trat auf einmal und gleichzeitig als ein schwacher Hauch allenthalben in dem Gemache auf und verdichtete sich hierauf.

Plötzlich aber schien er an einer Stelle in Wallen und Wogen zu gerathen, dann zertheilten sich diese Nebelwolken, und in denselben erschienen zwei menschliche Gestalten, oder es schienen wenigstens solche zu sein.

Diese näherten sich jetzt dem von Scottus gezogenen Kreise, aber sie blieben nicht, wie es bei andern Gespenstern, dem Teufel und seiner Sippe gebräuchlich, außerhalb desselben stehen, sondern Scottus trat zurück und verließ den Kreis, und statt seiner traten die beiden Gestalten in denselben.

Es waren ein Greis und eine Greisin, beide offenbar vom höchsten Alter, und in ziemlich gleiche weiße wallende Gewänder bekleidet, und Schachmann befand sich jetzt allein mit denselben im Zauberkreise, denn Scottus war weit zurück getreten, und in dem das Gemach erfüllenden Nebel, fast unsichtbar.

Daß es Adam und Eva waren unterlag keinem Zweifel, und obgleich sich Schachmann dieselben ganz anders vorgestellt hatte, so überkam ihn doch ein unendlicher Schauer und ein tiefes, bis ins Innerste dringendes Grauen.

Auch dem intelligentesten, aufgeklärtesten, vorurtheilsfreisten, und so weiter, Manne, hat er nur eine lebhafte Phantasie, kann es einmal in seinen Leben vielleicht begegnen, daß ihm plötzlich Etwas entgegen tritt, was ihm vollständig unerklärlich erscheint, und was er, für den Augenblick wenigstens, in die Reihe des sogenannten Uebernatürlichen, des Gespenstigen setzen muß.

Er wird sich nicht fürchten, schon deshalb nicht, weil er keine Zeit dazu hat, denn in demselben, so eben erwähntem Augenblicke, in welchen er sich wider Willen gestehen muß, einem gespenstigen Wesen gegenüber zu stehen, werden ihm gleichzeitig alle Spuck und Gespenstergeschichten, welche er in seinem ganzen Leben gehört und gelesen, bestritten und belächelt hat, entgegen treten, und sich zu dem einzigen Gedanken vereinigen:

„Es ist dennoch wahr!“

Und dann wird er genau jenes Grauen, und

jenes unnennbare Entsetzen empfinden, welches den Bürgermeister Schachmann überkam, als er sich jetzt seinen beiden Gästen gegenüber befand.

Trotzdem aber betrachtete er sich dieselben dennoch genau, aber der erhaltenen Weisung gemäß, ohne sich zu rühren, und ein Wort zu sprechen, und die beiden Stammeltern des Menschengeschlechts thaten dasselbe, und schienen ihn ebenfalls mit äußerst ernsthaften Mienen zu mustern.

Der Bürgermeister bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß die Stammmutter, an der Wange, eine fast ungebührlich große Warze hatte, und trotz des Grauens, was ihn noch immer nicht verlassen hatte, erschien ihm diese Verunstaltung höchst auffällig. Allein er hatte keine Zeit ausführlicher darüber nachzudenken, denn beide traten jetzt zurück, Adam näherte sich der nächst dem Kreise befindlichen Wand, und schien etwas an dieselbe zu schreiben, und dann verschwand er sammt seiner Gemahlin auf der entgegengesetzten Seite, von welcher beide gekommen waren.*)

---

*) In dem bereits oben angeführten Werke Lochner's wird dieser Erscheinung (p. 422) folgender Maßen gedacht: „Er soll selbigem (Schachmann) auf sein Verlangen unsere Stamm Eltern Adam und Eva praesentiret haben: welche beede sehr bejahret, Adam in großer Ernsthaftigkeit, und Eva mit einer Warze auf dem Backen, erschienen. Schachmann durfte nicht von seinem Platz aufstehen, noch die phasmata, oder was sie waren anreden: und diese giengen auch ganz stillschweigend vor ihm vorüber: doch machete Adam an die getünchte Wand ein Zeichen, welches nachgehends nicht mehr kunte ausgelöschet werden."

Jetzt verschwand ziemlich rasch der daher das Gemach erfüllende Nebel, und auch die magische Beleuchtung ward schwächer, doch war noch Scottus zu erkennen, welcher die in der Fensternische stehende Lampe aufnahm, und dieselbe wie es schien, einfach durch eine Berührung mit der Hand entzündete.

Er trat hierauf näher an Schachmann heran und machte diesem eine tiefe Verbeugung, welche Schachmann unwillkürlich erwiederte, da er aber einmal aufgestanden war, ging er der Stelle zu, an welche Adam, vor seinem Scheiden, scheinbar Etwas an die Wand geschrieben hatte.

Scottus hob die Lampe, und der Bürgermeister sah jetzt, daß es in der That so war, und daß deutlich und ziemlich groß ein hebräischer Buchstabe, Alef, das hebräische A, angeschrieben stand.

Er blickte fragend nach Scottus, aber dieser neigte leicht das Haupt, und machte mit Arm und Hand nach der Thür zeigend, das höfliche, aber unzuverkennende Zeichen, daß Schachmann sich entfernen solle.

Das Alles geschah so stille und geräuschlos wie die ganze Beschwörung überhaupt, und da Schachmann nicht wußte, ob es jetzt wieder erlaubt sei zu sprechen, so verließ er endlich schweigend und einigermaßen verwirrt die Stube, um im Dunkeln nach seinen eigenen Gemächern sich hin zu tasten, den Scottus war unbeweglich in seinem Zauber-Talare stehen geblieben und hatte nicht die mindeste Anstalt getroffen ihm zu leuchten, oder zurück zu begleiten.

Durch die Mühe aber, welche er sich auf den dunklen Gängen gab, um den Weg nicht zu verfehlen und nicht anzustoßen, war ihm das Grauen fast vollständig vergangen, und kehrte auch nicht wieder, als er endlich seine Stube, und dort das Licht noch brennend fand.

Adam und Eva waren zuverlässig auf dem kürzeren Wege, und so schleunig als möglich, in den Himmel zurückgekehrt, und sein Haus war frei von himmlischen Gästen. Doch warf er sich angekleidet auf sein Lager, um im Geiste noch einmal die ganze Reihe des Merkwürdigen und Abenteuerlichen an sich vorüber gehen zu lassen, was ihm so eben, in dem kurzen Zeitraume von wenigen Minuten begegnet war.

Allerdings konnten diese Dinge Stoff zum reichlichen Nachdenken geben, aber der Bürgermeister brachte es nicht so weit.

Unklar und verworren drängten sich die einzelnen Momente der Beschwörung durcheinander, und er fühlte, daß, nachdem die Aufregung, in welcher er sich befunden hatte, verschwunden war, seine frühere Erschöpfung verdoppelt zurückkehrte, und da diese Erschöpfung einfach durch das Fasten, und die Entziehung des gewöhnlichen Trunkes verursacht wurde, so besann er sich wie dem Uebel abzuhelfen sein würde.

Nichts wäre einfacher gewesen, als einen Diener zu rufen und sich Speisen und Getränke bringen zu lassen, aber er trug Bedenken das zu thun.

Was würden seine Leute denken, wenn er zu so

ungewöhnlicher Zeit, und zudem nachdem er des Tages über, angeblich wenigstens, krank gewesen, jetzt plötzlich Speise und Trank verlangt haben würde.

Den Schlüssel zur Speisekammer und zu den Vorräthen hatte eine alte Dienerin, und eben so war der Kellerschlüssel in den Händen eines zuverlässigen Dieners, und Beide zu wecken mußte nicht minder auffällig erscheinen.

Es blieb ihm daher Nichts übrig als sich so stille und geräuschlos wie möglich, nach dem Speisesaal zu verfügen, und dort nach Speiseresten zu suchen, welche vielleicht aus Versehen nicht entfernt worden waren, und mit widerstrebenden Gefühlen belobte er innerlich die Nachlässigkeit seiner Diener, als er dort in der That allerlei Reste fand, welche sie zu nachlässig waren, am Abend noch zu entfernen, und deren Genuß sie wohl verschmäht hatten, da der wohlhäbige Haushalt ihres Herrn ihnen Besseres bot.

Und so benagte dieser jetzt einige Knochen, genoß den Rest einer kalten und gestandenen Brühe, verzehrte gierig die trockenen Brodkrumen, welche er zerstreut auf der Tafel fand, und trank endlich mit Behagen den Rest in Scottus Becher, den dieser stehen ließ, und jenen in einer Kanne, welchen die Diener offenbar übersehen hatten.

Es war nicht viel, aber doch Etwas, und wieder in seine Stube zurückgekehrt, entschlief er bald, um vom ersten Elternpaare, und von einer reichlichen Mahlzeit zu träumen, welche er im Paradiese ein=

nahm, und bei welcher sich sein Hunger mehrte, je mehr er aß.

Was Scottus betrifft, so blieb dieser, für Schachmann wenigstens, zwei Tage unsichtbar, und speiste auf seiner Stube, so begierig dieser auch war sich mit ihm zu besprechen, aber Scottus ließ ihm sagen, daß er unwohl und so angegriffen sei, daß ihm jedes Wort Schmerzen verursache.

Am dritten Tage endlich erschien er wieder beim Mittagstische, und hatte sich, wenigstens dem äußeren Ansehen nach, wieder so ziemlich erholt.

Schachmann bestürmte ihn jetzt mit Fragen, welche er ungezwungen, und ganz im gewöhnlichen Tone beantwortete, und überhaupt das feierliche, bei der Beschwörung gezeigte Benehmen, vollständig abgelegt zu haben schien.

„Man kann nicht stets die Sprache der Geister sprechen,“ sagte er, als Schachmann hierüber seine Verwunderung ausdrückte, „denn die sublimen Gedanken, welche man fassen muß, und das laute Reden strengt furchtbar an.“

„Ihr habt ja kein lautes Wort gesprochen,“ versetzte Schachmann lachend, „und gingt selbst unhörbar auf und nieder, Alles wie auf Katzenpfötchen.“

Scottus schien sich zu besinnen, dann sagte er:

„Verzeiht, ich vergaß, daß Ihr die Sprache der seeligen Geister, welche ich jenen Abend sprechen mußte, nicht hören konntet. Schade! Adam drückte sich sehr vortheilhaft über Euch aus, und gab seine

Wohlgewogenheit zu erkennen, weil Ihr die Armen so reichlich bedachtet."

„Sprach er auch mit mir?" fragte Schachmann.

„Nein, direkt nicht, als er aber das Alef an die Wand schrieb, sagte er:

„„Ich will dem guten Kerl, dem Danziger Bürgermeister, da ein Andenken hinterlassen, was der Teufel selbst nicht auswischen soll.""

Schachmann verbeugte sich schweigend, aber nach einer kleinen Weile sagte er:

„Was nur das Alef, oder A. bedeuten soll, und warum er gerade das hingeschrieben hat."

„Adam bedeutet es," versetzte Scottus, „seinen Namen, den hat er als eine Erinnerung hingeschrieben, daß er in Eurem Hause sich aufgehalten hat."

„Das ist ja aber gerade wie es die reisenden Handwerksgenossen, die fahrenden Schüler, und andere Strolche machen," rief der Bürgermeister, „die, wenn sie schreiben können, an alle Wände ihre Namen hinkritzeln."

„Es ist eben ein altes Herkommen," erwiederte Scottus, „Alef bedeutet übrigens auch „Eins," vielleicht hat er damit andeuten wollen, daß er der erste Mensch war. Das ist aber gleichgültig, und die Hauptsache ist, daß es dort steht, und daß Ihr ein solches Andenken habt."

„Warum hat er es wohl hebräisch geschrieben?" sagte jetzt Schachmann, der von dem Alef nicht los kommen konnte.

„Warum hebräisch," rief Scottus lachend, „wie

hätte er denn sonst hinschreiben sollen? Im Paradiese hatten Adam und Eva mehr zu thun, als lesen und schreiben zu lernen, das dolce far niente, nahm ihnen alle Zeit weg, im Himmel dachten sie natürlich auch nicht daran, als aber nachher die ersten Juden, der Samen Abrahams, in den Himmel kam, schämten sich die Stammeltern, und lernten das Lesen und Schreiben von ihnen, um doch in der Bildung nicht gar zu sehr zurück zu stehen. Was haben sie aber von den Juden Anders lernen können, als Hebräisch?"

„Ja," sagte Schachmann zögernd, „ja, das ist schon recht, aber die Stammeltern Abraham, Moses und alle Juden sammt und sonders, kamen ja gar nicht in den Himmel, sondern in das Fegefeuer, bis Christus sie erlöste."

„So hat er's im Fegefeuer gelernt", erwiderte Scottus, „das bleibt sich gleich, daß er es kann, ist die Hauptsache, und davon habt Ihr einen Beweis."

Im weiteren Gespräche gab Schachmann seine Verwunderung zu erkennen, daß Adam und Eva in weiße Gewänder gekleidet gewesen seien, worauf Scottus, mit einem Anfluge von Ironie, sagte:

„Ihr hättet sie gewiß lieber in dem Zustande gesehen, in dem sie, unverschämter Weise, unsere Maler abkonterfeien? Denn ich nenne es unverschämt, nach Erfindung der Schamhaftigkeit, nichts anzuziehen als ein Feigenblatt, und in Wirklichkeit ist den beiden braven Leuten das gewiß auch nicht eingefallen.

„Aber ganz abgesehen davon, so läuft man im

Himmel auch nicht so herum, wie Ihr es Euch vielleicht einbildet, das wäre schön, wo Alt und Jung, Männlein und Weiblein zu tausenden umherlaufen — aber ich sage Nichts weiter."

Es schien aber, als habe Schachmann noch Verschiedenes an seinem himmlischen Besuche auszusetzen, denn obgleich er Scottus bezüglich der Kleidung im irdischen und himmlischen Paradiese nicht unrecht geben konnte, äußerte er sich dennoch mißfällig über das Alter und das Aussehen Adams und Evas.

„Es sind zwei steinalte Leute," sagte er, „und wenn ich die Wahrheit sagen soll, beide ziemlich häßlich."

„Wer nicht alt werden will," erwiderte Scottus, „soll sich jung ersäufen lassen, und was die Schönheit betrifft, so ist der Geschmack sehr verschieden."

„Die Warze an der Wange Evas," rief Schachmann, „wird aber doch Niemand schön finden!"

Scottus rückte an seiner Halskrause, wie Jemand der ein wenig um eine Anwort verlegen, und dann sagte er:

„Ich weiß selbst nicht, wie sie dazu kam. Als ich sie das Letztemal sah, hatte sie dieselbe noch nicht."

„Man soll aber im Himmel von allen irdischen Schlacken gereinigt werden," fuhr Schachmann hartnäckig fort, anstatt neue Verunstaltungen zu bekommen, und da fand gerade das Gegentheil statt."

„Unter irdischen Schlacken sind die Lasterhaftigkeiten und gottlosen Ansichten dieser Welt gemeint," versetzte Scottus, „und übrigens werdet Ihr, wenn

Ihr einmal selbst in den Himmel kommt, dort einen guten Theil ganz anders finden, als Ihr Euch es hier gedacht haben möget."

Da Schachmann indessen zu bemerken glaubte, daß eine Fortsetzung des Gespräches seinem Gaste nicht angenehm, so brach er ab, und Scottus entfernte sich bald darauf, da ihn, wie er sagte, wichtige Geschäfte in die Stadt riefen.

In der That verließ er jetzt auch häufiger als früher das Haus, und benützte, besonders des Abends, die bereits erwähnte Wendeltreppe, vermöge welcher er ungesehen aus- und eingehen konnte.

Es ist uns unbekannt, ob er bei diesen nächtlichen Gängen, Kräuter und Steine zu seinen magischen Operationen suchte, ob er nach Armen forschte, um vielleicht den Rest des Beschwörungs-Geldes unter dieselben auszutheilen, oder ob er andere Zwecke verfolgte, jedenfalls aber scheinen bedauernswerthe Mißverständnisse stattgefunden zu haben, denn mancherlei eigenthümliche, nicht aber vortheilhafte Gerüchte, begannen über ihn in Umlauf zu kommen. Freilich aber vorläufig noch nicht öffentlich, und das wohl schon deshalb, weil bisweilen auch des Bürgermeisters Schachmann mißbilligend gedacht wurde.

Was diesen betrifft, so sah er seinen Gast jetzt nur fast einzig bei Tische, und wie früher war der Gegenstand ihrer Unterhaltung beinahe ausschließlich nur Magie und auf diese Bezügliches.

Die Anstände, welche er über die Erscheinung der Stammeltern geäußert hatte, so wie manche miß-

billigende Aeußerung über deren Aeußeres, waren keinesweges der Ausdruck eines Zweifels über die Aechtheit des ehrwürdigen Paares, oder ein solcher über Scottus, sondern eigentlich nur ein Geständniß, daß er eine allzu ideale Erwartung gehegt, und die Erscheinung selbst hinter dieser zurück geblieben.

Ein Beweis dafür war, daß er Scottus anlag eine zweite Geistererscheinung zu veranstalten, und da dieser aus uns unbekannten Gründen, verweigerte eine Umbra, wie wir oben gesehen haben, ein halb zergangenes Gespenst zu rufen, so einigte man sich endlich den großen Heerführer und Gesetzgeber Moses zu citiren.

Es war weder Neugierde, noch Wißbegier, weder Aberglaube noch Frevel, was Schachmann zu diesem Wunsche bewog, es war einfach die Hinneigung zum Wunderbaren, die Liebe zum Unbegreiflichen, und vielleicht der Wunsch dieses Unbegreifliche dennoch zu begreifen, der ihn, so wie seine Zeit beherrschte, und wenn man es zu strenge findet, das eine Verirrung der Vernunft zu nennen, so kann man sagen, es sei die Poesie derselben.

Fast ganz die gleichen Vorbereitungen wurden zu dieser zweiten Beschwörung getroffen, wie solche bei der ersten statt fanden.

Das strenge Fasten für den letzten Tag, wurde indessen gemildert.

Allzulebhaft stand dem Bürgermeister Schachmann die Nüchternheit dieses letzten Tages, bezüglich Adam und Eva, vor Augen und er erwarb ein mäßiges

Mittagbrod, und einen Becher Wein, gegen eine verstärkte Gabe in die Armenkasse des Magiers.

„Es hat hart gehalten," sagte dieser, „denn Ihr wißt, wie Moses überhaupt für das Fasten eingenommen ist, wie er das auserwählte Volk, Jahre lang in der Wüste damit maßregelte, und es noch heute zu Tage damit belästigt. Aber ein Wort gab das andere, und so habe ich endlich denn neben der mäßigen Kost, auch noch einen Becher Wein für Euch herausgehandelt, und kann Euch jetzt mein Wort, geben, daß Ihr Moses wirklich sehen sollt."

Auch die Citation fand statt wie die vorhergegangene.

Man beschwört die Geister nicht heute so und morgen anders, sondern nach ewigen, unverbrüchlichen Gesetzen.

Nachdem Scottus Schachmann ernst und feierlich auf seine Stube geführt, ihm seinen Platz angewiesen, und ihm dringend empfohlen hatte sich nicht zu rühren, und strenges Stillschweigen zu beobachten, löschte er die Lampe, dann erschien die magische Helle, der Zauberkreis wurde gezogen, und mit dem Nebel, der jetzt dichter und dichter werdend das Gemach erfüllte, senkten sich auch die Schauer der Geisternähe nieder auf Schachmann.

Ein bärtiges Haupt ward jetzt sichtbar in dem Wolken des Nebels, und dann entwickelte sich allmälig die Gestalt Mo-udsche's*), Amrams und der Jochebeth

*) Mo-udsche, so nannte Thermutis, die Königstochter, das

Sohn, und Gemahl der Zipora, jenes Zöglings egyptischer Weisheit, dessen Riesengeist einem verkommenen Volke Glauben und Größe schuf, und ihm einem Tempel erbaute, dessen Säulen vierthalb Jahrtausende stehen, und dem die Gegenwart (1871) ein goldenes Dach wölbt.

Und warum jetzt plötzlich diese Gedanken über Moses und sein Volk?

Weil es die Gedanken Schachmanns waren, als der große Gesetzgeber näher an ihn herantrat, und weil die Schrecken des Uebernatürlichen, fast in den Hintergrund gedrängt wurden, durch die Erinnerung an die Intelligenz, die riesenhafte Willenskraft, und an die Liebe zu seinem Volke, die der Mann in sich trug, dessen Geist jetzt vor ihm stand.

Moses trug ein blaues Gewand mit einem schwarzen Gürtel zusammengehalten, an der Brust war ein Unterkleid sichtbar, von einigermaßen zweifelhafter Farbe, und die Füße waren mit Sandalen bekleidet.

Der Ausdruck seines Gesichts war aber ächt israelitisch, dunkle blitzende Augen, überwölbt mit schwarzen, buschigen Braunen, das ebenfalls schwarze Haupthaar, und der Bart, gerollt, aber doch schon mit einzelnen Silberfäden durchzogen, dann die Nase adlerartig gebogen, und der Mund stark ausgesprochen.

---

im Binsenkorbe gefundene Kind, wörtlich: „der aus dem Wasser Gerettete," daher das hebräische Moscheh, Moses.

Es war dem Bürgermeister, als habe er diesen markirten Kopf schon gesehen, gemalt wahrscheinlich, aber ob als Moses, oder als die Gottes Gabe Nathanael, dem Christus sich schon geoffenbaret, war ihm nicht klar, und darüber nachsinnend blickte er scharf nach dem Antlitze Moses.

Da verbeugte sich dieser plötzlich tief, fast unterwürfig, und Schachmann, höflich und wohlerzogen, erwiderte instinktartig und unwillkürlich die Verbeugung, auf seinem Stuhle sich ebenfalls weit vorwärtsneigend.

Fast im gleichen Augenblicke aber trat Scottus rasch dicht an den Kreis, seinen Stab schwingend, und gegen den israelitischen Gesetzgeber eine fast drohende Bewegung machen.

In der nächsten Sekunde erlosch das magische Licht, und der Bürgermeister war von tiefster Finsterniß umgeben.

Etwas war nicht ganz in der Ordnung, er fühlte das, und wahrscheinlich war es das Compliment welches er Moses erwidert hatte, doch verhielt er sich ruhig auf seinem Stuhle, sich selbst mit den Gesetzen der Artigkeit entschuldigend, welche gebieten einen Gruß zu erwidern.

Er hätte dem Teufel gedankt, hätte der ihm ein Compliment gemacht, warum nicht Moses?

Indessen verlief die Sache besser, als er selbst dachte, denn plötzlich ward es wieder helle, Scottus hatte, wie bei der vorigen Beschwörung seine Lampe wieder angezündet, Moses war verschwunden, und

Schachmann wurde schweigend, wie nach dem Besuche Adam und Evas, durch eine Handbewegung entlassen.

Es war ihm nicht unlieb, als er Scottus Stube hinter sich, und die seinige wieder erreicht hatte, wohin er sich, vorsichtiger als das Erstemal, einen Nachttrunk und Imbiß hatte stellen lassen, welche beide er jetzt behaglich genoß, und sich besann, in welcher Gemäldesammlung er ein so ähnliches Porträt von Moses gesehen habe. —

Treten wir einige Tage später von dem Hause eines der geachtetsten Männer der Stadt, in das eines Mannes der zu jener Zeit freilich nur wenig geachtet, und mehr gehaßt als geliebt wurde.

Es war ein kleines, niederes, von außen ärmlich aussehendes, von innen wirklich unreinliches Haus, waren gleich in der Stube, in welcher wir uns jetzt befinden, wirr und unordentlich durcheinander, Gegenstände aufgeschichtet, welche ziemlich werthvoll erschienen.

Da wir aber in die Stube eines Trödlers und Pfandverleihers eingetreten sind, und die von 1584 wohl nur wenige Verschiedenheit von einer des Jahres 1871 zeigt, so gehen wir ohne sie näher zu beschreiben, auf die beiden Insassen derselben über, einen Mann und eine Frau, welche sich zu zanken, oder wenigstens verschiedener Meinung zu sein schienen.

„Du hättest es gar nit thun sollen,“ sagte die Frau, aber in sanftem Tone, „es war e' nefre, e' Sünd, als Du agirt hast den Moses.“

„Was thu' ich mit der nefre,“ rief der Mann

heftig, „ist es e' nefre als ich mach' e' Thruffe mit e' Gojim? Ich frag' ist das e' nefre?"

„S'ist kei' nefre," sagte die Frau mit sanftem, schmeichelnden Tone, „s'ist kei' nefre, als Du von'em Gojim ein Stück Geld herunter nimmst, aber als Du agirt hast den Moses, das ist e' nefre!"

„Was thu' ich mit agiren," rief der Mann heftig und sprudelnd, „was thu' ich mit Moses! Hab ich agirt den Moses in Egypten? Was brauch' ich zu agiren n' andern Moses, als ich selbst bin Moses von Natur aus, ich bin der Moses in Danzig, und den hab ich agirt!"

„Nu," sagte die Frau, die Schulter ziehend und den Kopf etwas auf die Seite neigend, der Mann aber fuhr fort:

„Soll ich ausgestanden haben umsonst die Angst? Als er er nit nassenet*) Messumme, werd ich sagen dem Odaun-rosch**) die Thruffe***)."

„Mach' der kei' Feindschaft," erwiderte die Frau, „die Gojim sind alle gute Freund, als es geht über'n armen Jüden. Mach' der kei' Oetlin†) mit dem Herrn Scottum."

„Scottum, Scorum!" rief der Moses aus Danzig in verächtlichem Tone.

---

*) Massenet Messumme, Geld zahlt.

**) Odaun-rosch, Bürgermeister.

***) Thruffe, Betrug.

†) Oetlin, Feindschaft, älterer Ausdruck, aus dem 17. Jahrhundert.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und, ohne angepocht zu haben, trat Scottus ein.

Hatte er gelauscht? hatte er die letzten Worte Moses gehört? Es war Beides zu vermuthen, aber er that nicht dergleichen, sondern sagte freundlich grüßend:

„Guten Abend, liebe Miriam, guten Abend, lieber, alter Moses, wie geht es Euch?“

Ich bin nit lieb,“ versetzte Moses, „ich bin nit alt, aber als Ihr mir gebt mei' Geld, geht mer's gut!“

„Wir werden einig werden, Moses,“ sagte Scottus, „wir werden einig werden, aber Ihr spannt Eure Forderungen zu hoch.“

„Wie kann ich spannen, als ich nur will das Geld, als Ihr mir habt versprochen?“

„Schön, aber Ihr habt nicht gehalten, was Ihr mir versprochen!“

„Schma-Jisroel,“ rief Moses zornig, der Malach Hamoves*) soll kommen über Euer Haupt, und der Dalles**) in Euer Haus, als Ihr macht Roppen*) auf Roppen.“

„Habe ich Euch nicht gesagt, daß Ihr kein Wort sprechen, unbeweglich vor dem Herrn Bürgermeister stehen, und wenn ich das Zeichen geben würde, wieder verschwinden solltet? Statt dessen habt Ihr, dummer Weise, plötzlich, und ganz ohne Grund,

---

*) Malach Hamoves, der Todes-Engel.

**) Dalles, Noth, Armuth.

***) Roppen, Lügen, alter Ausdruck.

eine tiefe Verbeugung gemacht, heißt das Wort halten?"

„Nu," sagte Moses, „wenn so ein Kehr*), als der Odaun-rosch, einem ansieht mit solcher Steifigkeit in die Augen, warum soll ein armer Jüd da nit machen sein Compliment. Ihr macht Schale schuwess**)!"

„Redet deutsch," erwiderte Scottus mit einem Anfluge von Aerger, „und nicht Eure einfältige Gaunersprache, und ich will Euch deutsch sagen, wie Ihr's hier im Land nennt, wenn Ihr grob seid, ich will Euch deutsch sagen, daß Ihr genug bekommen habt, und keinen Heller mehr sehen werdet."

„Ich mach' die Augen zu, und nehm's," sagte Moses, halb und halb einlenkend.

„Bedenkt die Ehre bei einer solchen Vorstellung mitwirken zu dürfen," versetzte in gleichem, einlenkenden Tone Scottus, aber Moses rief heftig:

„Macht kei' Stuß, was thu' ich mit die Ehre, was thu' ich mit Wirkung. Ich bin e' Handelsmann und will mei Geld!"

„Bedenkt," sagte Scottus gemessen, „daß ich Euch ins Zuchthaus bringen kann, wenn ich anzeige, zu was Ihr die Hand geboten!"

„Nu," versetzte Moses die Schulter ziehend, „ich hab' gehört, als noch Platz wär' für Zwei, im Schofel-

---

*) Kehr, Herr.

**) Schale schuwess, viel Lärm um Nichts.

Baijes, als wie mer heißen das Zuchthaus in unsern einfältigen Spruch!“

Scottus murmelte einen dumpfen Fluch zwischen den Zähnen und blickte mit zusammengezogenen Braunen nach Moses, der sich indessen nicht zu fürchten schien, und mit großer Unbefangenheit seinem Feinde in das Antlitz sah.

Dieser schien indessen aus seiner zornigen Stimmung in eine nachdenkliche übergegangen, und zu rechnen, oder einen Plan zu bedenken.

Dann griff er nach seinem Hute und wandte sich ohne Gruß nach der Thüre.

„Halt,“ rief jetzt Moses, „halt Herr Scottus! als Ihr mir gebt zwei Drittel von dem was Ihr mir seid noch schuldig, wollen mer sein gute Freund!“

„Ich will mir's überlegen, ehrlicher Moses,“ erwiderte Scottus spöttisch, „ich will mir's überlegen.“

Dann entfernte er sich ohne weiteren Gruß, und Moses sagte:

„Als er soll nehmen 'ne missa meschunne*)! der verfluchte Mechaschef gebt mer kein Pfennig!“

Er hatte es in der That errathen, und Scottus seinerseits, schien sich die Sache auch reiflich überlegt zu haben, denn er war einige Tage später, aus Danzig verschwunden, ohne sich seiner Verpflichtungen gegen Moses zu entledigen, und es steht zu vermuthen,

---

*) Er soll nehmen 'ne missa meschunne, er soll ein schlechtes Ende nehmen.

**) Mechaschef, Hexenmeister.

daß er berechnete, ob die Freundschaft Moses, oder die schuldige Summe größern Werth habe, und sich für die letztere entschied.

Schachmann war froh, als er Danzig verlassen hatte, denn mancherlei schlime Gerüchte begannen aufzutauchen über Scottus.

Es steht zu vermuthen, daß Moses sein Schärflein beigetragen zu diesen Gerüchten, obgleich er sich sehr wahrscheinlich hütete, von der Erscheinung des Moses zu sprechen.

Unser bereits mehrfach angeführter Gewährsmann Lochner, sagt über die Abreise Scottus von Danzig Folgendes:

„Endlich aber begunte man von Scotti übel zu sprechen, und Schachmann selbst kam in Gefahr vieler Verdrüßlichkeiten, wenn er ihn nicht von sich schaffete: Daher jener von Danzig Abschied nehmen mußte: wiewol bei dieser Erzählung verschiedene inconvenienzien, ratione der Zeit, und so weiter zu Schulden kommen: worunter, daß Schachmann bald darauf gestorben sein soll, welches sich nicht verificiret.“

Es scheint übrigens außer Zweifel, daß unser Scottus sich anfänglich in Danzig großes Ansehen zu verschaffen wußte.

Dies geht aus verschiedenen Schriften hervor, obgleich auch in denselben wieder geklagt wird, daß man keine weitere und ausführlichere Nachricht über ihn habe auftreiben können, dann aber wohl auch

daraus, daß ihn ein in Danzig so geachteter Mann, wie Schachmann, in sein Haus als Gast aufnahm.

Ebenso spricht dafür, daß ein Bildniß des Scottus sich auf der Rathsbibliothek zu Danzig befand, und zur Zeit Lochner's, wie es scheint, sich noch dort befunden hat, und wahrscheinlich, in der ersten Zeit seines Aufenthaltes, von einem guten Küustler dort gemalt wurde.

Lochner giebt aus einem Fragmente einer lateinischen Schrift hierüber eine Notiz, welche wir hier schließlich noch anführen müssen. Er sagt (p. 421):

„Das Haubtsächlichste so ferner berichtet wird, betrift deßen Bildniß, so sich auf Holz, aber sehr fein, gemahlet in der Raths-bibliotheque zu Danzig befindet, mit beigefügter guldener Schrift*): **Effig. Hieronimi Scotti, Placent. Ann. 1584.** Gleichwie solche derjenigen auf dem Medaillon gleich kommet; also trift auch mit diesem die Beschreibung des Bildnises oder der Gestalt selbst ein. Ich will das vornehmste davon, mehr auf den Verstand als die Worte sehend, übersetzen.

„Die Tafel, heiset es, zeigt ein Gesicht männlichen Alters, mehr lang als breit. Unter dem mittelmäsigen, und empor stehenden, Knebelbart, zieret das Kien ein etwan Finger breiter, von den Lippen angehender, Bart: welcher etwas breiter wird, ohne Länge: doch daß er unten mitten am Kien zugespizt

---

*) Auf dem Bilde Effigies mit ff, auf der Medaille mit einem f.

anderthalb Finger lang ungefehr herab geht. Die sehr kurzen Haare sind von einer Mütze, oder Baret, bedecket: woran unten ein Rand von schwarzem Sammet, auf der linken Seite aber eine grose Strausenfeder. Um den Hals gehet ein weißer leinwandener Kragen, nach damaliger Tracht gekrauset und gefalten: über die Schultern herab oben hänget eine guldene Kette von vortrefflicher Gröse, woran die Glieder mehr als einen Daumen breit, und anderthalb Daumen lang, erscheinen ꝛc.“ Diese Kette ist demnach fast das einige, so auf dem medaillon abgehet.“

So weit Lochner, wir selbst aber schließen dieses Capitel, indem wir, wahrscheinlich für einige Zeit, von Scottus Abschied nehmen.

Siebentes Capitel.

Ei Ihr mein lieber Herre
Wie treffe ich Euch hier,
Statt in des Kaisers Saale
Im wilden Waldrevier.

So ich nur aber wieder
Nur einmal Euch gesehn,
So schwör ich tausend Eide,
Will nimmer von Euch geh'n.
Reinhold. Altes Lied.

Es war ein wundervoller, ein reizender Morgen.

Rechnet Euch selbst die Stunde aus, denn wir haben keinen Kalender zur Hand, um nachzusehen, wann Ende Juni die Sonne aufgeht, und da wir auch, hier wenigstens, Nichts mit Astronomie und Graden zu thun haben wollen, so sagen wir einfach: Hätte Einer mit ausgestrecktem Arme, die Hand der Breite nach vor sich hingehalten, so daß der kleine Finger scheinbar die Erde berührt hätte, so wäre die Sonne eben über dem Zeigefinger gestanden.

Also stand die Sonne gerade vier Finger hoch über dem Rande des Horizontes, und das mag genügen.

Die schiefen Strahlen aber, welche diese noch niedrig stehende Sonne auf die Erde warf, beleuchteten eine fast vollständig flache und ebene Landschaft.

Eine einfache, ruhige, stille Landschaft.

Rechts ein Wald, oder besser: dessen Ende, Niederholz meist, doch auch schon, weiter gegen die Ferne hin, Stammholz, den größeren Forst andeutend.

Dann halb noch, von Buschwerk und leichten Stämmen umschlossen, ein Weiher mit schilfbekränzten Ufern und spiegelglatter, tausendfarbiger Wasserfläche.

Die Sonnenstrahlen nahmen ihr Morgenbad und, hingleitend über den Spiegel des See's, bestreuten sie ihn mit Edelsteinen, verliehen ihm die Farbe des Purpurs und den Glanz des Silbers und Goldes.

Gegen links hin dehnte sich ziemlich weit das Röhrig und Schilfwerk, nicht eben allzu sicheren Grund und Boden versprechend, hinter dem Röhrig aber zog ein Feldweg ins Holz um dort ein Waldweg zu werden, wenns beliebt, wohl auch umgekehrt.

Dann: einzelne Büsche, moosige Flächen und ein gelblichrother Duft, die Reste von Aurora's Schleier, der vielleicht Moor, Haide oder Wiesengründe bedecken konnte, und endlich sich einigte mit dem noch schwach purpurfarbigen Himmel, an dem die Sonne ihren Lauf begonnen.

Nichts war einfacher als diese Landschaft, aber Nichts war auch friedlicher.

Keine menschliche Wohnung sichtbar in Nähe und Ferne, und also kein Hader, kein Streit, kein Krieg.

Aber die Staffage?

Eine Waldbiene flog summend über den moosigen Boden, hier und da sich niedersenkend auf eine bescheidene, diesem entsprossene Blume.

Ein Käfer kroch langsam an dem Grashalme aufwärts, an dem er die Nacht hindurch geschlafen, seine Fühler bald vorwärts streckend, bald wieder auf den Rücken legend, wie es die Käfer nach gehaltener Ruhe zu thun pflegen, und was muthmaßlich das Dehnen und Strecken der Menschen bedeutet.

Dann flog ein kleiner Vogel über den Deich, und versuchte auf einem Schilfstengel sich nieder zu lassen, der aber bog sich, unfähig die Last zu tragen, und der Vogel blieb deshalb schwebend, nach Art der Raubvögel einige Augenblicke in der Luft stehen, um dann weiter zu fliegen. Mit gleichem Erfolge hatte das der Vogel wohl oft schon gethan, leichtsinnig aber stets wieder vergessen, aber die Vögel sind eben so.

Wäre es Abend gewesen, so wäre vielleicht ein Hirsch am Rande des See's gestanden, um seinen Abendtrunk zu nehmen. Am Morgen aber zieht das Wild nicht gern zu Wasser, und so ersetzte ein Reiher seine Stelle.

Der stand ernsthaft dort auf einem seiner langen Ständer, ruhig niederblickend auf die Fluth, und auf ein Fischlein wartend, man kann aber nicht sagen, daß er den Frieden des Morgens gebrochen, denn er führte nicht Krieg mit den Fischen, obgleich

er sie mit Behagen verzehrte, er fischte einfach, und Fischen und Jagen ist nicht Krieg. Man kriegt blos mit Seinesgleichen.

Alles das geschah aber stille und fast vollständig lautlos, selbst der Morgenwind schien anderwärts beschäftigt, und benimmt uns die Gelegenheit zu erzählen, wie er durch das Röhrig flog, mit dessen Schilfstengeln flüsterte, und den Blättern des Buschwerks Grüße aus fernen Landen brachte.

Aber eben aus jenem Buschwerke dringen jetzt seltsame Töne zu uns, Klänge die uns bekannt scheinen, können wir uns gleichwohl nicht erinnern, wann und wo wir sie gehört, aber wir blicken hin nach der Gegend, in welcher sie erklingen, und sehen dort einen bläulichen Rauch gegen Himmel steigen, leicht sich kräuselnd und dann verschwindend in der Luft.

Menschen also!

Gehen wir ihre Bekanntschaft zu machen.

Lumpenvolk, Zigeunerpack, ein Mann, eine Frau und ein junger Bursche!

Der Mann spielte, auf einem gefallenen Baumstamme sitzend, die Geige. Er mochte in den fünfziger Jahren sein und trug einen braunen, nicht ganz bis an die Kniee reichenden Leibrock, durch einen ledernen Gürtel zusammengehalten, an welchem eine Ledertasche, ein Messer und ein kurzes, breites Schwert hing. Sein ziemlich stark grau gefärbtes, und bis auf den Hals niederfallendes Haar, war mit einem flachen Hute bedeckt, dessen Krempe hinten aufgeschlagen, über der Stirne aber, nach Art eines

Mützenschirmes ausgezogen war, und eine, wie es schien mit Vorliebe behandelte rothe Feder, zierte diese Kopfbedeckung.

Braune Lederhosen, und bis an die Kniee reichende schwere Stiefel, vervollständigten diesen Anzug.

Die Frau im gleichen Alter wie der Mann, vielleicht auch älter, trug ein rothes, ziemlich abgeschossenes, und mehr zerrissenes als geflicktes Kamisol, einen ebenfalls wenig geschonten, kurzen braunen Rock, die Füße waren ohne alle Bekleidung, um den hageren, braunen Hals trug sie ein Gehänge von rothen Korallen, und das unbedeckte Haupthaar hing grau und verwirrt auf die Schultern nieder.

Sie war mit Kochen beschäftigt, und mit Schelten auf das Fiedelspiel des Mannes.

Der junge Bursche endlich, der das Feuer unterhielt, und Brechholz zutrug, hatte ein hübsches, frisches und gutmüthiges Antlitz; was aber seine Kleidung betraf, so mag dieselbe vielleicht am Besten dadurch geschildert werden, wenn wir sagen, daß ein Theil derselben wohl urspünglich für ihn gefertigt, aber bereits stark verwachsen war, während der andere ihm zu groß und offenbar aus fremdem Besitz in den seinigen übergegangen war.

Aber, lieber Gott, wir haben in dem Lumpengesindel gute alte Freunde erkannt, und wollen kein Geheimniß daraus machen, daß es die Leute aus dem Dacherker in Fürstlichen Gnaden Haus zu Köln waren, Liborius Stürzenbecher, ci-de vant Lebensretter des Kurfürsten Gebhard, Pohla seine Frau, oder

so, und endlich Kraft Wehringer, der arme Teufel, welcher, nachdem seine früheren Beschützer alle gestorben waren, in der fürstlichen Küche, und im Dacherker Aufnahme gefunden, nun aber mit dessen Insassen ein muthmaßlich unfreiwilliges Vagabundenleben zu führen gezwungen war.

Wir fügen bei, daß dieses Wiederfinden, ebenfalls wie Scottus Auftreten in Danzig, in das Jahr 1584 fiel, und daß Kraft jetzt bald sechszehn Jahre zählte, aber rüstig und frisch aussah, und wohl für achtzehnjährig gehalten werden konnte.

Wir hoffen demnächst zu erfahren, wie diese unsere alten Bekannten, in unsere Morgenlandschaft, und zu der herumziehenden Lebensart gekommen, und sehen jetzt nur ein wenig, wie sie ihr Leben fristeten.

In einer kleinen Karre, welche abseits des improvisirten Lagers stand, und welche ein nicht eben schlecht genährtes Pferd zog, das in der Nähe weidete, verwahrten sie ihre wenigen Habseligkeiten.

Meist hatte Pohla das Fuhrwerk allein inne, während Liborius und Kraft neben her gingen, und nach Erwerb spähten.

Kommen sie zu guten und lustigen Leuten, die den Tanz und die Fiedel liebten, so spielten Beide wacker auf, und mancher Pfennig wurde da verdient und Speisevorrath erworben, auf Dörfern und Flecken.

Solche Geschenke fielen wohl hier und da auch ab, wenn man eben nicht tanzlustig war, und bisweilen erwarb auch Kraft einen Groschen mit den

Kunststücken, welche er beim Müller Johannes gelernt hatte, indem er verzaubertes Vieh besprach, den Leuten einen wackeren Brandsegen sprechen lehrte, oder wohl auch, das Blut stillte an einer Wunde, sprechend:

„Ich ging in meines Vaters Garten, drin standen drei Rosen, die eine hieß Blutstropfen, die andere Blutstopfen, die dritte Blut stille stehn. Wenn's der liebe Gott will haben. Das zähl' ich Dir zu gute im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes."*)

Oder die Gesichtsrose heilte mit den Worten:

„Alle Glocken werden geklungen, alle Messen werden gesungen, alle Evangelien werden gelesen, damit segne ich Dir die Rose und das Wesen. Im Namen des Gott Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes."**)

Half's nicht, so schadete es doch auch nicht, und jedenfalls war das Gröschlein verdient. Schreibt ja doch Mancher auch ein Tränklein auf für die Apotheken, ein Pulver, oder eine Latwerge, hilft auch nicht, schadet wohl gar, und kostet mehr denn ein Gröschlein.

Was Pohla betraf, so wahrsagte sie den Burschen und den Dirnen, kochte, bettelte und stahl, wenn nichts zu Kochen da war, was ihr Liborius mit Schärfe verbot, und mit Milde durch die Finger sah.

---

*) Handschrift des Bauers Gocof in Heinsdorf. Köhler.
**) Bei Reichenbach. Köhler.

Zigennerblut! Es lag eben einmal in ihrer Natur.

„Naturam expellas furca, tamen usque recurret.“

Der alte Studiosus hatte seinen Horatius nicht vergessen.

Heute aber brauchte Pohla nicht zu stehlen, denn ihre Küche war trefflich bestellt.

Ein glänzendes schwarzes Fell auf einem Kreuzholze ausgespannt, und ohnfern der Feuerstelle an einem Strauche hängend, verrieth einen Theil der Leckerbissen, welche ihrem Freunde Liborius vorgestellt werden sollten.

„Hinze war es, Murner's Schwiegervater,“ ein tapferer und listiger Kater, der hier der Weiberlist zum Opfer fiel.

Auf der Maus- und Vogeljagd begriffen, vorsichtig durch die Furchen eines Haferackers schleichend, wurde er Pohla's Beute, und dünstete jetzt in gebetteltem Essige und gestohlenen Zwiebeln.

Größerer Aufmerksamkeit als madschka die Katze, oder eigentlich stirno, der Kater, erfreute sich stachelengero, der Igel, die Leibspeise der Zigeuner.

Nach den Regeln der Kunst hatte Pohla das gestern erhaschte, große und fette Beutestück, von den Stacheln durch Absengen befreit, reinlich ausgeweidet und nach dem Brühen, mit Knoblauch und Zwiebeln gespickt. Jetzt briet er am Holzspieße, angenehm duftend, und Pohla betrachtete ihn wohlgefällig indem sie sagte:

„A gawa gòwa na keschiola ni but!“

Was etwa bedeutet: „Das ist etwas Besonderes, das geschieht nicht oft!“

Speisten aber Liborius und Kraft Igel und Katzen?

Mit Hunger und Vergnügen, denn aus dem Ersten geht das Zweite hervor.

Wir besitzen einen lieben und theuern Freund, eigentlich den liebsten, und vornehmlich theuersten, den wir überhaupt haben, welcher einen unüberwindlichen Abschen vor Hammelfleisch hegt, dennoch aber ein schriftliches Zeugniß besitzt, daß er zweimal an einem Tage, in der Wüste von Atakama, dieses übelriechende und ekelhafte Gericht verzehrte.

Wenn aber der Hunger einen Menschen dazu bringen kann, gesottenes Hammelfleisch zu essen, so wird, selbst ein leichter Appetit ihn unschwer vermögen Igel und Katze zu genießen.

Es war das dasjenige was wir beweisen wollten.

Trotz der Behaglichkeit aber, mit welcher Pohla ihren Braten gar werden sah, schalt sie dennoch fortwährend auf das Geigenspiel des Liborius:

„A jowa hi i benyèster pischdo,“ rief sie, „er ist vollständig vom Teufel besessen, mit seiner verwünschten Welljuna. Wenn er's nur könnte, wie ein ächter rom, aber er fiedelt in den Tag hinein wie ein gajo. Ist was Eßbares im Gebüsche, so läuft es fort, die gajo's aber kommen auf unsere Spur, was immer unnütz ist.“

„Wenn die Weiber in den Winter ihrer Jahre

kommen," sagte Liborius, indem er fortspielte, „beginnen bei ihren Männern die Hundstage."

Pohla warf ihm einen bösen Blick zu, aber plötzlich veränderten sich ihre Züge, sie warf den Zweig, der ihr als Kochlöffel diente, hinweg, und hob die Hand mit emporgestrecktem Zeigefinger:

„Ein grai, sagte sie, ein glisdo!"

Ein Pferd, ein Reiter, ihr scharfes Gehör hatte wirklich das Herannahen eines Reiters bemerkt, und jetzt verstummte Liborius' Geige, und Kraft legte sein Messer, mit welchem er Holz klein machte, bei Seite und schlüpfte mit der Behendigkeit eines Wiesels an den Rand des Gehölzes um zu lugen.

Er war schon ein wackerer Zigeunerjunge geworden!

In der That näherte sich wirklich, auf dem vorhin erwähnten Wege, ein einzelner Reiter dem Buschwerke, und Liborius und Pohla konnten denselben jetzt ebenfalls deutlicher bemerken.

Es war ein hübscher junger Mann, vielleicht im Beginne der zwanziger Jahre, und in der halbkriegerischen Tracht, wie sie bei Reisenden, welche den höheren Ständen angehörten, zu jener Zeit gebräuchlich war.

Er trug einen kurzen Leibrock von dunkelblauem Wolltuche, über welchen ein weißer, schlichter Kragen, statt der großen, gefälteten Halskrause niederfiel, sein Haupt war mit einem breitkrämpigen Hute bedeckt, den eine wallende blaue Feder zierte, und ferner war er mit braunen Lederbeinkleidern und hohen,

bis über die Knie reichenden Stiefeln bekleidet, an denen die großen Sporen nicht fehlten, die zu jener Zeit bereits Mode waren.

Hinter ihm, auf dem großen starken Eisenschimmel, den er ritt, lag eine Art Felleisen, oder ein Mantelsack, und seine Bewaffnung bestand aus einem langen zu Hieb und Stoß gleich gerechten Haudegen mit eisernem Korbe, und einem langen, am Sattelbogen hängenden Faustrohre.

Pohla schüttelte sich die langen Haare aus dem Gesichte, und strich mit den Händen an ihrer Kleidung abwärts, als wolle sie dieselbe ordnen, und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Der Weg führt etwa zwanzig Schritte von hier vorüber, es ist ein baro-rai, ein Edelmann, und da er im Schritte reitet, so will ich mich an die Straße stellen und ihm wahrsagen. Will er's nicht haben, so reicht er mir doch zuverlässig eine Gabe."

Sie kam aber dazu nicht, denn in demselben Augenblicke sprang Kraft Wehringer auf, stieß einen gellenden Aufschrei aus, und stürzte sich dem Herankommenden entgegen.

Was war dem Jungen? War er plötzlich verrückt geworden?

Die beiden Alten verhielten sich indessen ruhig. Gegen *sie selbst* führte Kraft nichts Schlimmes im Sinne, das wußten sie, und mit dem da draußen — — je nun mit dem sollte er sehen wie er fertig werden würde. Für den Nothfall konnte ihm Liborius immer noch zu Hülfe kommen.

Vorläufig aber: Abwarten!

Was sie jetzt sahen, war Folgendes:

Kraft war bereits auf der Straße und sprang mit behenden Sätzen auf den Reiter zu, der sein Roß anhielt und im ersten Augenblicke nach dem Griffe seines Degens fuhr, als er aber blos einen Einzelnen auf sich zu kommen sah, die Hand zurück zog, und ihn ruhig heran ließ.

Jetzt schien Kraft einen Namen auszurufen, den aber Liborius und Pohla nicht verstehen konnten, und dann umklammerte er die Füße des Reiters, streckte die Arme gegen ihn aus und geberdete sich überhaupt wie toll.

So wenig wie die beiden im Gebüsche Beobachtenden, schien anfänglich der Reiter zu wissen, was dies zu bedeuten habe, dann aber strich er mit der Hand über Kraft's Locken, schüttelte seine Rechte, und stieg endlich ab diesem folgend, und auf das Gebüsche zuschreitend, indem er sein Pferd am Zügel führte.

Es schien ein Wiederfinden und Erkennen stattgefunden zu haben, und Pohla äußerte sich in diesem Sinne gegen ihren Gefährten.

In der That war es auch so, denn Kraft hatte in dem Reiter, schon in der Ferne, seinen Junker von Lichtenstein wieder erkannt, und dieser folgte jetzt seinem alten Spielgefährten und Schüler zum Lagerplatze seiner Freunde.

Das erste Gefühl, welches Kraft vollständig in Anspruch nahm, als er Ulrich von Lichtenstein er=

kannt hatte, war das der ungezügeltste Freude, seinen ersten jugendlichen Lehrer und Freund wiedergefunden zu haben.

Dann trat zu diesem Herzensjubel die Hoffnung, ja die Gewißheit, daß alle Noth und Sorge nun zu Ende sei, denn daß er nun seinen Junker nicht mehr verlassen und demselben als Knappe oder Diener folgen werde durch Dick und Dünn, erschien ihm nicht dem mindesten Zweifel unterworfen.

Ulrich selbst hatte ihm das, als Knabe, oft versprochen, und er selbst hatte sich so vielfältig mit diesem Gedanken beschäftigt, daß er ihm zur unumstößlichen Gewißheit geworden war.

Und die Pforte zu diesem prachtvollen Leben lag jetzt geöffnet vor ihm, denn er hatte den gefunden, mit welchem sich seine Phantasie täglich beschäftigte, seit er Lichtensteins Burg verlassen hatte.

Ueber der Pforte dieses Paradieses stand jetzt plötzlich eine Gestalt, welche ihm den Eintritt, wenn nicht wehrte, doch verkümmerte.

Die Dankbarkeit!

Kraft Wehringer war ein gutherziger und dankbarer Junge, und jetzt gedachte er der beiden alten Leute, welche er verlassen sollte.

Liborius war sein Wohlthäter geworden schon am ersten Tage seines Aufenthaltes im Hause des Kurfürsten.

Auch Pohla hatte sich, in ihrer Art wenigstens, nicht unfreundlich gegen ihn benommen.

Und nun, da er, wie er wohl erkannte, anfing den beiden unstät umherziehenden Alten nützlich zu werden, sollte er von ihnen gehen.

Freilich waren die Pflichten, welche ihn an Lichtenstein banden, älter, aber dennoch — — er begann sich unglücklich zu fühlen!

Nichts desto weniger hatte er seine Knappendienste bereits begonnen. Bereitwillig war Ulrich ihm zum Lagerplatze der Halb-Zigeuner gefolgt, und Kraft zäumte jetzt sein Pferd ab um es neben jenem des Liborius weiden zu lassen, und auch das ließ der Junker geschehen, als müsse es so sein, und saß jetzt friedlich auf dem Baumstamme neben Liborius welcher ihn, eben so wie Pohla, mit der zuvorkommendsten Höflichkeit aufgenommen hatte.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß der reisende Edelmann, mit dem vagabundirenden Paare, da gute Kameradschaft hielt.

War zu jener Zeit die Kluft auch groß, welche die Stände trennte, man reichte sich doch friedlich die Hände über derselben, und wenn der Edelmann damals nicht, oder jedenfalls doch seltener wie heute, gehässige und ungeschliffene Redensarten fürchten mußte in nicht ebenbürtiger Gesellschaft, so hatte diese dafür weniger vom Hochmuthe zu leiden.

Die derberen Sitten jener Zeit erlaubten wohl Stolz, aber sie waren für den Hochmuth kein günstiger Boden, und wenn man auf der einen Seite nicht so übermenschlich fein und „retiré“ war, wie später, so war man dafür auf der anderen nicht

so ausnehmend grob und haßerfüllt auf höhere Stände.

Aber die Revolutionen, mit Allem was ihnen vorhergeht und ihnen folgt, trennen die Stände, statt sie zu vereinigen, und was noch schlimmer ist, sie trennen die Kultur von der Unkultur, was für beide sit venia verbo, den Teufel nichts taugt.

Um wieder auf Ulrich von Lichtenstein zu kommen, welcher, gegenwärtig wenigstens, nichts weniger als retiré war, so theilte er das Frühmahl seiner neuen Bekannten, und als Pohla fragte:

„Schmeckt Euch der Haase, gestrenger Herr Junker?“ versetzte dieser:

„Euer Haase hat gestern noch Miau geschrien, und sicher in seinem Leben mehr Mäuse als Kohl gefressen!“

Pohla machte vergebliche Versuche schamhaft auszusehen, Lichtenstein aber fuhr fort:

Der Stacheléngëro hier am Spieße, der schon eine ganz appetitliche Kruste hat, verspricht aber mehr als Euer Kater, der trotz seines schönen Felles dort am Busche, ein wenig alt und zähe ist, und überhaupt esse ich Igel lieber als Katzen.“

Pohla stieß einen Schrei aus, welcher zur Hälfte Verwunderung, zur andern Freude ausdrückte, und dann warf sie forschende Blicke auf Lichtenstein, dieser aber sagte lachend:

„Nein, ich bin kein Zigeuner, aber ich habe mich länger als mir lieb war, im Lande Polonia und Hungaria umhergetrieben, und bin da oft genug mit

Eurem Volke zusammen gekommen, da lernte ich, wohl oder übel, Mancherlei. Nur Eines wollte mir nicht behagen, nämlich mulo mass zu essen, Thiere, welche Gott geschlachtet hat."

Die Zigeuner nennen gefallenes Vieh also, und essen es ohne Scheu, aber Pohla versicherte eifrig, daß in ihrer Küche dergleichen nicht vorkomme, dagegen pries sie lebhaft die Vortrefflichkeit der Baum- oder Zigeunerkatze, nämlich des Eichhörnchens, oder romeskeri madschka, und lischka's, des Fuchses.

Die Bekanntschaft aber war gemacht, und erfolgte auch die gegenseitige Vorstellung nicht nach den Regeln der modernen Kunst, so wußte man doch, wer und was man war.

Hatte doch Kraft oft genug von seinem Junker gesprochen.

Nach der Mahlzeit aber sagte dieser:

„Wer ich bin, das wißt Ihr, was ich aber bin, ist gleich gesagt: Nichts nämlich, und was ich habe ist nicht viel mehr."

Dann fügte er hinzu, daß er später Kraft erzählen wolle, wie er zu solcher hoher Stellung und Reichthum gekommen, und erklärte sich bereit, ein paar Tage der Reisegefährte Liborius und Pohla zu sein.

Dann aber sagte er:

„Ihr beide habt vorhin erwähnt, daß Ihr, und halb und halb auch Kraft, Dienstleute des Kölner Kurfürsten gewesen. Wie kömmt es, daß Ihr jetzt alle drei auf der freien Hand herum zieht, Katzen

und Füchse speiset, und nicht habt, wo Ihr Eure Häupter bettet? Geht es Euch wie mir, sucht Ihr einen Dienst, und findet keinen, und wie kamt Ihr von Eurem Herrn dem Kurfürsten?

„Das ist eine traurige Geschichte," versetzte Liborius, „ein verfluchter Hexenmeister hat den Brei angerührt, ein Weibsbild hat ihn gekocht, und fürstliche Gnaden Gebhardus mußten selbigen auslöffeln. Jetzt ist er von Land und Leuten, und muß es, nolens volens, mit den Lutherischen halten."

Lichtenstein erwiderte verweisend:

„Das macht nichts, ich bin auch evangelisch, und ist das von Gebhardo mehr zu loben, als zu tadeln; aber wie ist das Alles gekommen? Daß der Kurfürst einen wenig erbaulichen Liebeshandel mit einer Mansfelderin gehabt, das hörte ich sagen, als ich noch in deutschen Landen war, wie aber weiter?"

„Daß Gott erbarm weiter," sagte Liborius. „Seid Ihr auch noch in jungen Jahren, gestrenger Herr Junker, so wißt Ihr doch sicher schon, wie es gewöhnlich bei Liebes-Affairen hergeht.

„Hat einer auf ein Frauenzimmer ein Auge geworfen, so ist es gemeinhin sein Wunsch, daß diese seine Passion geheim bleiben, und nicht gleich von Hinz und Kunz vermerkt werden möge.

„Nichts destoweniger treibt aber ein solcher angehender Liebhaber seine Löffelei deshalb doch so auffällig, daß jedweder Einer, mit halb offenen Augen, dahinter kommt. Grund: damit seiner Char-

manten die Heftigkeit seiner Liebesflamme ja nicht entgehen möge. Das ist freilich vom Ueberflusse, weilen das Frauenzimmer eher spüret als wir selbsten, wenn uns Amorus Pfeil getroffen.

„Meist aber fallen jetzt alle böse Mäuler über solch einen begonnenen Liebeshandel wacker her, wird aber das Scandalum oder das Aergerniß nicht allzugroß, vergessen sie's wohl wieder, weil meist schon wieder andere Scandala entstanden sein, an denen sie ihre bösen Zungen wetzen können.

„Wird das Scandalum nicht allzugroß, habe ich gesagt.

„Bei Seiner Fürstlichen Gnaden aber ward es größer als groß, und dergestalt, daß der Mansfelderin Brüder dem ärgerlichen Handel nicht länger mehr zusehen wollten und konnten, unserem Herrn scharf zusetzten, und absonderlich schwur der älteste von ihnen, Graf Hojer Christoph, daß er diesen Schimpf mit Blut wolle abwaschen, falls unser Herr die Agnes nicht heirathen wolle.

„Solche Wäsch' war freilich unserm Herrn Gebhardo wenig anständig, desto mehr aber die Verehelichung mit seiner geliebten Agnes, versprach also deren zweitem Bruder Pedro Ernesto II, ihrer Schwester Maria und deren Ehegesponse, dem Freiherrn von Kreichingen, so wie noch einigen Anderen vom Adel, die Agnes zu ehelichen, that auch solches ein Jahr nach diesem Rencontre, Anno 1583 am 2. Februar, zu Bonn, allwo er sich durch den reformirten Prediger Zachariam Ursinum öffentlich trauen ließ,

nachdem er vorher ebenfalls selbsten zur reformirten Religion übergetreten.

„Nun war zu glauben, daß anfänglich unser Herr Gebhardus gesonnen gewesen, das Kurfürstenthum sammt seiner Agnes zu behalten, das gefiel aber dem Domkapitel gar schlimm, vielerlei Händel und Zank gab es da, und Gebhardus leerte endlich die kurfürstliche Kasse zu Bruel, übergab seinem Bruder die Stadt Bonn mit einer starken Besatzung, und zog mit seiner Agnes nach Arensberg in Westphalen.

„Weilen nun für uns Dienstleute, nachdem der Herr vertrieben, auch kein Bleibens mehr gewesen, so zogen wir Drei mit den Kriegsleuten nach Bonn, ich als ein ganzer Kriegsknecht, der Kraft als ein halber, und die Pohla als Dareingabe, und eine Weile war dort gut leben, denn obgleich es an Salz, Holz und Licht mangelte, so gab's doch Brod und Wein genug.

„Als endlich das Geld ausging, ließ unser Commandant, Carolus von Waldburg, das Silbergeschirr in den Kirchen verschmelzen, und war endlich, als dies ausgegeben, Willens sich heimlich aus der Stadt zu salviren, aber die Kriegsknechte merkten es wohl, hielten fleißig Wacht, und endlich am 25. Januar dieses Jahres 1584 empörten sie sich, und lieferten den Carolus, sammt der Stadt, an den belagernden Kurfürst Ernestus von Bayern aus.

„Also war auch Bonn für den Herrn verloren, bei den Westphälingern konnte er sich auch nicht

halten, und dann ging er nach Delfft zum Prinzen von Oranien, der ihm freie Station, aber keine Mannschaft gab, und anjetzo soll er seine Agnes nach England geschickt haben, um die Königin Elisabeth um Hülfe zu bitten. Wie selbiges aber ausging wissen wir nit.*) Also aber ist unser Herr Gebhardus durch selbige Agnes, in den päpstlichen Bann gekommen, von Kaiser Rudolpho II seines Erzstiftes Köln entsetzt und Summa Summarum um Land und Leut' und, nach Vieler Dafürhalten, um Ehr' und Reputation gekommen."

„Zauberei und Hexenwerk haben das Unheil angerichtet," sagte Pohla, „aber ich habe der Agnes geschworen, Nichts zu verrathen, und will Wort halten."

---

*) Es ging nicht znm Besten aus. Ueber diese Sendung der Agnes, und über das Ende Gebhards sagt Köhler 1729 Folgendes:

„Von da (vom Haag, wo ihn der Prinz v. Oranien unterhielt) schickte er seine Agnes nach Engelland, an die Königin Elisabeth, welche dieselbe flehentlich um Hülfe ersuchen mußte, als sie aber erfuhr, wie ihr damaliger Favorit, der Graf von Essen, allzu öfftere nächtliche Conferenzen mit der Agnes hielte, so wurde sie darüber so eyffersichtig, daß sie ihr zu entbiethen ließ, sich eilends aus dem Reich zu machen.

„Nach ihrer Zurückkunft verfügte sich Gebhard nach Straßburg, und lebte daselbst als Dom-Dechant, in selbigem, damals von beeden Religions-Verwandten getheilten Dom-Capitul noch 26 Jahr, bis er an der Colic und Steinschmerzen A. 1601 den 21. May ohne Kinder verstarb, nachdeme er in allen 53 Jahr und 6 Monath gelebet hatte."

Ulrich von Lichtenstein beachtete diese Worte Pohla's nicht, sondern sagte zu Liborius:

„Nun, nachdem Bonn über war, was begannt Ihr da?“

„Wo der Herr war, wußten wir nicht, hätten ihm auch nicht helfen können, so wenig wie er uns. Pohla aber hatte sich durch mancherlei Dienste in Bonn ein paar Pfennige erspart, auch ich war nicht ganz blank, da kauften wir das Geschirr hier, und zogen mit dem Jungen, der treu zu uns hält, auf gut Glück in die Welt.“

„Guter Rath,“ erwiderte Ulrich, „kommt über Nacht, warum nicht auch gut Glück!“

Achtes Capitel.

Begrab' mit Deiner Liebe
Nun Deine Lieder auch,
Leg' Deine letzte Habe
Als letzte Liebesgabe
In's Grab, nach altem Brauch.
Rustikeil.

Acht Tage waren bereits seit dem ersten Zusammentreffen Kraft's mit Ulrich von Lichtenstein verflossen, aber der Letztere hatte noch immer keine Anstalt getroffen, sich von seinem jungen Freunde und seinen Genossen zu trennen.

Sei es nun, daß er eben nichts Besseres zu thun wußte, und das Glück erwartete, welches, wie der gute Rath, über Nacht kommen sollte, oder es gefiel ihm das abenteuerliche Leben, das er wohl auch schon von früheren Zeiten her gewohnt war, kurz er ließ kein Wort vom Scheiden fallen.

Was die Art ihres Reisens betraf, so wurde dieselbe so ziemlich nach der Weise aller Abenteurer, und nach dem Gebrauche von Pohla's Volk, nämlich zigeunerartig betrieben.

Man zog auf gut Glück, in der Welt umher, der Junker auf seinem Eisenschimmel, Pohla in der Karre, und Liborius und Kraft, neben Pferd oder Karre zu Fuße gehend.

Bisweilen übernachtete man in einer Dorfschaft, häufiger fast aber im Freien, wo eben Wasser, Weide für die Pferde, und Brennholz zu finden, nach Zigeuner Art wurde eine vom Winde geschützte Stelle vorgezogen, und ein gemeinschaftlicher Rath bestimmte den Platz des Nachtlagers.

Die Bauerschaft in den Dörfern, welche unsere Reisenden durchzogen, bekümmerte sich kaum viel um deren Zweck und Reiseziel. Wo es nöthig war, bezahlte Ulrich die Zeche, oder kaufte Nahrungsmittel, aber obgleich sein Säckel wohlgefüllt zu sein schien, ging er doch sparsam mit seinen Pfennigen um, und Liborius verdiente wohl auch hier und da mit seiner Geige ein Scherflein, was die Bauersleute, denen er vorspielte, für einen Nebenverdienst hielten, da man ihn, sowie Pohla und Kraft, für Dienstleute des Junkers hielt, was Ulrich selbst stillschweigend anzuerkennen schien.

Man sah damals noch nicht so genau auf Dergleichen. Ortspolizei, Landjäger und andere ähnliche Einrichtungen waren noch nicht geboren, oder befanden sich wenigstens im Stande der ersten, unschuldigen Kindheit, und meist war man froh Fremde zu sehen, von denen man Neuigkeiten erfuhr, und zufrieden, wenn diese Fremden nichts raubten oder stahlen.

Was Kraft betraf, so war er doppelt glücklich.

Einmal schien sein langersehnter Wunsch nun vollständig in Erfüllung gegangen. Er war der Knappe und Leibdiener seines Junkers Ulrich, er trug Sorge für dessen Pferd, hielt seine Waffen in Stand, bereitete sein Lager, wenn man im Freien übernachtete, und ersann mit Geschick eine Menge, eigentlich entbehrlicher Dienstleistungen, nur um dieselben leisten zu können, und ein geringer Tadel Lichtenstein's machte ihm mehr Vergnügen als Lob, weil er in demselben gewissermaßen eine Bestätigung seiner dienstlichen Stellung erblickte.

Aber fast ebenso glücklich wie diese, machte ihn der Umstand, daß es den Anschein hatte, als müsse er sich nicht von seinen alten Reisegefährten trennen, denn wir haben oben schon seine Bedenken deshalb erwähnt.

War aber er der Leibknappe Ulrich's, so war Liborius eine Art von Haus- oder besser: Wald- und Feldhofmeister, der den Lagerplatz ordnete, Wind und Wetter mit mehr oder weniger Sicherheit vorausbestimmte, und mit Lichtenstein am abendlichen Feuer gar artige Gespräche zu führen wußte, da er Studiosus gewesen und Vielerlei erfahren hatte auf der Welt.

Pohla endlich anlangend, so war sie, wie schon früher, eine Unentbehrlichkeit. Sie bratete Igel und Katzen, und wußte mit Geschicklichkeit auch mancherlei zahmes Geflügel zu erwerben, durch Wahrsagen,

oder weil sie, wie sie sagte, gute Freundschaft geschlossen hatte mit den Bäuerinnen.

Ob sie nicht hier und da ein Huhn oder eine Ente, nach alter Zigeunerart, durch eine über den Hofzaun geworfene Angel erworben, wissen wir nicht, und wenn es der Junker ebenfalls nicht wußte, so sah Liborius dafür durch die Finger, genau wie früher.

Ferner hatte Pohla, einmal eingethan unter Dach und Fach im Hause des Kurfürsten Gerhard, sich bemüht, die angestammte Abneigung der Zigeuner gegen Waschen und Waschwasser abzulegen, und es war ihr das insofern gelungen, als sie von Zeit zu Zeit ihr Linnenzeug und bisweilen sogar auch sich selbst wusch.

Das, nämlich das Linnenzeug-Waschen, kam den Reisenden jetzt trefflich zu statten. Denn reichte auch in das sechszehnte Jahrhundert wohl noch manches Stück gemüthlicher und unreinlicher Ursprünglichkeit, so fühlten doch die, welche wirklich Leibwäsche zu führen pflegten, als Bedürfniß solche, hier und da wenigstens, zu wechseln.

Während der oben erwähnten Gespräche Ulrich's und Liborius' am abendlichen Feuer, erfuhren die aus dem Stegreife geworbenen Dienstleute des Junkers auch dessen frühere Schicksale und einen Theil der Gründe, warum er so sorglos mit ihnen die Welt durchstreifte.

Bald nachdem ihn sein Vormund von der Burg genommen, gab er ihn, um im damaligem Sinne

der Zeit seine Erziehung zu vollenden, in die Dienste eines fürstlichen Hauses.

Er trat aus diesem in die eines andern, endlich eines dritten, und als er volljährig geworden, zog er heimwärts nach seiner Burg.

Da fand er nicht das Beste.

Nicht eben daß der Vormund schlimm gewirthschaftet oder untreu gewesen, oder es waren Schulden da, von denen der Junker früher nichts gewußt, Schulden vom seeligen Herrn Vater her, deren Zinsen seine Mutter heimlich bezahlt, da sie des Schuldigseins sich schämte, welche sie aber nicht tilgen konnte.

Ein altes Sprich- und leider Gottes-Wahrwort sagt: „Schulden essen mit uns aus der Schüssel", die aber auf der Burg des Junkers aßen noch mehr. Manches Aeckerlein ward von ihnen gespeist, manches Wieslein und mancher gute Waldgrund ward von ihnen verschlungen, also daß wenig Herrlichkeit mehr war in der Heimath, als der junge Herr zurückgekehrt.

Ist Wohlleben im Herrendienst besser, als gering es treiben am eigenen Heerde?

Deß besann sich der Junker v. Lichtenstein und da er dachte, daß seine Burg zu Hause ihm nicht davon laufen werde, so beließ er einen alten als Kastellan eingesetzten Knecht in seinem Amte, und eilte abermals in die Welt, um die Frau Fortuna aufzusuchen, einen wackeren Dienst, vor sonst was.

Nicht viel, aber doch Etwas hatte er sich erspart

in seinen früheren Diensten, ganz kahl hatte er es zu Hause auch nicht gefunden, so führte er eine, für jene Zeit nicht ganz geringe Summe bei sich, und obgleich er kein Verschwender und ebensowenig leichtsinnig und unbedacht, so gaben ihm doch seine Goldgülden im Sacke den Trost, daß es mit dem Herrendienste so allzugroße Eile nicht habe.

Darum war er so unbefangen weiter gezogen mit Kraft und seinen Freunden.

Doch sagte er ihnen gesprächsweise, daß er gen Würzburg zu ziehen gesonnen sei, um womöglich in die Dienste des dortigen Bischofs, Julius Echter von Mespelbrunn zu treten, der schon damals (er regierte im elften Jahre und starb erst 1617) als einer der weisesten, fürsichtigsten und gerechtesten Herren bekannt geworden.

„Geht es dort nicht mit dem Schwerte", sagte er, „so geht es mit der Feder, die kann ich beede führen."

Kraft wußte das von der Zeit ihrer Jugend her noch, aber deshalb gab es ihm doch einen Stich durch's Herz.

Ihn selbst nahm der Junker wohl mit, und behielt ihn auch, fand er ein Unterkommen beim Bischof Julius, aber Liborius und Pohla?

Nun, Kraft Wehringer war ein guter, dankbarer und treuer Junge, was höchlich zu loben, keinem aber besonders zu recommandiren, der es weit bringen will auf unserer Welt.

Dem Liborius aber schien die Geschichte mit

Würzburg auch nicht recht zu gefallen, warum ist leicht zu rathen, und er sagte daher zu Ulrich:

„Wird das aber auch gehen, Junker Ulrich, dort im Lande regiert der Krummstab, Land und Leute sind scharf katholisch, Ihr aber habt den evangelischen Glauben?"

„Es wird schon gehen", versetzte Ulrich kurz.

Warum aber der Junker also kurze Antwort gegeben, können wir vermuthen, weil wir es aber nicht gewiß wissen, schweigen wir lieber und lassen Andere über Derlei salbadern, die solches Gespräch über die Maßen lieben.

Dem Junker Ulrich schien es zu gehen wie uns, er brach ab, sprach nicht mehr von Würzburg und dem Bischofe, sondern wendete sich zu Pohla.

Scheinbar gleichgültig hatte die den vorher geäußerten Entschluß des Junkers gehört, und vielleicht war er ihr auch gleichgültig, ja es kann sein, daß dem alten Menschenkinde das wiedergefundene Leben seiner Jugend, das Streifen in Feld und Wald, und das Mooslager unter Stern- oder Wolkendach besser behagte, als ein geschütztes Kämmerlein. Denn also ist das Volk der Zigeuner, und von dem sprach jetzt Lichtenstein mit ihr.

„Lebhaft", sagte er, „erinnert mich unser heutiges Nachtlager an ein solches, was ich mit Zigeunervolk im Lande Hungaria gehalten.

„Mächtige Nadelholzstämme, bemoost und mit tief niederhängenden Aesten, bildeten einen schirmenden Ring um einen freien Platz, auf dem lustig

unsere Feuer loderten. Hinter den Stämmen hob sich eine Felswand, die hielt den Wind ab noch besser als der Wald, und schickte uns zugleich einen schäumenden Waldbach, der uns gar trefflich zu statten kam, da draußen auf der fast endlosen Haide, durch die wir zwei Tage gezogen, nur spärliches und schlechtes Wasser zu finden.

„Ich sage zwei Tage", fuhr Lichtenstein fort, „denn so lange ritt ich mit den Zigeunern, da ich allein war, und allerlei Raubgesindel das Land gar unsicher machte.

„Nun stehlen zwar die Zigeuner wacker, wo und was sie können, hält man aber die Taschen zu und verträgt sich sonst mit ihnen, so ist man wohl sicher an Leib und Leben, denn wenn sie auch hier und da Einen mordiren, so geschieht das doch nicht häufig."

Hoch geschmeichelt fühlte sich Pohla durch dieses, ihrem Volke gespendete Lob, denn nicht oft spricht also anerkennend ein Gadschi vom Romnitschel, deshalb sprach sie dankende Worte und blickte dann wie sinnend mit ihren dunklen Augen auf den hübschen jungen Mann, der aber fuhr fort:

„Dort im Walde ließ ich mir auch zum ersten Male wahrsagen von Einer der Eurigen — —"

„War's eine Alte oder ein Mädchen?" fragte Pohla ihn unterbrechend.

„Es war eine alte, uralte Frau, aber warum fragst Du?"

„Was die jungen Dirnen sagen", versetzte Pohla,

„hat meist wenig Werth. Eher kömmt der Geist über die Alten, weil sie dem handako, dem Grabe, näher stehen, die letzte Wahrsagung aber, die Eine thut, trifft sicher ein, mag sie nun bald oder spät nach derselben sterben.“

Im Hexen-, Zauber- und Spukwesen hat der Mond, von den ältesten Zeiten an, eine bedeutende Rolle gespielt, und schon bei den Römern und Griechen mußte er leuchten zu mannichfachem magischen Treiben.

Später kam er etwas in's Abwesen und pfuschte in die Arzneikunst, bezüglich des Schröpfens, Aderlassens und Purgirens, und hatte selbst eine Art von Ueberwachung beim Beschneiden der Nägel und Haare.

Selbst heutzutage, in den Tagen der eminentesten Aufklärung und des rapidesten Fortschrittes, hat er mancherlei Dienste, und führt verschiedene Namen.

Denn abgesehen von den Katzen und Nachtwandlern, die bei seinem Scheine auf den Dächern umhersteigen, nennen ihn die Liebenden: Silberlicht, oder keusche Luna, und küssen sich wacker im Scheine seiner keuschen Strahlen.

Die Juden weihen ihn als Vollmond ein, was sie „die Lewone mekaudesch sein“ nennen, und was wir für eine harmlose und unschädliche Beschäftigung halten.

Die Diebe nennen ihn ebenfalls Lewonne und

stehlen nicht, wenn er allzu helle scheint, was auch nicht zu tadeln.

Die Väter der Städte endlich geben ihm den Namen „Mondhelle“ und lassen die Straßenlaternen nicht anzünden, wenn Vollmond im Kalender steht, selbst wenn durch dichte Wolkenmassen jede Spur von Helle verschwunden. Es ist das auch eine Art von „mekaudesch sein“, giebt brodlosen Dieben Arbeit, verschafft hier und da den Wundärzten Kundschaft, und spart Geld, den Gaswerken gegenüber.

Wir haben so viel als möglich die vorstehenden Persönlichkeiten nach Rang und Würden zu ordnen versucht, aber auch auf andere Leute wirkt das Mondlicht ein, und wirkt verschieden ein.

So haben wohl Viele schon, wenn vielleicht auch unbewußt, die Ruhe empfunden, die das klare, und es sei der Ausdruck gestattet, das stille Licht des Vollmondes über uns ausgießt. Sei es nun in den nächtlichen, menschenleeren Straßen einer Stadt, sei es auf der einsamen Haide, in baumumschlossener Waldblöße, oder draußen auf der weiten, großen Wasserwüste, die man das Weltmeer nennt, und die geräuschlos Eure Barke durchfurcht.

Die Sonne bringt das Leben, die Thätigkeit, sie ist die schaffende, vorwärts schreitende Gegenwart.

Das Licht des vollen Mondes führt Euch Vergangenes vor Augen, Bilder des Erlebten steigen vor Euch auf, es ist die Vergangenheit, die Erinnerung.

Ganz verschieden aber ist das Licht, welches die schmale Sichel des Mondes auf die Erde wirft, dieses unsichere, trübe, glanzlose und unheimliche Licht, mit seinen schief niederfallenden Strahlen, seinen langen und verschwommenen Schatten, und den dunklen Winkeln und Ecken, die es nicht bewältigen kann.

Also aber blickte jetzt die Sichel des abnehmenden Mondes nieder auf Pohla und Ulrich von Lichtenstein, es war eine zweifelhafte Helle und nur die Augen Pohla's, starr auf den Junker gerichtet, schienen zu funkeln.

Plötzlich rief sie fast heftig:

„Ich will Euch auch wahrsagen, Junker Ulrich von Lichtenstein, obgleich ich das lange, lange, einem Manne wie Ihr, nicht gethan."

Der junge Mann nickte und reichte ihr schweigend seine Hand.

Es war fast, als sei sie seinem Wunsche begegnet.

Sie aber trat jetzt einige Schritte zurück, aufmerksam nach den Sternen blickend, die sichtbar zwar, aber glanzlos und wie mit einem duftigen Schleier bedeckt, droben im endlosen Raume ihre Bahn durchkreisten.

Dann ergriff sie seine Hand, tief niedergebeugt auf dieselbe, ihre innere Fläche beschauend, und hierauf sprach sie, fast in der Weise eines eintönigen Gesanges:

„Was Ihr suchet, werdet Ihr finden,
Was Ihr wünschet, nicht erlangen.
Was Ihr schaffet, wird man loben,
Was Ihr gethan, schlecht belohnen.
Ein Stern wird Euch beglücken.
Ein Stern wird Euch verderben."

„Ist es ein Stern von dort oben?" sagte Ulrich scherzend, nach dem Nachthimmel deutend.

Pohla schüttelte schweigend das Haupt, sagte aber dann:

„Das weiß ich nicht."

Sie nahm dann auf einem gefällten Stamme Platz und blickte stumm vor sich nieder, Ulrich aber sagte:

„Deine Worte, Pohla, bedeuten Gutes und Schlimmes, erfreuen wir uns des Ersteren und treten dem Andern mannhaft entgegen."

Pohla nickte zustimmend, dann aber sagte sie:

„Was hat Euch die Alte gewahrsagt in Tschiwälo temm, im nichtsnutzigen Lande, wie wir in unserer Sprache Hungaria nennen, habt Ihr Euch das gemerkt?"

„Ebenso gut", erwiderte Ulrich, „wie ich mir Deinen Spruch merken will. Sie sagte:

„„Ihr werdet thun, was Viele wünschen und die Meisten verdrießt.

Holdselig und gnadenreich, zwei süße Worte, werden Euch bittres Leid bereiten.""

„Was bedeutet das?"

„Ich weiß es nicht“, versetzte Pohla fast gleichgültig. „Bei unserem Spruche wissen wir kaum selbst, was unsere Worte bedeuten, das was Andere sprechen, verstehen wir nicht.“

Es entstand eine Pause, und dann sagte der Junker:

„So lebhaft wie mich unser heutiges Lager an das in jenem fernen Lande, und an den Spruch dieser Alten Deines Volkes erinnert, so lebhaft ruft es mir auch ein Gesicht, oder eine Erscheinung in's Gedächtniß, die ich jenes Mal sah, oder zu sehen glaubte.

„Schon gleich anfänglich, nachdem wir unseren Lagerplatz bezogen hatten, glaubte ich ein eigenthümliches Treiben zu beobachten in der Nähe des Hauptmanns-Zeltes und unter den älteren Männern der Horde. Wenigstens bemerkte ich, daß Boten gingen und kamen, und es schien auch, als hielte man die jüngeren Leute entfernt von dort.

„Das war mir indessen nicht besonders aufgefallen, als ich mich aber später, wie ich es auch schon die vorigen Tage gethan hatte, in das Zelt des Hauptmanns begab, um noch ein halbes Stündchen zu verplaudern, einen Trunk zu thun und nebenher die Art und Weise Eures Volkes näher kennen zu lernen, reichte mir der Hauptmann ein Glas Branntwein, dessen ganz eigenthümlicher Geschmack mir sofort auffiel, und da ein, wenn gleich unbestimmter Verdacht in mir aufstieg, trank ich nur

etwa die Hälfte und wußte den Rest geschickt bei Seite zu schaffen.

„Ein zweites Glas, welches er mir anbot, schlug ich sodann aus, indem ich eine ungewöhnliche Müdigkeit vorschützte, und zog mich nach meiner Schlafstelle zurück. Aber schon auf dem Wege dahin überkam mich eine Mattigkeit und ein Gefühl der Schwere in allen Gliedern, wie ich nie dergleichen vorher verspürt hatte.“

„Man hat Euch Sowāpenn gemacht“, sagte Pohla, befriedigt lächelnd über die Schlauheit ihres Volkes.

„Ja“, versetzte Ulrich, „man hat mir Schlaf gemacht, und obgleich ich nur die Hälfte des Glases ausgetrunken hatte, erreichte ich meine Feuerstelle doch nur mit Mühe, und nachdem ich mich dort auf die Erde nieder geworfen hatte, fiel ich sogleich in festen Schlaf.

„Ich vermag nicht zu sagen, wie lange ich also gelegen, aber es müssen wohl mehrere Stunden vorüber gegangen sein, da die Mondessichel tief am Himmel stand, als ich erwachte, oder wenigstens zu erwachen glaubte.

„Da stand neben mir ein ziemlich großer, hagerer Mann, im dunklen Wamms mit gefälteter Halskrause, auf dem Haupte ein Barett mit einer Feder geziert, und an der Seite ein leichtes Schwert, wie es häufig die Künstler und Studiosen auf Reisen zu führen pflegen.

„So viel ich mich seiner Gesichtszüge erinnere,

hatte er eine scharf gebogene Nase, trug Lippen- und Knebelbart, und schien unter seinen buschigen Augenbraunen hervor mich aufmerksam zu betrachten.“

Pohla stieß bei diesen Worten Ulrich’s einen dumpfen, unartikulirten Schrei aus und richtete sich auf, als wolle sie sprechen. Indessen schien sie sich eines Andern besonnen zu haben, denn sie machte mit der Rechten eine leichte Bewegung, als fordere sie Lichtenstein zum Weitersprechen auf, und verfiel schweigend wieder in ihre frühere, gebückte Stellung.

„Es kam mir vor“, fuhr dieser fort, „als sähe ich in einiger Entfernung den Hauptmann stehen, deutlich aber konnte ich denselben nicht erkennen, nachdem mich aber der Fremde einige Minuten lang also angeblickt hatte, entfernte er sich geräuschlos und ohne die Lippen geöffnet zu haben.

„Sonderbarer Weise aber schien er jetzt größer und immer größer zu werden, und endlich sich in Nebel aufzulösen und zu verschwinden.

„Es ist aber möglich, daß in dem Halbschlummer, in welchem ich mich befand, sein langer Schatten mich täuschte, den der nieder stehende Mond auf die Erde warf, und den ich wohl sehen konnte, da mein Haupt erhöht auf meinem Felleisen ruhte.

„Sonderbares begab sich aber jetzt, nachdem der Mann, oder sein Schatten verschwunden war.

„Eine Reihe von Gestalten zog an mir vorüber, welche aber die Erde nicht berührten, sondern zu schweben schienen, Männer meist in reicher Tracht, doch auch einige Frauen, fast alle aber schienen mir

zu zürnen und drohende Bewegungen zu machen, und nur einige blickten mich mitleidig an, aber so deutlich wie den Mann mit dem Barette, konnte ich keine dieser Gestalten erkennen. Ich sah nur, daß sie mir zürnten und drohten.

„Dann wurde es Nacht um mich, ohne Zweifel schloß ich die Augen und verfiel wieder in Schlaf. Als ich aber am andern Morgen erwachte, fühlte ich mich frisch und gesund und verließ einen Tag später die Zigeuner.“

„Es kann wohl sein“, fuhr Lichtenstein nach einer Pause fort, „daß es Gespenster waren, welche mir dort erschienen, es ist aber auch möglich, daß ich betäubt durch den Trank des Hauptmanns nur schwer träumte, den Mann aber, der an meiner, schon fast erloschenen Feuerstelle stand, glaube ich wirklich gesehen zu haben.

„Es war vielleicht ein Fremder, der mit den Zigeunern zu verkehren hatte, wie das bisweilen vorkommt, und der durch den Hauptmann meine Anwesenheit bei der Horde erfahren hatte und sich überzeugen wollte, ob ich vielleicht einer seiner Bekannten wäre.“

„Wenn Ihr dem Manne im Barette und der Feder wieder begegnet“, sagte jetzt Pohla, „so geht ihm aus dem Wege, oder macht ihn kalt. Ich glaube, ich kenne ihn, und er stiftet Unheil, wohin er kömmt.“

„Wie heißt er?“ fragte Lichtenstein.

Pohla schüttelte verneinend das Haupt:

„Ich weiß nicht! Aber ist es schon lange, daß Ihr diese Erscheinung gehabt?“

„Ach ungeheuer lange“, rief Lichtenstein mit dem leichten Sinn der Jugend, welcher ein Jahr länger erscheint, als alten Menschenkindern ein Decennium, „ungeheuer lange, und den sehe ich wohl kaum im Leben wieder.“

„Es war eine Warnung“, erwiderte Pohla mahnend, „vielem Uebel, den meisten Stürmen, geht eine solche voran, auch ich hatte eine solche, als ich mein Volk verließ, schlagt die Eure nicht aus dem Sinne.“

Beide schwiegen jetzt, und als Ulrich nach seinen Reisegefährten blickte, fand er Beide entschlafen.

Liborius lag in seinen Mantel gehüllt, Kraft dagegen unbedeckt auf der bloßen Erde.

Ohne Zweifel hatte, während er der Erzählung Ulrich's horchte, die Natur ihr Recht gefordert.

Ulrich beugte sich nieder und bedeckte den Schlafenden mit seinem Mantel, dann schickte er sich ebenfalls an, zur Ruhe zu gehen.

In diesem Augenblicke grollte ferner Donner.

„Ein Zeichen vor dem Sturme!“ sagte Pohla, nach dem Himmel blickend.

Lichtenstein that das Gleiche, und sagte dann leichthin:

„Heute Nacht nicht! Der Himmel ist dunstig, hat aber keine Wolken. Das Gewitter ist ferne und kömmt nicht zu uns.“

Er vernachlässigte in der That die Warnung, und legte sich, in seinen Mantel gehüllt, sorglos,

ohnferne des noch glimmenden Feuers, auf die Erde.

Strömender Regen weckte ihn nach einigen Stunden, die Feuer waren erloschen, und Blitz und Donner folgten sich in raschen, gewaltigen Schlägen.

Pohla hatte bereits die Habseligkeiten der Reisenden in den Wagen gebracht, das Pferd vor denselben gespannt, und nachdem sich Liborius und Kraft ebenfalls ermuntert hatten, zog man zu der Felswand, welche wenigstens einigermaßen Schutz gegen Wind und Regen gewährte.

Ein grauer, trüber und kühler Tag, wie das gewöhnlich in Deutschland nach einem Gewitter zu kommen pflegt, hatte sich am andern Morgen eingestellt, und der Junker von Lichtenstein erklärte mit Bestimmtheit, daß er entschlossen sei, sofort die Richtung gen Würzburg einzuschlagen.

War die Durchnässung, die er in der Nacht erfahren, hieran die Schuld, oder bewog ihn ein anderer Grund, die Reisegefährten wußten das nicht, Kraft aber war es ein großer Trost, daß er sagte:

„Wir ziehen jetzt gen Würzburg", und nicht: „Ich ziehe!" Man blieb also, vorläufig wenigstens, noch beisammen.

Das war wenigstens Etwas!

Wenn man heutzutage gen Würzburg zieht, z. B. von hier, von Nürnberg aus, wo wir Gegenwärtiges schreiben, so hat man, wie bei jeder anderen ähnlichen Entfernung, nachdem man einmal im Wagen sitzt, keine weitere Sorge, als zu beachten,

daß man das Fahrbillet und den Gepäckschein nicht verliert.

Man nimmt dann unterwegs einmal eine Tasse Kaffe, und ist im Verlaufe von drei oder vier Stunden glücklich in Würzburg angelangt, wenn nicht eben irgendwo die Wechsel unrichtig gestellt sind, oder der Zug aus einem „bis jetzt noch nicht ergründeten Zufall" entgleist, bei welcher Gelegenheit sich Beinbrüche und Contusionen finden, und Menschenleben verloren gehen.

Da dergleichen im Allgemeinen aber immerhin selten, und höchstens alle sechs Wochen einmal vorkömmt, so ist die heutige Art zu reisen unbedingt der älteren vorzuziehen, da man bei derselben, und berechnet auf die Zahl der Reisenden, eben so oft Leib und Leben zu Markte trug, und dabei, wenn nicht so viele Wochen, doch sicher so viele Tage bedurfte, als heute Stunden.

Das war der Fall, wenn man den Weg genau, oder wenigstens so ziemlich kannte.

War das nicht der Fall, und führte nicht eben eine der großen Heerstraßen von einem Orte zum andern, so war die Zeit eine häufig noch längere.

Ulrich von Lichtenstein schien die Richtung ziemlich genau zu kennen, welche man einzuhalten hatte um ins Frankenland und nach der alten Bischofsstadt zu gelangen, und hier und da tauchten auch in Liborius Erinnerungen auf, aus dem Schatze seines früheren Vagabundenlebens, welche gute Dienste leisteten.

So war man so ziemlich sicher dem gewünschten Ziele sich mehr und mehr zu nähern, und nachdem Ulrich eines Tages von der Höhe eines Berges aus scharfen Ausguck gehalten, gab er die Versicherung, daß man wohl morgen schon die ersten Weingärten des gesegneten Frankenlandes zu sehen bekommen würde.

Was die Stimmung der Reisenden betraf, so war Liborius scheinbar so gleichgültig gegen all' seine Umgebung wie früher. Er schlug den Weg ein, welchen der Junker bestimmte, ertheilte bisweilen einen Rath, und handhabte seine Geige, wenn man Rast hielt.

Das war Alles, an die Zukunft schien er nicht zu denken, und sprach er mit dem Junker, so drehte sich das Gespräch um Erlebtes, nie aber um das noch zu Erlebende.

Kraft schien die Sorgfalt für seinen Herrn wo möglich verdoppeln zu wollen.

Mit Pohla aber war unbedingt eine Verände- rung vorgegangen.

Sie besorgte die ihr obliegenden Geschäfte nicht nachlässiger als früher, aber sie war offenbar düster und schweigsam geworden, theilnamlos, und äußerte weder Vergnügen noch Aerger über Etwas, obgleich sie früher nicht selten Fragmente jugendlicher Heiter- keit blicken ließ, und noch bereitwilliger schalt und schmähte.

Der Junker hingegen schien fröhlich und guter Dinge zu sein, und wir wollen es dahin gestellt sein

lassen, ob das natürliche Jugendfreudigkeit gewesen, oder ob ihm die Zukunft in Würzburg also rosig erschienen. Es war am Abende des Tages, an dessen Morgen er für den nächsten die ersten Weingärten Frankens, die ersten „Wengerte", wie man dort zu sagen pflegt, versprochen hatte, aber die Gegend welche man durchzog, schien dieser Prophezeihung wenig günstig.

Es war Bergland mit hohen und steilen Felsparthien, tiefen Schluchten und Höhlen, dann wieder kahle Berge, auf deren Abhängen mageres dünnes Gras spärlich kümmerte, und welche häufig durchbrochen waren von einzelnen, schiefen Felsblöcken eines schwarzen basaltischen Gesteins.

Solches Gestein ragte auch nicht selten hervor aus bewaldeten Bergkuppen, und fast täglich trieben bis spät in den Morgen hinein, und bald des Abends beginnend, Nebelgebilde dort ihr duftiges, wogendes Spiel.

Moosbewachsen und öde, frühzeitig den Schnee herbeirufend, lange ins Jahr hinein ihn beherbergend, waren aber, und sind noch heute, die höchsten Flächen der Berge.

Nix, nox, nebulae sunt optima munera tuae.

Land, wer kennt Dich?*)

Ulrich war der Karre vorausgeritten, wie er das häufig zu thun pflegte, entweder um den Weg zu erkunden, oder eine passende Stelle für das Nacht-

*) Seid mir gegrüßt, Kinder, dort im Lande!

lager zu finden, als er in einiger Entfernung vor sich, plötzlich ein wüstes Schreien, und dazwischen Hülferufe hörte, und zugleich zwischen einigen Büschen eine ähnliche Karre wie die seiner Leute, und an derselben eine sich tummelnde Gruppe bemerkte.

Ohne sich nach den Seinen umzusehen, sprengte er auf die offenbar im Kampfe begriffenen zu, und sah jetzt Folgendes:

Auf dem ziemlich breiten Wege, an dessen einer Seite ein Gebirgsbach strömte, stand ein mit einem Pferde bespannter Wagen, und hinter demselben waren etwa ein halbes Dutzend Männer, Strolche und Wegelagerer ohne Zweifel, im Kampfe mit einem einzigen, aber großen und starken Manne, der sich mit Verzweiflung gegen die Ueberzahl wehrte.

Einen weiteren Mann sah er am Ufer des Baches mit einem weißen Gegenstande beschäftigt, allein er beachtete das nicht weiter, sondern sprengte gegen die Kämpfenden an, dem Einzelnen zu Hülfe.

Es schien aber, als wäre diese Hülfe zu spät gekommen, denn eben jetzt sah er, wie der Mann in die Knie sank, und während sich nur noch zwei seiner Feinde mit ihm zu schaffen machten, wendeten sich die anderen gegen Ulrich.

Sie waren mit Schwertern bewaffnet, die sie, wohl als verlaufene Kriegsleute, gut zu führen wußten, und obgleich er beritten war, blieb der Kampf dennoch immer ein ungleicher.

Nach kurzem Tummeln hatte er indessen das Glück, durch einen schweren Schwerthieb den einen

seiner Feinde zu Boden zu werfen, fast gleichzeitig aber sah er den Mann, dem er zu Hülfe geeilt, nieder sinken, und die bisher mit jenem Beschäftigten, sich nun ebenfalls gegen ihn wenden.

Statt eines Feindes, dessen er sich entledigt hatte, waren ihm zwei neue geworden, und nun war sein Stand ein noch schwierigerer.

Was ihm trotz des Getümmels gleich anfänglich auffällig gewesen, war der Umstand, daß zwei seiner Feinde Faustrohre im Gürtel stecken hatten, von denselben aber keinen Gebrauch machten, vielleicht weil sie den Lärm des Schusses scheuten, er hatte aber keine Zeit hierüber nachzudenken, denn während drei seiner Gegner ihn auf der rechten Seite mit Schwerthieben beschäftigten, sprangen plötzlich die beiden anderen dicht an seine linke Seite, seinen Fuß fassend, um ihn rechts über zu werfen.

Da sie zu dicht an ihm waren, beugte er sich, sein Pferd zu einem Sprunge vorwärts treibend, gleichzeitig nieder, nach dem Nächsten mit dem Schwertknopfe stoßend, fühlte aber in demselben Augenblicke sein Blut über das Antlitz strömen und sich durch dasselbe halb geblendet.

Seine Lage begann eine verzweifelte zu werden, besonders da einer der Strolche seinem Pferde in die Zügel gefallen war und seine Bewegung hemmte, während durch das niederfließende Blut sein Blick unklar war.

Doch sah er, daß jetzt zwei seiner Feinde von ihm abließen.

Es waren die mit den Faustrohren, welche plötzlich bei Seite sprangen und Feuer gaben.

Sie hatten nach Liborius und Kraft geschossen, welche dem Hartbedrängten zu Hülfe eilten, und jetzt, da die Räuber sie nicht getroffen hatten, auf dem Kampfplatze erschienen und dem Gefechte sofort eine andere Wendung gaben.

Liborius, der alte Studiosus, hatte das Fechten nicht verlernt, und nach wenigen Stößen einen der Wegelagerer zu Boden gestreckt, Kraft aber warf sich, einen Wuthschrei ausstoßend, auf die Angreifer Lichtensteins, und spaltete sofort einem derselben mit seinem kurzen Jagdmesser den Schädel, erhielt jedoch gleichzeitig ebenfalls eine Verwundung.

Liborius hatte indessen nicht nöthig, Lichtenstein zu Hülfe zu kommen, denn die drei noch übrigen Wegelagerer wendeten sich jetzt zur Flucht und liefen dem Wagen nach, welcher rasch davon fuhr, da der Mann, welcher vorher sich am Ufer des Baches beschäftigt hatte, und überhaupt keine besondere Kampflust zu besitzen schien, bei Herannahen von Liborius und Kraft sich in den Wagen geschwungen hatte und, heftig auf das Pferd peitschend, den Raub in Sicherheit zu bringen suchte.

Die Räuber zu verfolgen war unthunlich und zuverlässig ohne Erfolg.

Lichtenstein und Kraft waren verwundet, nicht eben gefährlich, doch aber durch ihre Wunden im tüchtigen Gebrauche der Waffen gehindert, und Li-

borius war der einzige, noch vollkommen streitbare Mann.

Lichtenstein begnügte sich also, den Flüchtigen aus seinem Faustrohre auf gut Glück eine Kugel nachzusenden, da ihn der rasche Angriff von vorhin verhindert hatte, von demselben Gebrauch zu machen, und dann stieg er vom Pferde, um seine Wunde von Liborius verbinden, oder wenigstens besichtigen zu lassen, da zu jener Zeit noch jeder Mann, der Wunden zu schlagen wußte, sich auch, nothdürftig wenigstens, auf deren Heilung und auf das erste Verbinden derselben verstand.

Vom Pferde steigend belobte er Kraft mit den wärmsten Ausdrücken der Dankbarkeit, wegen der ihm geleisteten Hülfe, plötzlich aber trat dieser einen Schritt zur Seite, nach dem vorüberströmenden Bache blickend, im andern Augenblicke lief er hastig auf dessen Ufer zu, und im nächsten sahen die beiden Zurückgebliebenen ihn sich in das Wasser stürzen.

Sie eilten ihm nach, und als sie ebenfalls das Ufer erreicht hatten, sahen sie ihn, weiter unten, bereits wieder bemüht, die steilen Uferwände zu erklimmen, was nicht ohne Schwierigkeit war, indem er zugleich eine Bürde auf das Land zu bringen hatte.

Mit Hülfe Liborius, der hinzu lief, kam er damit zu Stande und es zeigte sich jetzt, daß es ein kleines, etwa zehnjähriges Mädchen war, welches zwar aus Mund und Nase blutete, jedoch lebte, und als es den, von den Räubern erschlagenen Mann

erblickte, sich jammernd und wehklagend auf dessen Leiche warf.

Man überließ für das Erste die Kleine ihrem Schmerze, als aber Ulrichs Wunde, die übrigens nicht bedeutend, verbunden war, erfuhr man von dem zwar stets noch heftig weinenden, übrigens aber verständig scheinenden Kinde Folgendes:

Der Erschlagene war ihr Vater, ein wandernder Krämer, der „weit, weit von hier" zu Hause war, sich aber meist auf Reisen befand und das Kind mit sich nahm, da sie zu Hause weder Mutter noch andere Anverwandte besaß.

Sie waren von den Wegelagerern überfallen worden, und während ihr Vater sich gegen die Ueberzahl so gut wie möglich vertheidigte, endlich aber unterlag, wurde sie, die sich zwischen den Waarenballen versteckt hatte, von einem der Räuber, welcher den Wagen durchsuchte, gefunden.

Trotz ihres Sträubens, Wehklagens und ihrer Bitten zog er sie dennoch hervor, schleppte sie zum Wasser, versetzte ihr dort mehrere Faustschläge auf das Haupt, bis sie bewußtlos niedersank, und warf sie dann in den Bach.

Daß der brave Mann, der ohne Zweifel das Blut scheute, bei der ungünstigen Wendung, welche der Kampf für seine Genossen nahm, zum Wagen lief und davon fuhr, wissen wir, die Kleine aber kam durch die Frische des Wassers wieder zur Besinnung, hielt sich wechselweise am Ufer, um dann

wieder zu sinken, und wurde von Kraft noch rechtzeitig erblickt und gerettet.

Daß man das Kind nicht seinem Schicksale überließ, verstand sich von selbst, dagegen war es nicht möglich, ihren Vater und die gefallenen Räuber zu beerdigen oder mit sich zu führen.

Liborius leerte daher die Taschen des erschlagenen Krämers, und händigte den Inhalt derselben Lichtenstein ein, um das Gefundene als das Erbe des Kindes zu verwahren, und dann schickte man sich an zur Karre zurückzukehren, welche mittlerweile unter Pohla's Obhut stille gestanden hatte.

Als man näher kam, und Pohla stets noch unsichtbar blieb, sagte Lichtenstein lächelnd:

„Ich hätte ihr mehr Muth und wenigstens mehr Neugierde zugetraut, aber sie hat sich ohne Zweifel mit geschlossenen Augen im Wagen verkrochen.“

Liborius schüttelte schweigend den Kopf und beschleunigte seine Schritte.

Es war das Pohla's Art nicht, und als er jetzt an der Karre angekommen, hastig die den Eingang bildenden Decken hob, fand er den Raum leer.

Pohla war verschwunden.

Verwundert und fragend blickte Lichtenstein nach Liborius, in diesem Augenblicke aber stieß Kraft einen Schrei aus.

Er hatte die Vermißte gefunden.

Etwa zehn Schritte vom Wagen entfernt, lag im Tannenbuschwerk Pohla eine Leiche, und mit Blut überströmt.

Eine Kugel hatte ihr das Herz durchbohrt.

Ohne Zweifel war sie, nachdem Liborius und Kraft Lichtenstein im Kampfe gesehen und ihm zu Hülfe geeilt, ebenfalls aus dem Wagen gesprungen, und einer der beiden von den Wegelagerern abgefeuerten Schüsse hatte sie getroffen. Dann war sie wohl bei Seite getaumelt, im Buschwerk zu Boden gestürzt, und hatte einen raschen Tod gefunden.

Jeder der drei Männer, denn Kraft mag wohl auch ein Mann genannt werden, hatte vor wenigen Minuten einen Gegner getödtet und auf die Gefällten kaum einen Blick geworfen, und jetzt standen sie erschrocken und tief ergriffen an der Leiche dieser Frau.

Liborius Züge wurden immer ernster und düsterer, und endlich sagte er:

„Es war die Kugel, die für mich bestimmt war, und ich wollte, sie hätte mich getroffen."

Das war die einzige Todtenklage, die er ausstieß über seine alte Lebens- und Leidensgefährtin, aber diese Klage, dieser Wunsch war wahr.

Kraft brach jetzt in Thränen aus, und dann sagte Lichtenstein:

„Hier, an dieser Mordstelle, wollen wir nicht nachten. Bringen wir die arme Pohla in den Wagen und fahren eine Stunde weiter."

Es geschah also und in einem düsteren Tannenwalde hielt Kraft Wehringer die dritte Todtenwacht, bei Einer, welche ihm, nach ihrer Weise, wohlgewollt, wie seine beiden ersten, längst dahingegangenen Beschützer.

Er hatte einige Stunden vorher seinen Junker aus großer Noth befreit, und gefochten wie ein Mann.

Dann hatte er, wie eine barmherzige Frau, das Mädchen gepflegt, welches er aus den Fluthen gerettet, er hatte so gut wie möglich ihre durchnäßten Kleider zu trocknen gesucht, und hatte ihr dann im Wagen ein Lager bereitet.

Und jetzt?

Nun jetzt schlief er wie ein Kind, das die Müden des Tages gegen seinen Willen überwältigten. Heiße und schmerzliche Thränen hatte er vergossen an der Leiche Pohla's, dann hatte er gebetet für ihr ewiges Heil, und den lieben Gott gebeten ihr zu verzeihen, wo sie etwa gefehlt, seinethalben, weil sie gut gegen ihn gewesen, den armen, elternlosen Jungen, und dann war er auf die Erde niedergesunken, zwischen Liborius und Ulrich, welche nun die Todtenwacht allein abhielten.

Ernst und schweigend saßen die beiden Männer bei der Leiche, Liborius düster und unbeweglich nach der Todten blickend, so daß es Ulrich fast vorkam, als sei er selbst der einzige Lebende.

Wenn Ihr beim Scheine der Kerzen, oder beim Mondlicht, längere Zeit aufmerksam in das Antlitz eines Todten blickt, so scheint es bisweilen, als flöge ein leises Zucken über dasselbe, als sei das wirkliche Leben wiedergekehrt, oder ein gespenstiges eingezogen in die Leiche.

Aber es ist der flackernde Schein der von einem Luftzuge bewegten Lichtflamme, oder die über den

Mond hinweg ziehenden Wolken trügen Euch also. Da draußen im Tannenforste warf auch der Mond seine Strahlen nieder auf die Leiche Pohla's, am Nachthimmel flogen die Wolken über ihr hin, wechselndes Licht erzeugend, aber die Züge Pohla's blieben starr und unbeweglich, erinnernd an eine egyptische Bronzebüste, an ein Bild aus dem egyptischen Vaterlande des Volkes, von dem sie entstammte, das sie verlassen hatte, und zu dem sie zurückgekehrt schien im Tode.

Und doch sprach dies starre und stumme Todtenantlitz zu Lichtenstein.

Er erinnerte sich, was sie zu ihm gesprochen hatte, als sie ihm gewahrsagt.

Es war in der That ihre letzte Weissagung, sollte sie eintreffen?

Unklar war ihm freilich der Sinn ihrer Worte, und dennoch zogen jetzt düstere und verworrene Ahnungen an ihm vorüber, es schien ihm, als vermöge er einen Blick zu thun in sein zukünftiges Leben, aber dieser Blick war trübe und versprach wenig Gutes.

Als der Morgen graute, verflogen die schlimmen Gebilde der Nacht, und jetzt gruben Liborius und Kraft ein Grab und legten die todte Pohla in dasselbe.

Es war eine Laienleiche ohne Sterbeglöcklein und Priestersegen, ohne Sang und Klang, ehrliche, treue Gebete aber fehlten nicht, die stiegen empor zum Himmel, vom Rande des einsamen Waldgrabes aus.

Und als sie also die Todte gebettet auf Moos und Haidekraut, legte Liborius seine Welljuna auf ihre Brust und begrub sie mit ihr, unverständliche leise Worte murmelnd.

War das eine Sühne, ein Todtenopfer, wollte er die beiden Gefährten seines Lebens im Tode vereinen? Wer kann es wissen? Aber er berührte nie wieder in seinem Leben eine Fiedel.

Dann setzten sie ein Kreuz von Baumstämmen auf Pohla's Grab, und rüsteten sich zum Abzug.

„Wo ist die todte Frau, welche wir gestern hierher gefahren haben?“ fragte die Kleine, als man weiter zog, Kraft.

„Wir haben sie begraben,“ erwiderte dieser.

„Ist mein todter Vater auch begraben worden?“ fragte das Kind weiter.

„Feilich,“ versetzte nach kurzem Besinnen Kraft, „wir waren in der Nacht dort und haben ihn ebenfalls begraben.“

Es war das freilich nicht so, aber da Kinder das Recht haben die Wahrheit zu sagen, so hat man dafür das Recht, sie unwahr zu berichten, denn was Einem Recht, ist dem Anderen billig. —

Einige Tage später begegnen wir unserer Karawane wieder, aber eine andere Richtung einhaltend als vorher.

Kraft lenkte den Wagen, und neben ihm saß die Kleine, die Tag und Nacht nicht von seiner Seite wich, während er zur Hälfte Vater- und Schützer-

stelle bei dem Kinde vertrat, zur anderen ihr Gespiele war.

Das Kind hatte ihn wieder zum Kinde gemacht, und das Mitleid und sein gutes Herz, und vielleicht auch die Erinnerung an seine eigene vater- und mutterlose Kindheit.

Die beiden Männer aber zogen voran.

Ulrich auf seinem Eisenschimmel und Liborius neben ihm, wacker Schritt haltend mit dem Rosse, und bisweilen einige Worte mit dem Reiter sprechend.

Hatte er aber auch Pohla's Tod nicht vergessen, so waren doch seine Züge heiter, und gleichzeitig war eine gewisse Aufmerksamkeit auf die Wünsche oder Bedürfnisse Ulrichs nicht zu verkennen, welche, in so hohem Grade wenigstens, vorher nicht zu bemerken war.

Das aber hatte folgenden Grund.

Als man an dem Morgen, an welchem man Pohla begraben hatte, aufgebrochen war, sagte Lichtenstein:

„Wir ziehen nicht gen Würzburg. Es läßt nicht gut, wenn Einer mit einer frischen Schlappe an der Stirne kommt um Dienst nachzusuchen. Der Teufel mag wissen, wo er sie her hat. Zudem haben sie Kraft auch eine angehängt, und sterben wir gleich beide nicht an den Ritzen, so mag ich doch, also geschmiert*), nicht einziehen bei den Bischofsleuten.

*) „Geschmiert", alter Ausdruck für: verwundet, geschlagen ꝛc. Noch heute in manchen Gegenden gebräuchlich.

Wir ziehen heimwärts nach meiner Burg, mag es nun in Würzburg auch fettere Bißlein geben, bei mir zu Hause werden wir auch nicht verhungern."

Da fragte Liborius mit trübseliger Miene:

„Ihr sprecht „„Wir ziehen,"" gestrenger Junker, ziehe ich, der Liborius Stürzenbecher, auch mit?"

„Wo denn hin," erwiderte Lichtenstein lächelnd, „wo denn hin, Alter? Wir bleiben beisammen! Dem Kraft habe ich das schon versprochen, als wir wir noch beide Kinder waren, und hätte ihm Wort gehalten, hättet Ihr Beide mich gestern auch nicht so wacker herausgehauen.

„Das Kleine aber nehmen wir in Gottes Namen auch mit. Oder sollen wir es wieder ins Wasser werfen?"

Liborius dankte mit wenigen, aber gar gut gemeinten Worten.

Kraft dankte nicht, aber er that sich im Stillen einen Schwur, den der brave Junge gehalten hat, sein Leben lang; zu dem Kinde aber sagte er:

„Bedanke dich schön beim Junker Ulrich, daß er Dich auch mitnimmt."

Die Kleine aber trat zu Lichtenstein und sagte ernsthaft:

„Ich bedanke mich schön, Junker Ulrich, daß Ihr mich auch mitnehmt."

Sie that das, weil es Kraft ihr geheißen hatte. Eigentlich aber fand sie es ganz natürlich, daß man sie mitnahm. Wohin hätte sie denn sonst gesollt?

Und als Ulrich von Lichtenstein endlich einzog

in die Burg seiner Väter, gab es nicht drei Leute dort, die schiefe Mienen zogen, über das Gefolge, welches er mitbrachte.

Grund: Weil blos zwei Personen dort noch hausten, eine alte Magd, welche halb blind war, und ein alter Knecht, der schlecht hörte, aber das Waffenschmidthandwerk so ziemlich verstand.

Hier ist das erste Buch von Hieronimus Scottus, dem Zauberer aus Welschland, zu Ende.

Hieronimus Scottus.

Zweiter Band.

Hieronimus Scottus.

Ein Zeitbild aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Roman

von

Dr. Ernst Freiherr von Bibra.

Zweiter Band.



Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1873.

Leipzig. Druck von Grimme & Trömel.

Erstes Capitel.

Der Schmiedegott bei denen Heiden war der lahme Vulcanus, gleichsam Volicanus genennet, weil das Feuer immer in die Höhe gehet. Die Schmiede heiligten ihm einen Hammer nebst der Zange. Der Berg Aetna war seine Schmiede, und seine Schmiedeknechte hießen: Brontes, Steropes und Pyracmos.

M. Fridericus Frisius.

Ein alter, von uns längst eingehaltener Gebrauch ist der, wenn es nicht durchaus nöthig, den Namen keiner Stadt, keines Dorfes, keiner Burg und eben so wenig den eines Waldes, oder Flußes zu nennen.

Die Gründe weßhalb, haben wir schon früher, an einem andern Orte, angeführt, und in Anbetracht derselben haben wir bisher auch die Burg Lichtenstein nicht benannt.

Das hält uns indessen nicht ab zu sagen, daß sie hoch auf Felsen, und umgeben von solchen, lag, daß im Grunde, zu ihren Füßen ein Mittelding von kleinem Fluß oder großem Bache, wild brausend seine Wogen warf, und daß trotz des an und für sich fruchtbaren Bodens, doch ringsum noch Wüstungen zu treffen waren.

Diese Wüstungen sind jetzt zu fruchtbaren Feldern

umgewandelt worden, sie führen andere Namen, und sind nicht mehr im Besitze derer von Lichtenstein.

Auf die Burg selbst aber und deren Bewohner werfen wir einen Blick, zwei Jahre später, als wir sie dort einziehen sehen, also im Jahre 1586.

Mithin zwei Jahre später, nachdem Scottus in Danzig dem Bürgermeister Schachmann unsere Stammeltern und den großen Gesetzgeber Moses erscheinen ließ, welcher sich so höflich gegen den Bürgermeister, und später so ungefällig gegen Scottus bezeigte.

Zwei Jahre später, nachdem Scottus aus Danzig verschwand.

Zwei Jahre, nachdem Kraft Wehringer ein kleines Mädchen, dessen Vater man so eben getödtet hatte, aus den Fluthen errettete.

Und endlich zwei Jahre, nachdem Pohla, die Exzigeunerin, bei derselben Gelegenheit erschossen wurde.

Mit klopfendem Herzen sah Kraft die Mauern der Burg vor sich auftauchen, die Burg, welche seine Geburtsstätte war, und die er als seine Heimath betrachtete.

Ein sonderbares Gefühl der Enttäuschung beschlich ihn aber, als er dann eingezogen war in diese Mauern.

Es erschien ihm Alles kleiner, beengter, als die Erinnerungen, welche er sich bewahrt hatte, Manches fast unansehnlich, und es erging ihm wie wohl Allen, welche ein Herz haben für das Andenken ihrer ersten Jugend.

In diesem Herzen wachsen die Erinnerungen der Kindheit, draußen in der Fremde, fort. Die Liebe und Anhänglichkeit vergrößert sie, die Phantasie schmückt sie mit glänzenden Farben, und das Gedächtniß, meist getreu in Form und Farbe der geringfügigisten Gegenstände, läßt sich dennoch täuschen in Bezug auf Größe und Ausdehung.

Die süßen Erinnerungen Eurer fröhlichen Jugendzeit aber, die Erinnerungen an Euer glückliches, harmloses Kinderleben, läßt Euch, seid ihr heimgekehrt als Jüngling oder Mann, bald wieder diesen geometrischen Rechnungsfehler vergessen, den Euer Herz gemacht hat.

Ganz so erging es Kraft Wehringer.

Was Lichtenstein betraf, so war er nicht besonders erbaut vom Wiedersehen der väterlichen Hallen.

Es war nicht schlecht gewirthschaftet worden, es herrschte nicht eben Armuth, aber die Verhältnisse waren bescheiden, sehr, fast allzu bescheiden, und der junge Mann fragte sich, ob es nicht besser gewesen, draußen in der Welt herum zu ziehen, mit dem süßen Bewußtsein, eine Heimath zu besitzen, in welche man sich nöthigen Falles zurückziehen könne, als diesen Fall wirklich eintreten zu lassen.

Da er aber das einmal gethan hatte, so begann er Pläne zur Verbesserung seines Besitzes zu machen, und zu rechnen.

Im Herzen Liborius Stürzenbechers schienen zwei Gefühle vorzuherrschen.

Die Dankbarkeit gegen Lichtenstein, welcher ihn

wenigstens gegen den drückendsten Mangel sicher gestellt hatte, für den Rest seines Lebens, und dann, das schlimmste was ein alter Halb=Vagabunde thun kann: Betrachtungen über dieses verfehlte Leben.

In der ersten Eigenschaft suchte er sich seinem Wohlthäter so nützlich zu machen, als seine Kräfte ihm das gestatteten, in der zweiten zog er sich düster und verschlossen zurück in sein einsames Gemach, verkehrte nur wenig mit Kraft, und mit den beiden alten, auf der Burg vorgefundenen Dienstleuten, fast gar nicht, und eines Tages, etwa ein halbes Jahr nach seinem Einzuge, fand man ihn todt auf seinem Lager.

Friede sei seiner Asche!

Wir wollen sein Andenken ehren, werden aber muthmaßlich kaum mehr von ihm zu sprechen haben, und wollen auch der selbstverständlichen Betrübniß Krafts nicht weiter erwähnen, da wir ähnlicher Betrübnisse, in Folge verstorbener Wohlthäter, bereits zum öftern gedachten.

Dagegen wollen wir des Kindes gedenken, welches Kraft gerettet hatte.

Das kleine Mädchen, welches Jutta hieß, hatte in den ersten Tagen ihres Zusammenlebens mit Kraft, gegen diesen die Anhänglichkeit eines Hündchens gezeigt, welches demjenigen, der ihm Nahrung reicht und eine Ruhestelle anweist, aller Orten hin nachfolgt.

Aber schon in den letzten Tagen der Reise, noch

mehr aber auf der Burg, hatte sich dieses Verhältniß umgestaltet.

Kraft schien sich, der kleinen Jutta gegenüber, in zwei Theile gespalten zu haben.

Auf der einen Seite war er ein Kind geworden wie sie selbst, und spielte mit ihr, wie ein solches.

Auf der anderen war er ihr Beschützer und Lehrer.

Wie er früher von Lichtenstein Lesen und Schreiben gelernt hatte, lehrte er dem Kinde jetzt diese Künste, in diesen Lehrstunden dieselbe schulmeisterliche Würde zur Schau tragend, wie er solche früher bei seinem Junker gesehen hatte, gleichzeitig aber sorgte er auch für ihr leibliches Wohl, und hieraus entwickelte sich mehr und mehr eine gegenseitige Zuneigung.

Die Zuneigung, welche der Stärkere für das schwächere Wesen faßt, welches er hegt und schützt, und die, auf Dankbarkeit gegründete, des Beschützten.

Dann die Anhänglichkeit, welche zwei Spielgenossen verbindet, und die doppelseitige, des Lehrers und Schülers.

Endlich aber die gegenseitige Neigung, welche das Geschlecht hervorruft, und welche gemeinhin mit dem Namen Liebe bezeichnet wird.

Dieses Ding, welches sich, wie der rothe Faden im Tauwerke der englischen Marine, durch das ganze Tau- und Takelwerk des Lebens zieht, bisweilen selbst zum Tau werdend, bisweilen wieder zum winzigen, kaum erkennbaren Faden.

Dieses Ding, welches alles Glück und Unglück, alles Wohl und Weh in seinem Gefolge hat, welches alle Laster und Verbrechen, und wieder eine Menge von edeln Handlungen und Tugenden erzeugt, ja, hier und da, wie man „in wohl unterrichteten Kreisen behaupten will," selbst die Treue.

Diese durch das Geschlecht hervorgerufene Neigung spielt im Kinderleben, unbewußt, schon eine mächtige Rolle, und wohl nicht selten früher, als sich „vom Mädchen stolz der Knabe trennt."

Diese erwachende, oder bereits erwachte, unschuldige Liebe Jutta's und Kraft's, konnte sich frei und ungezwungen entwickeln auf der einsamen Burg, denn Niemand kümmerte sich um dieselbe.

Der junge Burgherr streifte in den Wäldern, und trug sich mit mancherlei Plänen, und obgleich Kraft sein Knappe, oder besser sein Leibdiener war, und eine Stube ohnweit von Lichtensteins Gemach bewohnte, so bedurfte doch dieser seiner nur selten.

Jutta hatte ein Kämmerlein neben der alten, halbblinden Else, der Magd, welche ihr das Spinnen lehrte, und, so viel sie selbst verstand, die Handhabung der Nadel.

Dann bereitete Else auch die frugalen Mahlzeiten, welche die oben erwähnten bescheidenen Verhältnisse auf der Burg gestatteten, und Jutta half ihr bei dieser Arbeit.

Weiter aber bekümmerte sie sich nicht um das Kind, und schien es kaum zu bemerken, wenn sie in

der Küche nicht zur Hand war, oder am Abende nicht am Rocken saß.

Ueberhaupt wußte Niemand, was aus Jutta werden sollte.

Ein hübsches Mädchen, das war vorauszusehen, aber weiter Nichts, und weder Else, noch Curt, der Knecht, zerbrachen sich darüber die Köpfe, und Jutta selbst vielleicht am wenigsten.

Mehr als Else um Jutta, bekümmerte sich Curt um Kraft.

Das alte, harthörige Menschenkind war froh Jemand gefunden zu haben, der ihm wacker in die Ohren schrie, und dann seine Geschichten anhörte, die oft noch härter zu hören waren, als er selbst hörte, weil langweilig und unglaublich, was aber am härtesten, fast tagtäglich wiederholt.

„Habe ich Euch die Geschichte schon erzählt,“ sagte er zum Beispiele, „von dem Ritter, der einen Drachen umbringen wollte, und aus Versehen dafür seine eigene Frau erschlug?“

Und wenn dann Kraft, so stark er nur konnte, ihm in die Ohren rief:

„Ja, erst gestern, und ich glaube, auch schon vorgestern.“

Versetzte Curt schmunzelnd:

„Gelt? Ich habe mir's gleich gedacht, daß Ihr das noch nicht gehört habt, da will ich es Euch heute erzählen!“

Es blieb aber so ungewiß, ob er Kraft nicht wirklich verstanden, als wie es in der Geschichte mit

der Frau und dem Drachen, unentschieden blieb, ob, modern zu sprechen: „ein vorsätzlicher Todtschlag, oder nur fahrlässige Tödtung“ vorlag.

Kraft aber hörte geduldig zu, und auch Jutta, neben ihrem jungen Freunde kauernd, lauschte mit Andacht, wohl vorzugsweise eben des jungen Freundes wegen.

Dafür aber, daß die beiden guten Kinder ihm so willig ihr Ohr liehen, zahlte der alte Curt reichlichen Lohn.

Er war in früheren Zeiten seines Zeichens ein Schmied, und übte noch heute dies edle Handwerk, so weit es eben anging, zu Mehrung seines Verdienstes, der als Burgknecht nicht allzu reichlich, Schäden bessernd am Eisenwerke der Bauerschaft, im Dörflein, unten im Thale, und wohl auch weiter ab im Lande.

Auch eine gute Klinge schmiedete er hier und da, für Den oder Jenen, und wußte auch wohl ein Rößlein zu beschlagen, und die Störrigen erst recht, da er mancherlei gute Sprüche zu sprechen verstand.

Das Alles lehrte er Kraft, mit freilich nur wenigem Gewerkzeug, was ihm aber zu eigen, und vielleicht kam das dereinst dem Kraft gar wohl zu statten, wir wissen das freilich noch nicht gewiß, glauben's aber, denn man lernt niemals allzuviel, Schelmenstreiche ausgenommen.

Der gleichen Meinung war der alte Curt.

„Gott geb' es,“ sagte er, „daß Du niemalen vom jungen Herrn kommst, aber Gottes Wege sind

unerforschlich, und auch der Teufel hat manchmal sein Spiel.

„Wär' das, so ist ein wackrer Schmied weitaus das Allerbest' im ganzen Handwerk.

„Eisern Zeug braucht die ganze Welt.

„Der wär' ein schlechter Mann, der keine Freud' hätt' an einer harten, scharfen Klinge, Herr oder Knecht, Jedweder Einer kann die brauchen, ja wohl nit entbehren, denn die ist der beste Freund, wenn schlimme Gesellen über Dir.

„Zum Andern reißet der Bauersmann die Furchen in seinem Aeckerlein auch nit mit Marzipan. Da giebt gut' hart' Eisen das liebe Brod, und ist die Pflugschaar nit minder zu loben als das Schwert.

„Pro tertio: Laufen denn aber die Rößlein barfuß über Stock und Stein? Gelt nein? Messet denen der Schuster ihr Schuhwerk an? Wiederum nein! Also der Schmied! Braucht selbiger aber kein Maaß, sondern lässet sich das Roß etzliche Mal hin und her reiten vor der Schmiede, und muß dann wissen, auf eines halben Nagels Breite, wie groß er das Eisen zu schmieden.

„Das Alles lehr' ich Dir, mein Kraft, weil Du gar artlich und höflich Art hast, gegen mich alten Kerl."

„Wenn ich's nur recht mache und begreife," sagte dieser.

Jutta aber fiel eifrig ein:

„Gewiß thut er das, denn gar trefflich hat er

schon die artlichen Sprüchlein behalten, die Ihr ihm aufgegeben."

„Sag' auf mein Junge," sagte Curt, sich steif aufrichtend, und den Finger an die Nase legend, „sag' auf die vier Sprüchlein, die gar wohl schicklich sein und angehörig unserem Gewerke."

Kraft sprach:

„Mit Gunst daß ich mag reden vor dem Meister und den Gesellen zum ersten Mal:

„Faber fabrilia tractat,

zu deutsch:

„Was Einer gelernt hat, selbiges treibt er.

„Mit Gunst zum Andernmal:

„Quisque suae fortunae faber,

zu deutsch:

„Jedweder ist seines Glückes Schmied.

„Mit Gunst zum Drittenmal:

„Faber compedes, quas fecit, ipse gerit.

zu deutsch:

„Wenn der Schmied sich selbsten Kettlein schmiedet, mag er selbige auch billig tragen.

„Und mit Gunst zum Viertenmal:

„Artem quaevis, terra alit,

zu deutsch:

„Wer etwas gelernt hat, kommt durch die ganze Welt."

„Gelt, er kann's prächtig aufsagen!" rief Jutta in die Hände klatschend und überglücklich, Curt aber sagte:

„Das vierte Sprüchlein hat den Nagel auf den

Kopf getroffen, und keiner tragt schwer an selbigem, so er erlernet.

„Aber, mein Kraft, warum sollst Du nit wacker lernen das edle Schmiede-Handwerk, da Du doch nur gar geringer und schlechter Leute Kind? Und ich hab einen gar wackern und edlen Grafen, so Ludwig*) geheißen, gar wohl gekannt, der auf der theuern Wartburg das Schmieden fürtrefflich gelernt. Hui! Wie hat der seine schwarzen Locken geschüttelt, und den Hammer traktiret und das Eisen gar härtiglich geschlagen!

„Lernt das so ein Herr, warum sollst Du armer Kerl das nit auch lernen."

Und dann versprach er ihm, daß er ihm lehren wolle nicht nur das Schmieden selbst, sondern auch des edlen Handwerkes „rechte Gewohnheiten," das Feuer aufblasen zum Beispiel, das Feuer auskühlen und die Fürsage. Dann die drei Stuck, so der Gesell zu machen hat, wann er Meister werden will.

Diese Stuck aber sein:

Zum Ersten: Ein Rad zu machen mit gedoppelten Nägeln, zwei neben einander.

Zum Andern: Eine Pflugschaar, damit schon viel gearbeitet worden, wieder erlegen, wie die rechte Gewohnheit im Handwerk zu sprechen ist, statt: anschweißen.

---

*) Viele tausend herzliche Grüße fliegen in diesem Augenblicke aus meiner stillen Bücherklause, über Berg und Thal, und Wald und Feld, zu Dir, mein theurer Freund, ins edle Sachsenland.

Zum Dritten: Ein Pferd beschlagen, so ohne Mängel, welches Demjenigen so das Pferd herleiht, zu gut geht.

Für sich im Stillen meinte der Kraft, allzu großes Hexenwerk wäre das nicht, und fast traue er sich jetzt schon, das Alles zu richten und zu schmieden.

Da aber Curt ihn als Junge aufgedungen, und der Lehrjunge fein still und bescheiden sein soll, so behielt er solche Gedanken für sich.

Jutta aber sagte:

„Wenn ich einmal groß bin, und Du bist ein ordentlicher Meister, da helf' ich Dir in der Werkstätten."

Ob aber als Geselle, oder als Meisterin, das sagte sie nicht.

Lichtenstein lächelte ob dieses Treibens, und über Krafts Eifer.

„Zu was soll das?" sagte er einmal zu Kraft.

„Damit ich Eure Waffen in Stand halten kann," erwiderte dieser, „und die Pferde beschlagen, wenn wir wieder einmal hinaus ziehen in die Welt."

Er hatte wohl auch vorerst keine anderen Gedanken, und vielleicht auch Lichtenstein nicht, der zustimmend mit dem Haupte nickte, und dann wieder begann zu rechnen, und Pläne zu machen, oder in seinem Besitzthum umherschweifte, dessen Ertrag sich aber trotzdem kaum zu mehren schien.

Eine Spur von pedantischem Wesen schien indessen bei diesen Bestrebungen Lichtensteins durchzublicken,

und trotz seines früheren abenteuerlichen Umherziehens, schien solches dennoch in seinem Charakter zu liegen.

Die Zeit aber, welche er nicht auf die eben erwähnte Art verbrachte, widmete er dem Lesen der eben nicht sehr zahlreichen Bücher, welche sich auf der Burg befanden, und dem Briefschreiben, zwei Dinge, welche in jener Zeit einen bedeutenden gelehrten Anstrich gaben, waren sie gleichwohl ziemlich verschieden von den analogen Beschäftigungen der Gegenwart.

Hatte man sich durch einen jener in Schweinsleder gekleideten Riesenbände hindurchgearbeitet, so war man häufig fertig mit dem Wissen und Können eines Mannes, des Autors, der die Erfahrungen und Forschungen seines ganzen Lebens dort niedergelegt hatte.

Die Schnelligkeit aber, mit welcher ein Brief bestellt wurde, war wohl ziemlich gleich jener, mit welcher Reisende von einem Orte an den anderen gelangten, unter Umständen so viel Tage, als heute Stunden, obgleich die Post, oder wenigstens ein Institut dieses Namens, bereits eingeführt war, und einige Jahre später, 1595, der Graf Leonhard von Thurn und Taxis, vom Kaiser Rudolph II., zum Kaiserlichen Reichs-Oberpostmeister ernannt wurde.

Es ist indessen überflüssig darüber zu sprechen, welche Zeit ein Brief jenesmal bedurfte, um an seine Adresse zu gelangen.

Sehen wir lieber was die Briefe enthielten,

welche Ulrich von Lichtenstein schrieb, und wie die Antworten lauteten, welche er dagegen empfing.

Die jungen Leute, mit welchen er in Briefwechsel stand, waren meist Bekannte oder Freunde, welche er auf seinen Reisen erworben, oder welche mit ihm an irgend einem kleinen Hofe gleichzeitig in Dienst gestanden hatten, und während er diese, ziemlich umständlich, von seinem einsamen Treiben auf dem Lande in Kenntniß setzte, erhielt er von ihnen dagegen Nachricht über das Leben und Treiben an den Höfen, und über die Vorgänge in der Welt überhaupt.

Bestimmend für die ganze Zukunft Lichtensteins war der Briefwechsel mit einem jungen Bachstätter in Coburg, welcher, wir wissen das nicht sicher, vielleicht ein Verwandter, vielleicht aber auch derselbe Bachstätter war, welcher später, 1630, von Wallenstein als Geißel davon geführt wurde.

Hatten schon die Berichte anderer Freunde, bei Lichtenstein eine gewisse, wenn vielleicht auch noch unbestimmte, Sehnsucht nach der Welt wach gerufen, so trat, durch die Briefe Bachstätters, klar und lebendig der Wunsch zu Lichtenstein, in das Leben zurückzukehren, was ihm so glänzend geschildert wurde.

Diese Schilderungen betrafen die Vermählungsfeierlichkeiten, und den Einzug des Herzogs Casimir und seiner jungen Frau, der Herzogin Anna, in Coburg, und das glänzende Leben in der Residenzstadt.

Wir müssen indessen hier, wenn auch nur mit

kurzen Worten, einiger früheren, auf Herzog Casimir bezüglichen Vorgänge erwähnen.

Casimirs Vater, der Herzog Johann Friedrich der Mittlere, verlor im Jahre 1567, als Casimir erst drei Jahre alt war, Land und Freiheit.

Er hatte sich in die Händel des geächteteten fränkischen Edelmanns Wilhelm von Grumbach gemengt, und wurde, nach einer Belagerung von fünfzehn Wochen, in Gotha gefangen genommen, da die Bürgerschaft einen Aufstand erregte, und Grumbach nebst seinen Anhängern an den Kurfürsten August auslieferte.

Grumbach und der Kanzler Brück wurden lebendig geviertheilt, eine höchst angenehme Todesart, von welcher es in der kurfürstlichen Milderung der Strafe heißt: „Daß Kurfürst August aus angeborener kurfürstlicher Gnade dahingemildert habe, daß Grumbach und Brück nur lebendig geviertheilt werden sollten."

Als eine Probe der artlichen und höflichen Gespräche aber, welche auf dem Rade Grumbach und der Henker mit einander führten, mag angeführt werden, daß Grumbach zum Henker sagte:

„Du schindest einen alten Geier!"

Worauf der Letztere Grumbach das Herz aus dem Leibe riß, und es ihm mit den Worten in das Gesicht schlug:

„Sieh Grumbach Dein falsches Herz!"

Worauf Grumbach, muthmaßlich, Nichts mehr erwiderte.

Da unsere Familie mit Grumbach ziemlich nahe verwandt war, mag man uns diese Bemerkung zu Gute halten, wenn man nicht vorzieht, dieselbe als einen aristokratischen Hochmuth zu bezeichnen, was uns ganz unendlich betrüben würde.

Den gefangenen Herzog Johann Friedrich führte man hierauf, in einem schwarz überzogenen Wagen, vor welchem vier Schimmel mit roth gefärbten Schwänzen gespannt waren, nach Dresden, dann nach Wienerisch Neustadt, und endlich, 1594, nach Schloß Steyer, in Oberösterreich, woselbst er 1595 starb.

Seine wackere, treue Gemahlin folgte ihm freiwillig in die Gefangenschaft, seine beiden Söhne aber, Johann Casimir, und dessen jüngerer Bruder, Johann Ernst, kamen unter die Obervormundschaft des Kurfürsten August, der ihren Vater gefangen genommen hatte, ihre Erziehung aber leitete Hans Bruno von Pölnitz zu Eisenberg.

Keiner von Beiden sah jemals seine Eltern wieder, und es will scheinen, als habe man sie absichtlich den Herzen derselben entfremden wollen, wobei indessen bemerkt werden muß, daß Beide später, 1574, sich angelegentlich, wenn gleich fruchtlos, für die Befreiung ihres Vaters verwendeten.

Indessen wird lobend der Fortschritte Casimirs in den Wissenschaften, und eben so in ritterlichen Uebungen erwähnt, und besonders sein fleißiges Studium auf der Universität zu Leipzig, woselbst er drei Jahre zubrachte, hervorgehoben.

Im übrigen war den beiden Prinzen im Jahre

1571 das Erbrecht auf die Coburgischen und Thüringischen Lande zurückgegeben worden, und nach beendeten Studien in Leipzig, finden wir Casimir in Dresden, am Hofe des Kurfürsten August wieder.

Von Studien und dergleichen Dingen wird, bezüglich des dortigen Aufenthaltes, jetzt Nichts mehr gemeldet, dagegen stimmen alle Berichte darin überein, daß der junge Herzog sich glänzend hervor that in den zu jener Zeit üblichen ritterlichen Uebungen, Ringelrennen, Reiten und Fechten, Scheibenschießen, und besonders wird seiner Gewandtheit auf Jagden erwähnt.

Reichliche Gelegenheit zu allen diesen Dingen bot der glänzende Hofhalt August's, an welchem indessen französische Sitte schon vollständigen Eingang gefunden hatte, und an dem an reizenden Frauen kein Mangel war.

Wir erfahren indessen Nichts von Liebeshändeln und Intriguen, in welche sich Casimir eingelassen hätte, ernstlich verliebte er sich aber dafür in die Prinzessin Anna, die jüngste Tochter des Kurfürsten August, seine Neigung wurde erwidert, und am 5. Mai 1584, in Beisein des Kurfürsten Georg von Brandenburg die „Ehebesprechung" abgehalten, wobei, nebenher gesagt, der Braut 30,000 Thaler zugesprochen wurden.

Der gefangene Vater Casimirs war gegen diese Verlobung, trotzdem aber fand die Vermählung im Jahre 1586 statt, und kurze Zeit darauf führte

Casimir seine junge Frau in die Residenzstadt Coburg ein.

Die Pracht, welche bei der Vermählung in Dresden zur Schau gestellt wurde, wiederholte sich beim Einzuge in Coburg, eine nähere Schilderung dieser Festlichkeiten scheint indessen zu fehlen, wenigstens war es uns unmöglich Genaueres hierüber zu finden, vielleicht weil die Form, welche bei solchen Gelegenheiten eingehalten wurde, sich stets ziemlich ähnlich blieb.

Eine Ausnahme hiervon scheint indessen der Prachtwagen zu machen, in welchem die Neuvermählten ihren Einzug hielten.

Ohne Zweifel hatte man dort noch nichts Aehnliches gesehen, und ausführliche Beschreibungen desselben, bezüglich seiner damaligen Ausschmückung liegen vor,*) von welchen wir eine hier wieder geben wollen, da die Sache jenesmal so ungeheueres Aufsehen machte.

„Der Brautwagen der Herzogin Anna,“ sagt eine Handschrift der königlichen Bibliothek in Dresden**), „war schön vergoldet; auf den vier äußern Brettern sah man vier, fein in Holz geschnittene Wappen; der nach allen Seiten hin offene Wagen wurde von

*) Der Wagen selbst, natürlich ohne die oben beschriebene Ausschmückung, befindet sich gegenwärtig, auf der Veste zu Coburg und ist einer der interessantesten Gegenstände der dortigen reichen und prachtvollen Sammlungen.

**) Sachsengrün, B. I. p. 38.

einem durchsichtigen Himmel bedeckt, woran fünf Schilder mit Herzen.

„Ein auf dem Vordertheil angebrachtes großes Schild, worauf das kurfürstlich sächsische Wappen sich befand, wurde von zwei vergoldeten Löwen getragen, und lag in einer goldenen Zindel.

„Hinten am Wagen wurde an einer Binde aus Zindeltaffet, von zwei vergoldeten Löwen das königlich dänische Wappen (wegen der selig verstorbenen Kurfürstin Anna, welche eine dänische Prinzessin war) getragen. Ueber dem vergoldeten Wagenhimmel lag ein, mit goldenen Franzen besetztes Tuch.

„Die Bänke im Innern, waren mit schwarzem Sammet und gelbseidenem Atlas gefüttert, während drei Polster mit Goldstoff überzogen, nebst zwei wohlbeladenen Kästchen zur Seite der Reisenden standen.“

Es wird dann noch ferner gesagt, daß sechs lichtbraune, friesische Hengste den Wagen zogen, und drei in sammtne Röcke gekleidete Fuhrknechte nebenher gingen, und daß die Geschirre dieser Pferde nicht minder kostbar verziert waren, als der Wagen selbst.

Diese im Thüringer Lande noch nie gesehene Pracht, verfehlte freilich nicht einen gewaltigen Eindruck hervor zu bringen, noch mehr aber wirkte auf Lichtenstein, die ihm von Bachstätten mitgetheilte Nachricht von der bedeutenden Vergrößerung des Hofstaates, welche Casimir vorgenommen hatte.

„Gebt die Gedanken mit Würzburg auf,“ schrieb

Bachstätten, „was habt Ihr da unten bei den Pfaffen zu suchen! Kommt hierher, und es müßte mit dem † † † zugehen, wenn Euer Glück nicht schon so gut als gemacht ist.“

Sein Geschick war allerdings entschieden, als er den Entschluß faßte den Rath seines Freundes zu befolgen!

Im Uebrigen machte sich seine Aufnahme an den Hof des Herzog Casimirs noch leichter als er es erwartet hatte, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit, nach den ersten Mittheilungen Bachstätten's, sagte Lichtenstein eines Tages zu Kraft:

„Richte Dein Zeug. Heute über acht Tage ziehen wir nach Coburg. Ich bin Hofjunker seiner fürstlichen Gnaden des Herzogs geworden, und Du gehst mit mir als mein Leibdiener.“

Kraft ward leichenblaß.

„Jutta!“ sagte er endlich stotternd.

Lichtenstein faltete lächelnd die Stirne, und blickte seinen Getreuen einige Augenblicke schweigend an, dann sagte er:

„Das Kind geht mit. Sie kömmt vorläufig in das Haus einer alten Dame, dann wollen wir weiter sehen.“

Kraft Wehringer stieß einen Jubelschrei aus.

Acht Tage später zogen die Drei aus der Burg, gen Coburg.

Vorauf der Junker auf seinem Eisenschimmel, und ihm folgte Kraft, hinter sich auf seinem Rößlein

Jutta Raum gebend, wie das gebräuchlich war in früheren Zeiten.

Unten im Thale aber hielt der Junker sein Roß an, und blickte ernst und sinnend hinauf nach den alten Mauern, dann ritt er schweigend weiter, seinem Geschicke entgegen.

Droben aber stand Curt und sah trübselig seinen Liebling davon ziehen. Er hatte ihm einen regelrechten Freibrief mitgegeben, als Lehrjunge für das edle Schmiedehandwerk, und seinen Segen. Mehr hatte er selber nicht.

Die alte Else aber summte den ganzen Tag über ein Liedlein, ob es aber Kummer war, weil ihr junger Herr fortgezogen, oder Freude, daß sie nun wieder allein, das wußte Keiner nicht. Denn wie die Vöglein einmal singen aus Lust und Freudigkeit, dann wieder aber aus Kummer und Sehnsucht, also sagt man von den Weibsen, daß sie ein Liedlein trällern wenn sie heiter und guter Dinge, dann aber auch wiederum, wann sie der Aerger plagt.

Zweites Capitel.

Wie der Herr, zumeist der Knecht,
Prunkend, sparsam, ehrlich, schlecht
Nur ein bischen weniger fein,
Wird der Diener Treiben sein.
Allzuviel Gesind' indessen
Macht sie alle pflichtvergesseu.
Castor cinereus.

Das Dienstbotenleben, das hohe und niedere, überhaupt das der „gebrödeten Diener,“ ist in einem größeren fürstlichen Haushalt ein gar lustiges und vortreffliches.

Nämlich wenn die Herrschaft Geld im Kasten hat, oder selbiges doch wenigstens zu rechter Zeit zu beschaffen weiß, nicht spart, vorzugsweise aber lebt und leben — das ist: Fünfe gerad' sein läßt.

Allzufrühe geht der Dienst nicht an. Grund: weil er spät aufgehört hat am vorigen Tage.

Spät aber hat er aufgehört am vorigen Tage, weil da des Schmausens und Banketirens, des Tanzes und allerlei anderer Lustbarkeit hat kein Ende werden wollen.

Da schmeckt denn ein kräftiges Morgensüpplein

gar vortrefflich, und hat dann der Dienstbot' seine Arbeit gethan, oder nicht, so schadet ein gutes Bißlein in der Kuchel genossen, nicht im mindesten, denn bis Mittags ist's gar noch lange Zeit, und schmeckt das Essen zu Mittag besser, wenn man bei Zeiten den Magen daran gewöhnt hat.

Des Nachmittags ruht der Dienstbot aus, denn nach gethaner Arbeit ist gut ruhen. Ist aber die Arbeit allzugroß, so läßt er sie durch einen andern thun, denn wo viel Knecht' sind, sind viel Herrn, und wenn Einer nicht schlafen soll nach dem Mittagsbrode, wann denn?

Etwa beim Vesperbrode oder beim Abendimbiß?

Und ist dann die Nacht kommen, so befleißt sich der rechtschaffene Dienstbot zu thun wie seine liebe Herrschaft.

Wird oben fein getafelt, so genießt er unten das was man wieder herunter trägt, oder was gleich unten geblieben.

Zecht man oben aus silbernen Becherlein, so thuts unten der Steinkrug oder das Glas. Alles nach Rang und Würden, und der Wein ist doch der nämliche.

Spielt man oben ein feines Spiel mit welschen Namen und welschen Karten, so regiert unten die deutsche Karte und der Landsknecht.

Lästert man oben den lieben Gott, so schimpfirt man unten über die liebe Herrschaft.

Mutter Venus aber und ihr Junker Amorus haben Arbeit oben und unten, und so gar fein säu-

derlich wird da dies oben und unten, und der Rang nicht eingehalten, denn der Tod und die Liebe macht Alles gleich.

Werfen wir einen Blick auf die fürstliche Hofhaltung Johann Casimirs, wie solche bestanden im Jahre 1589, und begeben wir uns zu diesem Zwecke in die Ehrenburg*) nach Coburg.

Auf die Gefahr hin, daß man uns eine Wiederholung vorwirft, müssen wir dennoch den günstigen Leser abermals, so wie früher in Köln, in einen Dacherker führen, und das zwar in die Wohnung der fürstlichen „Hof-Nätherin“ Elsbeth, und wir finden in selber, wieder wie dort, einen alten Bekannten, nämlich Kraft Wehringer.

Unser Kraft aber war nicht wie dort ein aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommener Knabe von zehn Jahren, sondern ein schmucker, kräftiger Jüngling von doppeltem Alter, und statt des alten Liborius Stürzenbecher treffen wir an seiner Seite, ein blühendes, üppiges Weib, welches vielleicht einige Jahre älter sein mochte, als er selbst, dafür aber auch verständiger, oder wenigstens erfahrener.

Dieses Weib war die Hofjungfer der jungen

*) Das Schloß Ehrenburg, in der That wie es gegenwärtig besteht ein Prachtgebäude, wurde 1549 durch den Herzog Johann Ernst vollendet, und später durch Casimir 1626 noch vergrößert. Es soll seinen Namen in Folge lobender Anerkennung von Kaiser Karl V erhalten haben, brannte aber 1690 fast gänzlich ab, Herzog Albrecht ließ es indessen, in Zeit weniger Jahre, wieder vollständig aufbauen.

Herzogin Anna, Käthe Schönknecht, oder ihre Kammerfrau, welcher Titel, wie wir glauben noch heute gebräuchlich, während die jenesmaligen Hofdamen, „edle Jungfrauen“ genannt wurden.

Im Wesen Käthe Schönknecht's lag ein gewisser spöttischer Ausdruck, und Kraft, der ein wenig befangen oder unbehaglich gestimmt schien, sagte jetzt, indem er nach der Thüre blickte:

„Die Jungfer Elsbeth bleibt lange aus!“

„Sie wird noch länger ausbleiben,“ versetzte Käthe trocken, „denn ich habe sie in die Stadt geschickt Garn zu kaufen. Aber es ist Euch wohl recht langweilig allein bei mir zu sein, oder fürchtet Ihr Euch?“

„Nein,“ sagte Kraft, „aber —“

Käthe unterbrach ihn.

„Aber,“ sagte sie spottend, „aber, wenn es Euer Herzblättchen erfährt, die lange, aufgeschossene Jutta, daß Ihr da bei mir allein seid, so giebt es schiefe Blicke! Nicht wahr, ich kenne Eure Schmerzen?“

„Nein,“ erwiderte Kraft stark erröthend, „das ist es nicht — —“

„Was denn?“

„Ich fürchte, daß vielleicht mein Herr meiner bedarf, und daß ich dann nicht zur Stelle bin.“

Er hatte die Unwahrheit gesprochen, was einer Frau gegenüber, in ähnlichen Dingen wenigstens, eine Thorheit ist, weil nutzlos.

Nutzlos, weil ein Anfänger in irgend einer Kunst nie den erfahrenen Meister übertreffen wird.

Jede Frau aber ist, jedem Manne gegenüber, ein erfahrener Meister in der Kunst — — nun sind wir nicht unartig, — — in der Kunst das menschliche Herz zu erkennen.

Was Käthe Schönknecht betraf, so ging jetzt ihr spottendes Wesen in einen gutmüthigen Ton über.

„Ist es das," sagte sie, „da braucht Ihr keine Aengstlichkeiten zu haben. Da weiß ich besser wie die Sachen stehen, Euer Junker Ulrich sitzt drüben in seiner Stube und spintisirt, wie er seiner Fürstlichen Gnaden Geld sparen könne, oder ist es nicht so?"

„Da weiß ich Nichts davon," versetzte Kraft, und Käthe rief:

„Brav! das lobe ich mir! Ein rechtschaffener Diener soll keinen Schnaufer thun von seines Herrn Heimlichkeit, und obgleich nicht Einer in der Burg, der nicht weiß, daß der Lichtenstein die große Scheere handhabt, um am Hofstaat zu zwicken und zu zwacken, so dürft doch Ihr Nichts davon wissen, oder müßt wenigstens so thun."

Kraft wollte etwas erwidern, Käthe aber ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort:

„Ich bin gerade so, und wenn meine Fürstliche Gnaden Anna was Heimliches hätte, so sollten sie mir's nicht mit glühenden Zangen aus dem Herzen reißen. Aber das ist nichts Heimliches, wenn ich Euch sage, daß Euer Schatz, die Jutta, jetzo drüben sitzt und von meiner Frau Herzogin Anna das Sticken lernt, und wohl nicht los kommt vor ein paar Stunden."

„Ich weiß,“ sagte Kraft, „daß seit sie Herzogliche Gnaden in Dienst genommen, Dieselben ihr die Handhabung der Nadel gar eifrig lehren.“

„Freilich,“ versetzte Käthe, „und sie hat das junge, anstellige Ding gar lieb gewonnen, und wie lieb ich sie habe, wißt Ihr gar nicht, aber dafür, daß ich Euern Schatz so gern habe, sollt Ihr mir auch ein wenig gut sein, das ist nicht mehr wie billig!“

Die Logik der Käthe Schönknecht war eigentlich ein wenig sonderbar, Verliebte ziehen aber nicht selten noch merkwürdigere Schlüsse, Kraft aber sagte:

„Freilich, ich bin Euch auch gar nicht böse.“

Im kurfürstlichen Hause zu Köln, in der belagerten Stadt Bonn und bei seinen Kreuz- und Querzügen mit Liborius und Pohla, hatte Kraft eine Menge Dinge gesehen, welche ihm die Wünsche der Schönknechtin gar wohl verstehen ließen, und die zwanzig Jahre, die er zählte, erklärten ihm dieselben vielleicht noch besser.

Und diese Käthe Schönknecht war in der That ein üppiges, ein reizendes Mädchen!

Aber der Instinkt der Treue, gönnt mir den Ausdruck, der Instinkt der Treue warf einen Schleier über diese Reize, und aus diesem Grunde sagte er nicht:

„Ich bin Euch gut, sondern: ich bin Euch auch gar nicht böse.“

Käthe schien erfreut über diese Worte, oder that wenigstens so, und da sie in der Stube der Jungfer

Elsbeth offenbar gut bekannt war, so stand sie jetzt auf und nahm aus einem Wandschränkchen eine Flasche, zwei Becher und einen Teller mit Süßigkeiten, und setzte das vor Kraft auf den Tisch.

Auf dem Teller befand sich gebackenes Obst und Honigbrödlein, ein sehr beliebtes Naschwerk zu jener Zeit, die Flasche aber enthielt süßen, spanischen Wein, ein Getränk, welches abermals zu jener Zeit, und selbst noch heute zu Tage, beliebt ist bei den Frauen und bei jüngeren Leuten, welchen noch das Süße behagt.

Käthe schenkte die Becher voll der süßen Gottesgabe:

„Stoßt an, Euere herzliebste Jutta soll leben!"

Konnte da Kraft verweigern Bescheid zu thun! Er trank.

Stoßt an, meine liebe Jutta soll leben," sagte jetzt Käthe, nachdem sie die Becher wieder gefüllt hatte, „denn," setzte sie hinzu, „es ist ein herziges, liebes Ding!"

Auch da konnte er unmöglich eine abschlägige Antwort geben, und eben so wenig als die Freundin seiner Jutta jetzt zum drittenmal die Becher füllte, und sagte:

„Jetzt trinken wir auf das Wohlsein und fröhlich' Gedeihen Unserer Jutta, möge der liebe Gott sie segnen, und es ihr wohl ergehen lassen!"

Kein Mensch auf der Welt ist so oft bei schiefen und schlimmen Dingen vorgeschoben worden, als der liebe Gott.

Ehe man aber trank, vertauschte Käthe die Becher, indem sie lächelnd ausrief:

„Laßt mich aus Eurem Becherlein trinken, wie setze ich meine Lippen so gerne an den Rand, den die Eurigen berührt haben!“

Dann speisten sie Honigbrödlein und sprachen von Liebe.

Käthe wenigstens.

„Warum sollen wir uns nicht ein wenig gut sein,“ sagte sie, „wem verschlägt das Etwas? Keinem nicht!

„Ihr habt ein Schätzlein, und ein feines, aber ich hab' auch einen Schatz, und der ist vornehmer als Eure Jutta.

„Die aber sitzt bei herzogliche Gnaden Anna, und hantirt mit der Nadel, und mit Wollen und Seiden, und kommt heut nimmer los.

„Mein herzallerliebster Conradus aber, ist heut' in der Fruh mit Herzogliche Gnaden auf die Jagd gezogen, fangt Eber und Hirschlein, und hat wohl weuig Zeit an mich zu denken.

„Da wir also verlassen sein, warum sollten wir uns nicht auch ein wenig gern haben?

„Glaubt Ihr, wir seien die Einzigen die also thäten?

„Das glaubt bei Leibe nicht!

„Seht ihr die Lichtlein da drüben in den drei Dacherkern über dem Hofe? Da karessiren die Kammermägde gar artig mit ihren Liebsten, vielleicht ist das einer der Edelknaben, kann sein ein Leibdiener,

kann aber auch ein Geselle sein aus der Stadt, denn die Thürhüter drücken ein Auge zu und sehen mit dem andern nach ihrer eigenen Herzliebsten, die wohl auch aus der Stadt zu ihnen hereingehuscht ist, wenn's nicht eine ist aus der Magdstuben, oder aus der Kuchel, oder sonst woher vom Schloß.

„Drüben in der Eckstuben, wo der Edelknaben Logement, funkeln auch Lichtlein, und daß die in der Bibel lesen, glaubt Ihr wohl selber nicht.

„Wenn Ihr's von den Hofjunkern glaubt, habt Ihr das Schwarze auch nicht getroffen.

„Hört Ihr aber das Jubiliren drunten in der Hofkuchel?

„Gar trefflich vertragen sich da die Köche mit den Kuchelmägden, wer am Feuer sitzt, der hat keine Noth um Speis' und Trank, und in den Ecken, wo das Feuer nit hinleuchtet, na, die Geschichte vom Dunkeln und Munkeln die kennt Ihr wohl selbst.

„Ist's Euch jetzt noch zuwider, daß die Elsbeth so lange ausbleibt? Ich will's nicht hoffen, herziger Kraft, aber ich will Euch sagen, warum sie so lang nicht kommt.

„Garn kaufen ist sie freilich gegangen hinunter ins untere Kirchgäßlein, in der großen Rosengaß aber wohnt einer, dem sie so gut ist, wie ich Euch. Der hat jetzt wohl Zuspruch bekommen, und ich denk', deßwegen bleibt die Elsbeth so lange in der Stadt."

„Die Elsbeth," sagte Kraft lachend, denn er war jetzt nicht mehr so verzagt wie früher, „die Elsbeth? Warum nicht gar!"

„Ah," rief Käthe, „Ihr glaubt wohl, weil die Elsbeth kein heuriger Hase mehr, da könnt' sie keinen Liebsten haben?

„Lieber Gott die Häslein ziehen gar manches Jahr in's Kohlfeld, und wenn Euch Eine sagt, so herrlich Eure Mutter sein könnt', und hätte sie auch noch ein paar Jährlein mehr, wenn Euch eine solche sagt, sie wolle nichts mehr wissen von den Mannsleuten, so sagt nit ja, nit nein, aber glaubt's nit.

„Das aber ist recht und billig, daß wir herzogliches Gesinde lustig und guter Dinge sind, und uns Nichts abgehen lassen an Leib und Leben.

„Dazu haben die Bettelleut Zeit und Weil.

„Eine Sünd' aber wäre es, wenn wir uns nicht gern hätten, essen wir doch eines Herrn Brod, und schlafen unter einem Dach, und ein Küßlein in Ehren, kann keiner verwehren! Pfui Kraft, verdrückt mir nur mein Krägelein nicht!"

Also scherzte die Hofjungfer mit Kraft dem Leibdiener. Aber wir haben nicht Zeit uns länger im Dacherker aufzuhalten, und die Rückkehr der Hofnätherin Elsbeth aus der großen Rosengasse abzuwarten.

Lassen wir die beiden jungen Leute allein, mit dem Instinkte der Treue, und dem hinlänglich bekannten Genius der Unschuld, und sehen wir nach Ulrich von Lichtenstein.

Er war allerdings beschäftigt, wie vorhin die Schönknecht sagte, die große Scheere zu handhaben,

aber nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Wunsch und Befehl des Herzogs Casimir selbst, auf Andrang der gesammten Ritterschaft, und nach Gutachten der Kanzler und Räthe.

Die Sache verhielt sich aber so.

Als der Herzog Casimir seine junge Gemahlin, die sächsische Prinzessin Anna, nach Coburg heim führte, fühlte er das Bedürfniß, seinen Hofhalt zu vermehren und auf einen glänzendern Fuß zu setzen, als das vorher der Fall war.

Der kursächsische Hof war damals einer der glänzendsten in Deutschland, Feierlichkeiten und Feste drängten sich, und Casimir wollte seiner jungen Gemahlin den Abstand zwischen jener Pracht und der Einfachheit in seiner eigenen Residenz nicht allzu sehr fühlen lassen.

Er vermehrte also seinen Hofstaat, und Schultes*) sagt hierüber:

„Sein Hof wimmelte von Hofjunkern, Edelknaben, adeligen Frauenzimmeru, Kammerfrauen, Kammerdienern, Trabanten, Thürhütern und einer Menge anderer Officianten, die zusammengenommen 213 Personen ausmachten und täglich an 24 Tafeln gespeist wurden."

Wie groß die Zahl der Hofleute früher gewesen, finden wir nicht bemerkt, dagegen ist angeführt, daß

---

*) Sachsen-Coburg-Salfeldische Landesgeschichte ꝛc. von J. Adolph von Schultes. Coburg. Abtheilung I, pag. 78.

der Marstall von 38 auf 130 Pferde, nach anderer Notiz auf 120 vermehrt worden sei.

Da die Einkünfte des Herzogs zu diesen vermehrten Ausgaben nicht ausreichten, machte man Schulden, und als endlich diese Schulden neue Geldnoth, und alle die aus diesen angenehmen Artikeln hervorgehenden Verlegenheiten, einen hohen Grad erreicht hatten, berief 1589 Herzog Casimir die gesammte Ritterschaft zu einer Berathung.

Man bewilligte nun allerdings, der dringenden Noth abzuhelfen, neue Steuern, rieth aber dabei dem Herzoge so angelegentlich zur Einschränkung, daß dieser Lichtenstein, welcher jenesmal bereits erster Kammerjunker war, beauftragte, eine neue Hofordnung zu entwerfen, eine Hofordnung mit Verminderung des Haushalts.

Lichtenstein entsprach diesem Befehle, und in Folge seiner Vorschläge wurde die Zahl der Hofbediensteten auf 168 herabgesetzt, und der Marstall auf 71 Pferde vermindert.

Ohne Zweifel hatte der Herzog die stets sich mehrende Schuldenlast bedenkend, innerlich selbst diese Verminderung gewünscht.

Die Ritterschaft hatte eine solche ihm dringend ans Herz gelegt.

Die Kanzler und Räthe hatten energisch auf dasselbe gedrungen.

Die Leute in Stadt und Land endlich drängten sich begierig zu den Festlichkeiten und Schaustellungen, sahen denselben mit Vergnügen zu, und sagten:

„Wer anders bezahlt das als der arme Bürgersmann, und wenn das so fort geht, kommt das ganze Land an den Bettelstab."

Nachdem die Vorschläge Lichtenstein's dem Herzoge vorgelegt waren, mußte er dieselben, wohl oder übel, billigen.

Die Ritterschaft sagte: „Das ist wenigstens Etwas, vielleicht geht die Sache jetzt besser."

Die Leute in Stadt und Land sagten: Das ist nichts Halbes nnd nichts Ganzes, aber es hackt eben keine Krähe der andern die Augen aus. Wir sehen jetzt weniger, wir verdienen weniger an Fürstlicher Gnaden Hofstaat, und endlich bezahlen wir eben so viel wie vorher. Wer weiß!"

Die entfernten Hofleute sagten: „Der Herzog kann Nichts dafür, aber den Lichtenstein soll der Teufel holen."

Und dabei schwuren sie, bei erster Gelegenheit, ihm ein Bein zu stellen, daß er wacker stolpern solle.

Die Kanzler und Räthe endlich erklärten, mit einer Freimüthigkeit, welcher man Anerkennung nicht versagen kann, daß die ganze Wirthschaft den Teufel nicht tauge.

Die höchst unangenehme Berechnung des Finanzzustandes, welche sie genau, und schlüßlich ausgerechnet auf 10 Groschen und eben so viel Pfennige, herzogliche Gnaden vorlegten, ist bei Schultes, Pag. 79, zu lesen, und am Schlusse dieses wenig liebenswürdigen Promemoria sagen sie:

„Ein Haushalt von der Art müsse zum gänz-

lichen Verderben führen, indem jährlich über das Landeseinkommen, mehr als eine Tonne Goldes aufgegangen sei," und dann folgt ein Vorschlag zur Verminderung des Hofstaats, welcher bedeutend größere Einschränkungen verlangt als der Lichtensteins, nämlich:

Ein Hofmarschall zur Besorgung des Hofwesens und der Haushaltung.

Ein Aufseher über sämmtliches Hofgesinde.

Ein Kammerjunker zur Aufsicht über den Marstall, das ganze übrige Hofgesinde solle aus 49 Personen bestehen, Pferde aber sollten nur 38 gehalten werden.

Indessen fand dieses Gutachten von Seiten des Herzogs wenig Anerkennung:

„Seine Fürstliche Gnaden waren, als sie selbige Bedenken gelesen, sehr offendirt und vor den Kopf gestoßen, und ist das Bedenken auch nicht geachtet worden und alles ersitzen blieben."

In der That dauerten diese mißlichen und wenig geregelten Zustände fort bis in das Jahr 1598, wo dann finanzielle Verbesserungen vorgenommen wurden, welche uns aber zur Zeit wenig kümmern, und auch in der Folge von uns muthmaßlich nur flüchtig berührt werden dürften.

Es kam uns vorläufig nur darauf an, einen Ueberblick zu geben über die Verhältnisse des Hofes, an welchem sich unsere beiden Freunde, Ulrich von Lichtenstein und Kraft Wehringer befinden, und an

welchem wir selbst uns noch längere Zeit aufhalten müssen.

Was die junge Frau Casimirs, die Herzogin Anna betrifft, wegen welcher, angeblich wenigstens, all' dieser Aufwand gemacht wurde, so geht aus keiner Angabe jener Zeit hervor, daß sie denselben gewünscht, oder ein besonderes Vergnügen an demselben gehabt habe.

Sie war freilich die Tochter eines glanzliebenden, prunksüchtigen Fürsten, indessen will es fast scheinen, als habe sie ein stilles häusliches Leben, vor Allem aber eheliches, mit Kindern gesegnetes Glück allem Glanze und Prunke vorgezogen.

Es war nicht ihre Schuld, daß ihr ein solches nicht zu Theil wurde. —

Schließen wir aber hier dies Capitel, welches vor den übrigen wenigstens den Vorzug angenehmer Kürze hat.

Drittes Capitel.

Um dreißig Reichsthaler ward Christus verschachert,
Drum geb' ich, so viel Ihr auch pochert und pachert,
Für Euch nicht mehr als zwanzig und neun.
Abt von St. Gallen. Bürger.

Wir müssen abermals einen Zeitraum von drei Jahren überspringen, und treffen nach dieser Zeit, im Jahre 1592, Ulrich von Lichtenstein und seinen Leibdiener Kraft Wehringer auf der Ehrenburg in Coburg im Gespräche.

Dieses Gespräch drehte sich um die Ankunft eines Gastes, welcher erst vor wenigen Tagen am Hofe zu Coburg erschienen war, sich Graf Hieronimus Scottus aus Piacenza nannte und Niemand anders als unser alter Bekannter von früheren Zeiten her war.

Gewissermaßen war er auch Lichtenstein und Kraft bekannt, Beiden aber schwebten nur unklare und verworrene Erinnerungen vor.

Kraft hatte in seinen Kinderjahren von ihm sprechen hören. Er hatte ihn zur Zeit, als er sich beim Kurfürst Gebhard in Köln aufhielt, nicht allein

gesehen, sondern selbst einen Auftrag von ihm besorgt, dennoch aber konnte er sich kein Bild von ihm machen.

Dunkel erinnerte er sich, daß Pohla nicht gut auf ihn zu sprechen war, der Grund dieser Abneigung war ihm aber nicht bekannt, die magischen Kunststücke, welche Scottus dem Kurfürsten zeigte, waren nur wenig zu den Ohren des Volkes gelangt, hatte er aber wohl auch von denselben sprechen hören, so hatte er dieselben doch wieder vergessen, und, obgleich das Aeußere des Italieners charakteristisch genug war, so hatte er ihn dennoch, als er ihn in der Ehrenburg sah, nicht wieder erkannt.

Dreizehn Jahre sind für einen jungen Mann von dreiundzwanzig Jahren eine unendlich lange Zeit, und obgleich einzelne Erinnerungen aus frühster Kindheit uns durch das ganze Leben begleiten, so verfallen doch andere, vielleicht ungleich wichtigere Erlebnisse, der Vergessenheit.

Theilweise der ganz entgegengesetzte Fall fand bei Lichtenstein statt.

„Ich weiß sicher", sagte er zu Kraft, „daß ich diesen Mann schon irgendwo gesehen habe, aber wo, und unter welchen Verhältnissen, ist mir durchaus nicht erinnerlich."

„Vielleicht an irgend einer der Hofhaltungen, welche Ihr besucht habt", sagte Kraft, aber Lichtenstein verneinte es.

„Da hätte ich ohne Zweifel mit ihm gesprochen und mir zuverlässig sein Bild deutlicher eingeprägt.

Nein, es war eine flüchtige Begegnung, aber ich kann mich durchaus nicht darauf besinnen, an welchem Orte und zu welcher Zeit."

„Hat er Euch wohl auch wieder erkannt?" sagte Kraft.

„Nein", erwiderte Lichtenstein, „wenigstens ließ er sich Nichts merken, so zuvorkommend und höflich er auch gegen mich war."

Dann erzählte er Kraft von der wohlwollenden Aufnahme, welche Scottus bei Herzog Casimir gefunden hatte.

Durch eine hochgestellte Persönlichkeit im Auslande waren lobende Berichte über Scottus an den Herzog gelangt.

Er war ein Mann von unendlicher Gelehrsamkeit, besaß ausgebreitete Kenntnisse in geheimen Wissenschaften und mußte sich im Besitze großer Reichthümer befinden.

So wurde gemeldet*), daß er im Jahre 1590 in Prag einzog, begleitet von zwanzig wohlgerüsteten Reitern und mit drei Kutschen, von denen die, in welcher er saß, von Gold glänzte. „Dabei führte er sich splendid und prächtig auf und machte viel Staat."

Sein gewandtes und liebenswürdiges Benehmen an der herzoglichen Tafel konnte Lichtenstein nicht genug loben.

---

*) Ex Epist. C. Peuceri ad Princip. Jo. Georg. Anhaltin. d. d. 1590 in Beccmani Access. ad Hist. Anhalt. p. 143. — Citat aus den „Curiositäten", Bd. I, p. 109.

Er sprach von den weiten Reisen, welche er unternommen hatte, er sprach von Alchymie und Magie, aber stets mit Bescheidenheit, und in einer Weise, welche ihm alle Herzen gewann, statt Neid oder Mißgunst zu erwecken.

Erwähnte er eine Stadt, welche er besucht hatte, und es traf sich, daß einer der Anwesenden sich ebenfalls dort aufgehalten, so zog er sofort diesen in das Gespräch, fragte über Verhältnisse und Merkwürdigkeiten, welche er selbst näher zu erforschen dort versäumt hatte, und ließ sich auf diese Weise belehren.

Bezüglich der geheimen Wissenschaften, so sprach er von denselben, als sei es aller Welt bekannt, daß er wohl erfahren in denselben, aber er erwähnte zugleich größere Meister und sprach von denselben mit solcher Achtung und Verehrung, daß man auf der einen Seite seine Bescheidenheit beloben, auf der andern aber seine eigenen Kenntnisse bewundern mußte.

Seinen alchymistischen Kenntnissen und den, wenngleich nur flüchtig hingeworfenen Worten, bezüglich des Goldmachens, schien der Herzog indessen die meiste Aufmerksamkeit zu schenken, während die Herzogin hingerissen schien von der Schilderung magischer Operation, der Stellung des Horoskopes, und der wunderbaren Erfolge, welche durch Chiromantie, Astrologie und verwandte Künste erhalten werden.

„Sie konnte häufig das Auge nicht von dem also

Erzählenden wenden", sagte Lichtenstein, „und erröthete bis an die Schläfe, als nach aufgehobener Tafel der Herzog den Grafen zu ihr führte und wohlwollend sagte:

„„Dieser hier soll mir ein Rathgeber und Freund, Euch aber ein treuer Vater sein.""

Als Lichtenstein zu sprechen aufgehört hatte und zu dem Tische ging, an welchem sein Schreibgeräthe und Bücher lagen, blieb Kraft zögernd noch immer in der Stube stehen, und Lichtenstein dies bemerkeud, sagte endlich:

„Was giebt's? Was hast Du noch auf dem Herzen?" Dann setzte er aber lächelnd hinzu: „Jetzt glaube ich Deine Wünsche zu errathen! Jutta, nicht wahr? Nun gieb Dich zufrieden, ich halte, was ich Euch versprochen, Ihr sollt ein Paar werden, und entweder hier am Hofe untergebracht, oder wäre das unmöglich, bei mir zu Hause ein Plätzchen finden. Aber Geduld, gut Ding will Weil han, und Ihr seid Beide noch jung!"

„Wenn's möglich, hier", erwiderte Kraft bittend, „denn seit die Jutta aus dem Hause der Frau von Bachstätten zur Frau Herzogin gekommen, will sie nicht mehr von Fürstlichen Gnaden weichen, und auch ich will all' mein Leben nicht von Euch gehen. Aber eigentlich", setzte er hinzu, „habe ich etwas Anderes sagen wollen."

„Heraus damit", sagte Lichtenstein.

„Schon zwei Mal", erwiderte Kraft, „hat mich der Herr Graf hier im Schlosse mit großer Freund=

lichkeit angesprochen, und über eine Menge Dinge gefragt, soll ich ihm sagen, was ich weiß, wenn er abermals an mich kömmt, oder soll ich ausweichende Antwort geben?"

„Ach Gott", versetzte Lichtenstein leichthin, „das wird sich am Ende gleich bleiben! Dergleichen Herren fragen Euresgleichen meist nur, um Etwas zu sprechen, um höflich zu sein, und so weiter. Er kann doch mit Dir nicht von seinen gelehrten Sachen schwatzen. Ich denke Du kannst das halten wie Du willst."

Kraft verbeugte sich und ging.

Zu sich selbst aber sagte er:

„Reden ist Silber, Schweigen aber Gold. Ich weiß jetzt was ich thue."

Er hatte schon zu Köln, im Hause des Kurfürsten Gebhard, das gelernt, und es nicht vergessen, wie die Gesichtszüge des Herrn Grafen Scottus aus Piacenza.

Nun, was Einer nicht thut, thut der Andere!

Wir sind aber jetzt so glücklich, dem freundlichen Leser eine Persönlichkeit vorführen zu können, deren wir nirgends gedacht finden, von deren Existenz wir aber zuverlässige Beweise besitzen, welche vorzulegen wir später nicht ermangeln werden.

Diese Persönlichkeit ist, vielleicht ihrer Kleinheit halber, den Historikern entgangen, und Niemand anders als der Hofzwerg des Herzog Casimir.

Wir besitzen ein Bildniß desselben, und nennen ihn, nach Sitte der damaligen Zeit, welche sich bereits in mythologischen Schnurrpfeiferein wohlgefiel, Menestratus.

Wir finden ihn auf der Stube Scottus, in der Ehrenburg, und beide schienen die besten Freunde.

Menestratus saß Scottus gegenüber, auf einem erhöhten Sitze, vor ihm stand Zuckerwerk, Wein und Früchte, und er plauderte lustig, während er zugleich wacker zulangte, und auch dem Weine häufig zusprach.

„Wie ich Euch versichere, verehrter Gönner,“ sagte er, „ich stamme in gerader Linie von meinem berühmten Namensvetter Menestratus ab, dessen die griechischen Dichter erwähnen.

„*)Er war so klein, daß er gewöhnlich auf einer Ameise ritt, das undankbare Thier warf ihn aber eines Tages ab und zertrat ihn mit seinen Füßen.“

Scottus nickte ernsthaft und zustimmend mit dem Haupte.

„Ich habe ihn gekannt“, sagte er, „es war ein guter Kerl, nur ein allzuverwegener Reiter, und ich habe ihn oft gewarnt, aber wer nicht folgte, war er!“

Menestratus war erfreut über diese Bestätigung seiner Worte, und auch die Bekanntschaft Scottus mit seinem Urahnen schien ihm nicht zweifelhaft zu sein.

„Ach“, sagte er, „da habt Ihr wohl auch Hermon gekannt, der so geschickt war, daß er durch ein Nadelöhr springen konnte?“

„Und ob?“ versetzte Scottus, „er machte das

---

*) Diese und die folgenden, von griechischen Fabeldichtern erwähnt. Flögel p. 504. F. Nick. p. 584.

ausgezeichnet, mit einem einzigen Satze und ohne Anlauf, was die Hauptsache ist. Indessen muß ich bemerken, daß es keine ganz kleine Nadel, sondern eine sogenannte Stopfnadel war, wie sich derselben die alten Weiber zum Ausbessern der Strümpfe bedienen."

„Das macht Nichts", rief der Hofzwerg, „Nadel ist Nadel und Oehr ist Oehr, es soll ihm einmal heutzutage Einer das nachmachen! Aber sagt mir, hatte es seine Richtigkeit mit dem Zwerge Demas, der so leicht und zierlich war, daß er auf einem Spinnengewebe tanzen konnte?"

„Freilich", sagte Scottus, „er besaß ein Landhaus ohnweit Geranda, und ich besuchte ihn dort häufig, denn er war nicht allein ein vorzüglicher Tänzer, sondern auch ein gastfreier und liebenswürdiger Herr. Leider aber kam er später in's Abwesen. Bei dem Kriege, den die beiden griechischen Städte Geranda und Pogarum mit einander führten, verheerte das Kriegsvolk seine Besitzungen, er verlor sein ganzes Vermögen und mußte in seinen alten Tagen auf Jahrmärkten und griechischen Kirmeßfesten öffentlich tanzen, um sein Leben zu fristen."

„Armer Kerl", versetzte Menestratus, „ich habe zwar in meinem Geschichtsbuche Nichts von diesem Unglücke gelesen, es muß aber wohl wahr sein, da Ihr es selbst gesehen habt. Jetzt habe ich aber noch Eines auf dem Herzen.

„Habt Ihr auch Markulus gekannt? Er soll so klein gewesen sein, daß er mit seinem Kopfe ein

Loch in ein Sonnenstäubchen bohren konnte. Hat das Grund?“

„Nein“, erwiderte Scottus mit lobenswerther Offenherzigkeit, „nein, und ich muß das sagen, selbst auf die Gefahr hin, daß es ein Anverwandter von Euch war. Das heißt: ich habe es nie gesehen. Es kann sein, daß er bohrte, und er sagte es selbst, daß er es könne, aber vor meinen Augen that er es nie.“

„Erlogen ist's“, rief Menestratus, dem der Wein bereits flott zu Kopfe gestiegen war, „erlogen, und ich habe es selbst niemals geglaubt. Haben Euch die Andern ihre Kunststücke gezeigt, warum nicht Der auch?“

Scottus zog die Schulter, und der Zwerg fuhr fort:

„Aber Signor, Ihr müßt ja ungeheuer alt sein, wenn Ihr alle diese Leute gekannt habt. In meinem Buche steht freilich keine Jahrzahl, aber ein paar Hundert Jahre sind es doch sicher her, daß Menestratus und die Andern gelebt haben.“

„Es geht an die Dreitausend“, sagte Scottus, und als der Zwerg die Augen weit geöffnet und verwundert auf ihn richtete, setzte er hinzu:

„Allein schlagt Euch das aus dem Sinne, Herr Menestratus, und vor Allem: haltet reinen Mund. Die Leute, denen ich mein volles Vertrauen schenke, müssen es verstehen, Geheimnisse zu bewahren.“

Dann rief er ihn zu sich, setzte ihn wie einen kleinen Jungen auf sein Knie, und schaukelte ihn,

indem er ihm Backwerk in den Mund schob, und aus seinem eigenen Becher Wein zu trinken gab.

Menestratus liebte das, er ließ sich überhaupt gerne hätscheln und wie einen Knaben behandeln, und war stolz auf seine Kleinheit, was indessen nicht ausschloß, daß er sich für eine wichtige Person am Hofe hielt, und sich viel darauf einbildete, daß ihn Herzog Casimir zu Zeiten seinen kleinen Freund nannte.

Fast durchschnittlich ist bei Zwergen die Ausbildung des Geistes der des Körpers entsprechend, und nur die Bösartigkeit der Erwachsenen erreicht nicht selten bei ihnen ihr volles Maaß.

Scottus behandelte Menestratus, waren andere Personen anwesend, mit großer Höflichkeit, und etwa wie einen der Hofcavaliere, unter vier Augen aber nannte er ihn seinen Freund und Vertrauten, schmeichelte seiner Eitelkeit, indem er ihn für kleiner zu halten schien, als er wirklich war, und ihm zugleich das Versprechen gab, ihn durch magische Mittel auf die Größe von wenigen Zollen zu bringen, freilich aber erst in späteren Zeiten.

„Wenn es gelingt", hatte er gesagt, „so werdet Ihr, Herr Menestratus, auf einem Hirschkäfer reiten können, und ich drehe die Hand nicht dafür um, ob Einer auf einem Käfer oder einer Ameise reitet. Es ist Eins so vornehm wie das Andere."

Im Uebrigen wußte Scottus sehr gut, daß der Zwerg fast Alles wieder ausplauderte, was er ihm anvertraute, wenngleich häufig entstellt und verwirrt, und er bediente sich deshalb seiner, um unklare Ge-

rüchte über sich selbst in Umlauf zu bringen, welche er, fand er es für gut, stets widerlegen konnte.

Jetzt änderte er plötzlich den Ton des Gespräches und sagte:

„Und nun, mein kleiner Freund und Liebling, wie steht es mit den Briefen, welche Ihr mir versprochen habt? Habt Ihr sie bei Euch? Ich vergaß ganz darnach zu fragen!"

Die Sache war die, daß Menestratus mit Scottus von Briefen gesprochen hatte, welche die Herzogin Anna schon im ersten Jahre ihrer Vermählung an den Herzog geschrieben hatte, während sich dieser auswärts mit Jagden, Scheibenschießen und ähnlichen Belustigungen unterhielt.

Der Zwerg hatte Scottus versprochen, ihm diese Briefe sehen zu lassen, als ihn dieser nun an sein Versprechen erinnerte, kam er, trotz seines ziemlich stark angeheiterten Zustandes, dennoch in ersichtliche Verlegenheit.

Das Gefühl seiner Hülflosigkeit und Schwäche war über ihn gekommen, und er sagte fast weinerlich:

„Ja, ich habe sie, aber Ihr dürft mir sie nicht nehmen, ich fürchte mich, wenn seine fürstlichen Gnaden — —"

„Narrenspossen", versetzte Scottus, „der Herr Herzog ist gestern auf die Jagd und kömmt erst übermorgen zurück, nur des Scherzes halber will ich die Briefe ein wenig ansehen, dann gebe ich sie Euch wieder!"

Er schaukelte ihn stärker, flößte ihm, fast wider

seinen Willen, Wein ein, und durchsuchte dann, während er schmeichelnde Worte sprach, seine Taschen.

„Sieh' an! Ein Päckchen Briefe, mit einem rosenfarbigen Bande umschlungen! Wie habt Ihr die bekommen?“

„Der Herr Herzog“, sagte der Zwerg in weinerlichem Tone, „verschließt alle seine Sachen sorgfältig, aber an der Rückwand seines Schreines ist ein Brettchen locker. Das schob ich neulich bei Seite, um ein wenig zu stöbern, da fand ich diese Briefe. Eure großen und plumpen Hände können freilich nicht durch die enge Spalte, ich aber kann ziemlich weit in die Spalte reichen, aber verrathet mich nicht!“

„Ihr seid der gewandteste und artigste Junker am ganzen Hofe“, versetzte Scottus.

Mit diesen Worten nahm er Menestratus wie ein Kind in seine Arme, trug ihn zu seinem Lager, und indem er ihn sanft auf dasselbe niederlegte, sagte er:

„Ruhet jetzt ein wenig mein lieber kleiner Freund, ich blicke während dem diese Sächelchen an, und in einer halben Stunde befindet sich Alles wieder in Euren Händen.“

Menestratus ließ geduldig und ohne ein Wort zu entgegnen, Alles mit sich geschehen.

Vielleicht hatte die Furcht vor Scottus einen gewissen Antheil an dieser Folgsamkeit, denn Scottus hatte, so freundlich auch seine Worte lauteten, dieselbe doch mit höchst erregtem und fast strengem

Tone gesprochen. Als er sich aber einmal ausgestreckt und sanft gebettet auf den weichen Kissen des Bettes befand, that wohl auch der genossene Wein seine Wirkung, nach wenigen Augenblicken schloß er die Augen und war entschlummert.

Scottus löste das rosenfarbige Band und warf einen flüchtigen Blick auf die vor ihm liegenden Briefe der Herzogin Anna, und einen zweiten auf den Zwerg.

Daß dieser schlief, unterlag keinem Zweifel, muthmaßlich aber hätte auch sein Wachen Scottus wenig gekümmert. Er war nicht der Mann, eine Beute, die er einmal gefaßt hatte, sich so leicht wieder entreißen zu lassen.

Dann nahm er Schreibgeräthe zur Hand und begann die klein und zierlich geschriebenen Briefe zu copiren.

So viel uns bekannt, hat Vulpius in seinen Curiositäten*) zuerst einen Theil dieser Briefe veröffentlicht, und wir können nicht umhin, dieselben hier wiederzugeben, da sie ein ziemlich klares Licht auf das Wesen der jungen Frau werfen.

Sie lauten folgendermaßen**):

---

*) Band I. p. 103. 1811.

**) Ob Vulpius, oder der Geheime Rath Gruner in Coburg, der Vulpius diese Briefe mittheilte, nicht an der Orthographie derselben geändert, wollen wir dahin gestellt sein lassen.

I.

„Ich habe nicht unterlassen können, meinem Schatze zu schreiben, denn Gott weiß, wenn ich meinen Herrn eine Stunde nicht sehe, so ist mir die Weil so lang; ach ich bitt, mein Schatz woll sich so viel der Weil nehmen, und woll mir wiederum schreiben, wie mein Schatz ist gegen Eisfeld kommen, und woll ja meiner nicht vergessen. Ich will auch ein Glas Wein mitbringen (?), und bitt Ihr wollt es von meinetwegen lassen herumgehen; — es ist aber ein klein Glas gewesen, — — Und befehlen Euch dem lieben Gott, der behüte Euch vor allem Unfall und helf meinem Schatz bald wieder zu mir in meine Arme. Gute Nacht.“

II.

„Meinen freundlichen Gruß mit Erbittung meines schuldigen Gehorsam zuvor, Hochgeborener Fürst, freundliches, herzallerliebstes Herz! Ich habe Euer Schreiben heut Morgen um 4 Uhr bekommen, und mit großen Freuden verlesen, daß Ihr, Gott sei Lob und Dank! zu Eisenach frisch und gesund seyd angekommen, welches mir eine große Freude ist zu hören, denn es kann meinem Schatz nicht zu wohl ergehen, ich wünsche es Euch viel tausend Mal mehr. — — Ich bitte Euch, Ihr wollt nur so oft an mich gedenken, als ich an Euch gedenke, so wird mein Schatz meiner nicht vergessen.

Zu tausend guter Nacht, und befehle Euch dem lieben Gott. Datum in Eil."

III.

„Meinen freundlichen Gruß, und Wünschung aller glückseligen Wohlfahrt zuvor; Ich habe nicht unterlassen können, Euch zu schreiben, damit Ihr sehet, daß ich Euch nicht vergessen habe, wie Ihr meiner vergessen habt; aber ich muß es Gott befehlen, denn ich habe in 14 Tagen kein Schreiben bekommen, und durch den Boten, den ich Euch geschickt, hab ich auch nicht Antwort. Ich thue Euch zu wissen, daß ich im Bette liege, aber ich muß Gott befehlen, wer Ursach meiner Krankheit ist, aber ich bitte Euch, Ihr wollt um Gotteswillen nicht lange ausbleiben, und wollt doch meiner nicht gar vergessen, dann ich sonst elend bin, und bitt Euch, Ihr wollt mir nur ein Wort wieder schreiben, daß ich mich ein wenig zu trösten habe."

IV.

„Ich habe Euer Schreiben mit Freuden verlesen, und bedanke mich zum allerfreundlichsten wegen des Ringes, und will es mit meinem Gehorsam wiederum verdienen. — — Ich bitt Ihr wollt wiederum zu mir ziehen, oder mich holen lassen, denn mir die Weil so gar lang ist, daß ich nicht weiß, was ich vor langer Weil soll anfangen."

Alle diese Briefe waren unterschrieben:

„Euer getreues und gehorsames Herz, weil ich lebe, Anna, geborene und Herzogin von Sachsen."

In einem anderen Schreiben, in welchem sich die Herzogin noch deutlicher über die Vernachlässigung von Seite ihres Gemahles beklagt, sendet sie ihm einen scherzhaften Fehdebrief, und unterzeichnet sich: „Euer ungehorsames Weib, weil ich lebe."

Scottus war mit der Abschrift dieser Briefe zu Ende. Er hatte während des Lesens bisweilen spöttisch gelächelt, nun aber blickte er ernsthaft und nachdenklich vor sich hin.

Dann murmelte er halblaut:

„Sie, ein junges, liebedürstendes Weib, neunzehnjährig, als sie diese Briefe schrieb, eine girrende Taube!

„Und er? Nun ein Mann wie tausend andere. Ein Mann, der an die Stelle allzugroßer Aufmerksamkeit, die er der Geliebten und der Braut erwies, jetzt allzugroße Kälte setzt, der die Frau vernachlässigt, in Ueberschätzung des eigenen Werthes, und sich einbildet, daß man ihn stets für liebenswürdig halten müsse, auch wenn er unliebenswürdig in hohem Grade. Einer, der glaubt, daß seine Frau, weil es die seine ist, anders sein werde, besser, als tausend andere.

„Aber mein Herr Herzog: *) Siccomo dal frutto

*) Altitalienisch: Wie man an den Früchten merkt, wie der Baum gepflegt wird, also merkt man an der Rede, wie das Herz bestellt ist.

si dimostra la coltura dell' albero: casi dal ràgionamento si conosce quel ch'abbia in cuore l'uomo, und diese blonde, schlecht gepflegte Fürstin weiß jetzt ohne Zweifel, wie es mit dem Herzen des jagdliebenden Herzogs steht."

Wenn auch der Herr Graf Scottus aus Piacenza vielleicht hier und da nicht stets die Wege der Wahrheit wandelte, hier, und in Bezug auf das, was er über die Männer sagte, ist Nichts wahrer als sein Ausspruch. Leider!

Er versank wieder einige Minuten in Nachdenken, und murmelte dann: „Nun, wir werden ja sehen, was uns die treue Käthe berichtet."

Sorgfältig brachte er dann die Briefe in die Ordnung, wie er sie von Menestratus erhalten hatte, umschlang sie mit dem rosenfarbigen Bande, und trat dann zu dem stets noch schlafenden Zwerge, welcher, als er ihn rüttelte, zwar die Augen aufschlug, aber keine Miene machte, sich zu erheben.

Scottus hob ihn auf, trug ihn an den Tisch und stellte ihn auf denselben, indem er ihn schüttelte, um ihn zu ermuntern, dann gab er ihm das Päckchen Briefe, indem er sagte:

„Hier sind Eure einfältigen Briefe, ich habe das Gekritzel kaum lesen können. Steckt sie ein!"

Menestratus befolgte gähnend den erhaltenen Befehl.

„Kriecht morgen wieder in Euer Mausloch, und bringt die Papiere dahin, wo Ihr sie gefunden", fuhr Scottus fort, „habt Ihr mich verstanden?"

Der Zwerg nickte bejahend, ohne indessen ein Wort zu sprechen, und als jetzt Scottus sagte:

„Findet Ihr den Weg nach Eurer Kammer?“ zog er eine weinerliche Miene, und schüttelte, stets schweigend, das Haupt.

Einige Augenblicke schien sich Scottus zu besinnen, dann nahm er ihn auf den Arm, verließ mit seiner nicht sehr schweren Bürde die Stube, und trug den Kleinen mit leichtem, geräuschlosem Schritte nach seiner Kammer, woselbst er ihn auf sein Lager legte, und dann, unbemerkt wie er gegangen war, wieder in seine Stube zurückkehrte.

Es hatte den Anschein, als könne er im Dunkeln gleich einer Katze sehen, und als verstände er es, so unhörbar und leise wie diese Thiere zu gehen, zuverlässig aber kannte er alle Gänge, Treppen und Winkel des Schlosses so genau, als habe er schon viele Jahre dort gelebt.

Trotzdem aber zog er es stets vor, seine Freunde auf seiner Stube zu empfangen, statt sie zu besuchen, und ebenso besorgte er die Geschäfte seines Berufes, seine magischen Operationen und manchfache andere Sachen, war es immer möglich, mit Vorliebe in seinen vier Pfählen.

In recht glänzendes Licht wird durch diesen Charakterzug die Gemüthlichkeit unseres Scottus gestellt, denn selbst abgesehen von den Gelehrten und Hausfrauen, welchen es stets am behaglichsten in ihrer engsten Heimath, im Kreise ihres stillen und friedlichen Wirkens, finden wir auch in der

lieben Thierwelt ganz ähnliche Beispiele, und berühmte Löwenjäger erzählen, daß der Löwe in seiner Höhle nicht selten merkwürdige Züge von Gutmüthigkeit und Gastlichkeit blicken lasse.

In Folge solcher Züge fand sich, einige Tage nach dem Besuche des Hofzwerges, unsere alte Bekannte, die Hofjungfer Käthe Schönknechtin, bei Scottus ein.

Es war in den ersten Stunden der Nacht, die Dunkelheit hatte ihren wohlthätigen Schleier über Schloß und Stadt gebreitet, die hellbrennenden Kerzen aber im Gemache Scottus ließen erkennen, daß Käthe in den drei Jahren, in welchen wir sie nicht mehr sahen, durchaus nicht häßlich geworden war.

Vielleicht ein wenig runder, ein wenig voller, menschenfreundlich aber setzt man sich über dergleichen hinweg.

Auch an Heiterkeit und Aufgewecktheit des Benehmens hatte die gute Käthe Nichts verloren, und Scottus, wie er eben ein gemüthlicher und gutherziger älterer Herr war, ging bereitwillig auf den heiteren Ton ein, welchen sie angeschlagen hatte.

Es war also so ziemlich wie jenes Mal im Dacherker bei der Hofnätherin Elsbeth, auch der süße, spanische Wein fehlte nicht, nur war vielleicht die Unterhaltung schon weiter gediehen, als bis auf jenem Punkt, in welchem wir jenes Mal Kraft und Käthe verließen.

Das sind aber alte Geschichten, von welchen wir nicht mehr sprechen wollen.

Sehen wir, wie sich gegenwärtig die Beiden unterhielten.

„Euer Conradus von Vitzthum", sagte Scottus scherzend, „ist ein hübscher Mann, und ein höchst artiger Cavalier, nur möchte ich wissen — —"

Käthe ließ ihn nicht aussprechen:

„Schwatzt doch nicht immer von Vitzthum", rief sie halb schmollend, halb scherzend, „den habe ich zehn Mal eher gekannt, ehe man hier am Hofe nur Euren Namen nannte. Thut mir aber die Liebe und sprecht kein ungewaschenes Zeug mit ihm! Er ist so eigen, und ich möchte um Alles in der Welt nicht mit ihm brechen!"

„Da es keinem Zweifel unterworfen ist", entgegnete Scottus mit großem Ernste, „daß er Euch heirathen wird, so begreift Ihr wohl, daß ich alle meine Worte auf die Goldwage legen werde. Was sollte ich ihm aber auch sagen?"

Käthe sah ihn mit weitgeöffneten Augen an.

Heirathen!

Es giebt, modern zu sprechen, kein Wort, was eine „größere Tragweite" hätte als dieses, unverheiratheten Frauen gegenüber wenigstens.

Heirathen! sie hatte wahrscheinlich selbst, bezüglich Vitzthums wenigstens, nie daran gedacht.

„Glaubt Ihr wirklich, daß er das thun wird?" sagte sie dann.

„Ich bin es überzeugt", erwiderte Scottus so ernsthaft wie zuvor, „und was ich in der Sache thun kann, soll geschehen, verlaßt Euch darauf."

Käthe hatte indessen keine Zeit, ihm zu danken, oder überhaupt Etwas zu erwidern, denn Scottus sagte jetzt in dem leichten, scherzenden Tone wie vorher:

„Wie steht Ihr denn zur Zeit mit dem jungen Kemmeter? Ich hörte da ein Vögelein singen!“

Die Schönknecht beugte sich nieder, naschte ein paar Bröselein vom Honigfladen, der neben dem Weine stand, und sagte dann:

„Ich habe ein halbes Jahr lang keine Sylbe mit ihm gesprochen, das kann ich beschwören.“

Wenn man heirathen will, muß man seinen guten Ruf zu schonen wissen, Scottus aber räusperte sich, und blickte, den Kopf etwas nach rückwärts biegend, nach der Decke.

Er mochte aber nun Zweifel in ihre Worte setzen, oder ihr glauben, sein Examen setzte er hartnäckig fort.

„Der sparsame Junker Ulrich und sein treuer Schildknappe, der Wehringer, sind, oder waren wenigstens, Euch doch einmal in's Herz gewachsen, die werdet Ihr nicht verleugnen.“

„Die!“ rief die Schönknechtin verächtlich, „die? Da ist der Herr so einfältig wie der Knecht, wer mit denen zwei anbindet, ist geschlagen genug, das versichere ich Euch!“

Ein Stück Wahrheit lag in ihren Worten, das ließ sich nicht leugnen, und Scottus erwiderte:

„Nun, von vergangenen Dingen soll man das Beste reden. Ihr habt aber eine ausgebreitete Be-

kanntschaft hier am Hofe, und da läuft freilich Mancherlei mit unter."

Es erhellte aber aus dem ganzen Gespräche, daß Scottus, für die kurze Zeit seines Aufenthaltes in der Ehrenburg, auffällig gut unterrichtet war. Als vorsichtiger Mann aber mußte ihm freilich daran liegen, das Feld, auf welchem er arbeiten wollte, vorher genau kennen zu lernen, und wir werden sogleich eine Probe sehen, wie er dergleichen Kenntnisse sich zu erwerben wußte.

Halb ernsthaft, halb im Scherze, hatte er Käthe noch mit manchen ihrer „Bekannten" aufgezogen, und Käthe hatte geleugnet, wie Mädchen eben dergleichen zu leugnen pflegen, plötzlich aber sagte er:

„Nun das mag Alles sein, wie es will, so viel ist aber doch sicher, daß Ihr hier am Hofe ein lustig und ungebunden Leben führet, was mich aber Wunder nimmt, ist, daß Eure Frau Herzogin da ein, oder wohl auch beide Augen zudrückt, während sie selbst ein Leben wie eine Nonne führt."

„Ach Gott", entgegnete Käthe, „„ein Leben wie eine Nonne führt!"" Es ist mir ja recht, was geht das mich an, ich bin nur die Hofjungfer, und was mich nicht brennt, das blas' ich nicht, und das Maul will ich mir auch nicht verbrennen, aber es ist noch lange nicht alles Gold, was glänzt, ich sage aber Nichts, ich meine nur."

„Freilich", erwiderte Scottus, „und über die Frau Herzogin Anna wird wohl auch Niemand Etwas sagen können!"

„Natürlich nicht!“ versetzte Käthe schnippisch, „gar die Kammermägde und Hofjungfern müssen das Maul halten!“

„Nun“, sagte Scottus leichthin, „Lügen erzählt man sich in der ganzen Welt, und über hohe Herrschaften bringt man am liebsten dergleichen auf, man muß eben nicht Alles glauben, was die Ehehalten über ihre Herrschaft erzählen.“

„Aber wenn es andere hohe Herrschaften selbst sagen, wie ist's nachher?“ rief Käthe.

„Das ist aber bei Euch sicher nicht vorgekommen.“

„Ach! ich weiß, was ich weiß!“

Scottus lächelte ungläubig, und sagte dann in gutmüthigem Tone:

„Ach Gott, ihr Weibsleute müßt immer ein wenig Hader und Zank haben. In der Kuchel wird's ausgekocht, in der Magdkammer fein gesponnen, die Kammermagd wickelt's auf Spulen, die Hofjungfer webt ein Tüchlein d'raus, und bis da die Sache zur Herrschaft kommt, ist ein gar artiges Gespinnst von Lug und Trug daraus geworden.“

„Ich web' kein Tüchlein aus Lug und Trug“, sagte die Schönknecht ärgerlich, und sich abwendend von Scottus.

Dieser aber faßte sie um die Hüfte, raubte der sich Sträubenden einen Kuß und sagte schmeichelnd:

„Sei gut, Herzchen, Dich hab' ich nicht gemeint, aber ich denke nur, das, was man den Herrschaften in die Schuhe schiebt, geht häufig von den Ehehalten aus.“

„Oh“, rief die Schönknecht, „die Frau Kurfürstin von Sachsen ist kein Ehehalte.“

Scottus lehnte sich, höchlich verwundert scheinend, zurück:

„Was Teufel! Wie hat das gelautet?“

„Die Frau Kurfürstin von Sachsen, hat's gelautet“, erwiderte Käthe mit Beziehung, „und Ihr mögt das nun glauben oder nicht, aber ich hab' das Schreiben selbst gelesen, in dem sie unsere Frau Herzogin gar arg reprimandirt, und ihr, in gar stechlicher Art und Weis, Alles sagt was kratzt und beißt.“

„Soll das möglich sein?“

„Und an unserem Hofe“, fuhr Käthe eifrig fort, „hat's Spektakel, Streit und Unmuß genug gegeben, als das Schreiben ankam, Herzogliche Gnaden selbst legte sich darein, und dann die von Dresden! Da gab es Geschichten! Aber was geht's mich an? Ich bin still wie ein Mäuslein, und sage kein Wort!“

Sie hatte freilich schon manches Wort gesprochen, jetzt aber schwieg sie wirklich, und auch Scottus verstummte und schien nachdenklich und verwundert über das, was er vernommen.

Endlich aber sagte er:

„Es ist kaum glaublich, und man kann sich in Dergleichen oft ungemein täuschen, aber sagtet Ihr nicht, daß Ihr selbst jenen Brief gelesen?“

Die Schönknechtin nickte bejahend, sprach aber Nichts.

Sie schien entschlossen, sich auf keine weiteren Mittheilungen einzulassen.

„Aber wie ist es möglich, daß Ihr zu einem so wichtigen Schreiben gekommen seid“, fuhr Scottus fort, „Dergleichen läßt man doch nicht offen liegen?“

Käthe lächelte, wie es schien, wider Willen.

„Alle Welt sprach jenesmal davon“, sagte sie dann ausweichend.

„Aber selbst gelesen, selbst gelesen“, rief Scottus, „wie kommt Ihr dazu?“

„Nun“, sagte Käthe endlich lächelnd, „da wir uns gut sind, werdet Ihr mich nicht verrathen. Unsere Herzogin hat den Brief freilich nicht liegen lassen, aber ihre Schlüsseltasche läßt sie bisweilen liegen. Habt Ihr begriffen?“

„Vollkommen“, erwiderte Scottus wieder in Nachsinnen versunken, und starr vor sich hinblickend.

Dann sagte er plötzlich:

„Herzige Käthe, Ihr müßt mir den Brief schaffen — —“

„Um alle Welt nicht“, rief Käthe heftig, „um alle Welt nicht, das gäbe eine schöne Geschichte, käme das auf.“

„Mißversteht mich nicht“, sagte Scottus gutmüthig, „ich will ihn nur lesen, dann könnt Ihr ihn wieder haben. Aber bedenkt, ich bin hier fremd, und möchte mich einige Zeit am Hofe aufhalten. In welche Verlegenheit könnte ich da kommen, wenn ich die Verhältnisse nicht wenigstens oberflächlich kennen würde? Meine Absicht ist engelrein, das

schwöre ich Euch, aber ich möchte den Boden kennen, auf dem ich stehe."

„Den kennt Ihr mehr als genug", versetzte die Schönknechtin ironisch.

Scottus schien das nicht zu hören, aber er sann offenbar nach, wie er den vielen Verlegenheiten ausweichen könnte, die ihm begegnen könnten, käme er nicht in den Besitz jenes Briefes, und sinnend stützte er den Kopf mit seiner Hand.

Bei dieser Bewegung schob sich der Aermel seines Sammetmantels zurück, und ein Goldkettlein ward sichtbar, in vielfachen Windungen geschlungen um sein feines, weißes Handgelenke.

Dieses Goldkettlein, kaum dicker als ein starker Zwirnsfaden, war von veneter Arbeit, welche heute noch ebenso geschätzt und theuer bezahlt wird, wie jenes Mal, und während Scottus sinnend mit den Fingern durch sein lockiges Haar fuhr, blitzte und funkelte es wunderbar bei jeder Drehung des Handgelenkes.

Auch die Blicke der Schönknechtin funkelten eigenthümlich, als sie das zierliche Geschmeide erblickte, und mechanisch streckte sie die Hand darnach aus:

„Ei! was habt Ihr da?"

Ohne Zweifel hatte Scottus erst jetzt bemerkt, daß durch das Verschieben des Aermels die Kette sichtbar geworden war, er warf einen nachlässigen Blick auf dieselbe, streckte dann die Hand gegen Käthe aus, um sie einige Augenblicke den Schmuck besehen zu lassen, und verdeckte dann denselben

wieder, indem er den Aermel über das Gelenke zog.

„Schenkt mir das gülden Kettlein!“ sagte jetzt Käthe, keinen Blick von Scottus Hand verwendend.

„Es ist ein Andenken aus der Heimath“, erwiderte dieser.

„Ach was! Ihr habt wohl noch mehrere Andenken!“

„Ein theures, liebes Andenken“, sagte Scottus.

„Bin ich Euch nicht auch theuer und lieb“, versetzte Käthe mit einem schmachtenden Blicke, und die Hand wieder nach der Kette ausstreckend.

Es schien, daß sie gut befestigt war diese Kette, denn er duldete es, daß sie den Aermel zurückschob und an derselben nestelte.

„Macht sie einmal los“, sagte Käthe endlich.

Scottus zog lächelnd die Hand wieder zurück, und sagte Käthe fixirend:

„Hört einmal Käthchen, ich trenne mich schwer von dem Dinge da, aber, wenn Ihr Euch gut aufführt, so sollt Ihr es dennoch haben.“

Die Schönknecht warf einen unverschämten, verschämten Blick nach ihm, und erwiderte:

„Habe ich mich denn heute nicht schon gut aufgeführt?“

„Hört Käthchen“, versetzte Scottus, mehr mit dem Wesen eines Kaufmanns, als eines Cavaliers, „in meinem Vaterlande bezahlt man die Elle einer solchen Kette mit 6 bis 8 Dukaten, und dies hier sind wohl mehr als ein halbes Dutzend Ellen. Ihr

wißt ganz genau, was ich haben will. Besinnt Euch, seht zu!"

Die Schönknecht seufzte tief auf:

„Ich will sehen", sagte sie endlich.

Es war ein feiner Brautschmuck, wenn Conrad von Vitzthum sie heirathen würde, und auch ohne das nicht zu verachten.

Nicht lange darauf nahm sie zärtlichen Abschied von Scottus, und als sie die Stube verlassen hatte, sagte dieser zu sich selbst:

„Seit zwei Jahren fast höre ich von diesem Briefe flüstern. Ich muß, und werde ihn bekommen, und wären gleich die des einfältigen Zwergs wohlfeiler, so glaube ich doch nicht, daß ich diesen zu theuer bezahlen werde."

Fünftes Capitel.

Ein Liebesnetz hab' ich um dich gesponnen,
Zerreiß' es, wenn Du kannst.
Wallenstein.

Fast eine Woche war verflossen, ohne daß Käthe sich bei Scottus blicken ließ, nach Verlauf dieser Zeit stattete sie ihm indessen wieder einen Besuch ab, der, wie gewöhnlich versüßt war durch spanischen Wein, Marzapan oder Kraftbrod, Honigflädlein, Latwergen, eingemachten Früchten: als Johannis-Träubeln, Weichseln, allerhand Pflaumen und ander Obst, durch Liebe und allerlei ander Confect von gar lieblichem und anmuthigem Geschmack.

Gewürzt war diese Zusammenkunft durch mancherlei boshafte und mißliebige Bemerkungen, welche die getreue Hofjungfer zu dem Briefe der Kurfürstin Sophie machte, dessen sie endlich habhaft geworden war, und den Scottus in ihrem Beisein flüchtig abschrieb, und ihn dann zurückgab, damit sie ihn wieder an Ort und Stelle bringen konnte.

Was das „gülden Kettlein" betrifft, so war es vom Handgelenke Scottus in die Tasche der Schön-

knecht gewandert, und obgleich es nicht ganz die Länge hatte, welche Scottus vermuthete, so betrug sein Werth doch unbedingt mehr als dreißig Silberlinge.

Die Herzogin Anna konnte sich also nicht beklagen zu gering geschätzt worden zu sein.

Wir theilen indessen das verhängnißvolle Schreiben und seine ersten Folgen mit, ohne das Gespräch des gelehrten Italieners und der treuen deutschen Zofe wörtlich anzuführen.

Der Brief der Kurfürstin Sophia von Sachsen, Schwägerin der Herzogin Anna, war im Jahre 1590 geschrieben worden, und lautete, mit Auslassung zweier Stellen, buchstäblich folgendermaßen:

„Liebe Schwester! ich kan Dir nicht fürhalten, wie das ich in Erfahrung bin kommen, das Du ein solch unhöflich undt unforstlich Wesen solt treiben, die einer erlichen Forsten nicht geziemen. Denn Du Dich ofte solt ferkleiden in Bergers Kleidern und solt so nüber Hof zum Gunker losen und solt so leichtfertig Dienk dreiben, das nur Schande ist, das Ich michs schame zu schreiben, ge in Dein eigen Gewiesen, so wirst Du wohl wiesen, wie es ist, und will Dich noch dismal zum Ueberfloß verwarnt haben, das Du solch leichtfertige Hirrse sachen abegest, oder Du solt das wiesen, wen ichs wieder fon Dir erfarre, so solt Du das wiesn, das Ich dir die Brike niemmermer nicht mer wil for Dir niedertretten, sondern ich will die erste sein, die Deine forvetern sein sol gegen meinen Hern, deinen

Bruder; und verwarne dich durch Gottes ere willen und Deiner selln seliekeit willen, das du solche sachen abestehst oder du solt wol sehn, wie dirs gehn sol das sich jeder mennigklich daran spigeln soll, du darfst nicht gedenken, weil niement son hiehin bei dir ist, das deine tick ihn verschweigen sein, — —

und so du dich nicht wirst biekeren, so hast nicht (nur) hie zeitlichen Spott und Strafe, sondern dort auch die ewige Strafe, denn du weist, das unser Herre Krists, der Mund der Warheit, spricht: kein Horrern noch ebrecherin solle das reich Gottes ererben. Du wilt jemmer Kiender haben, unser Hergott möcht dir se wol gebn weil du ein solch gotloß Leben fürfirst. — —

und wen ich wiesen solte, das daufgeret, das ich dir geschickt hatte, das solche lose Kinder darein gedeft solte werden, so schicks mir er wieder, denn Ich gedenk dir nicht zu lassen, du magest sehn, wo du sonst was kriegst, und so du dich an der Warnung kerst, so mieste mirs go Leit sein, das ich ein Wort oder einen Bukstaf davunne ferloren hatte.

Deine getreige und ungetreige Schwester
weil ich Lebe und du dich darnach helst
Sophie Curfürstin zu Sachsen."

Wir glauben, aus dem Stand der Sache zu jener Zeit den Schluß ziehen zu dürfen, daß die Herzogin Anna diese Vorwürfe nicht verdiente, daß höchstens der Schein gegen sie war, und ältere Schriftsteller sind ganz der gleichen Meinung.

Was die Höchstseelige Kurfürstin Sophia betrifft, so scheint sie ein wenig aufregbar und bösartig gewesen zu sein, kaum aber unterliegt es einem Zweifel, daß allerlei Gewäsche und Hetzereien sie zu solchem rauhen und unartigen Schreiben bewogen.

Diese Sünde aber wollen wir der unglücklichen Käthe Schönknecht nicht in die Schuhe schieben, da unter einem Hofstaate von 168 Personen, auch andere böse Mäuler sich in erklecklicher Anzahl werden auftreiben lassen.

Die Herzogin Anna indessen scheint ihrer Schwägerin Nichts schuldig geblieben zu sein, und ihr Antwortschreiben an dieselbe muß derb genug gewesen sein, denn unter den 16. April 1590 schrieb ihr der Kurfürst, ihr Bruder, und gab seinen Unwillen darüber zu erkennen,

„daß sie auf seiner Gemahlin, ganz wohlgemeinte und gutherzige (!) Erinnerung, mit so stachelichen, unbescheidenen und unziemlichen Reden geantwortet, und daß die Kurfürstin ihr Schreiben nicht aus eigenem Vorwitze und boshaftem Gemüthe, sondern vielmehr auf sein, des Kurfürsten Geheiß und Befehl in guter Wohlmeinung abgefaßt habe."

Ohnmaßgeblich glauben wir, daß es besser gewesen wäre, wenn der Kurfürst selbst an seine Schwester geschrieben hätte, und hegen ein wenig Zweifel, ob er wirklich seiner Gemahlin befohlen, in der Art zu schreiben, wie sie es that.

Aber wir können auf die Gefahr des Ueberschlagens oder „Streichens" hin dennoch nicht unter-

lassen, Fragmente nach eines Briefes der Herzogin Anna an den Kurfürsten zu geben, eines sehr höflich abgefaßten Schreibens, in dem Anna ebenfalls ihre Zweifel darüber ausspricht, daß ihr Bruder „also" zu schreiben befohlen habe, sagt daß sie verläumdet worden sei, und bittet ihr die Verläumder zu nennen.

„— — Soll aber das Schreiben, so Ew. L. Gemahlin ahn mich gelangen lassen, nicht aus einen fürwitzigen und boshaftigen Gemüthe, sondern auf Ew. L. Geheiß wohlmeinendt geschehen sein, das gebe Ew. L. ich, als dem Verständigen, selbsten zu erachten, ob ich nicht auf ein so heftig Schreiben wohl Ursache gehabt, mich gegen Ew. L. Gemahlin anderst zu verantworten, — —

Wie ich denn noch nicht glauben kann, daß Ew. L. derselben Gemahlin, mir also zu schreiben befohlen. —

Da ich nun auf das schmeheliche an mich ausgegangene Schreiben ungebürlich geantwortet, das gib Ew. L. ich, als meinem herzlieben Bruder, selbsten zu erkennen; da ich unrecht gethan, laß ich Ew. L. richter sein. — —

Das ich aber bey Ew. L. durch falsche Zungen eingelappet, muß ich Gott befehlen, und der Hoffnung leben, das solche Leuthe zu Schanden, ich aber eine ehrliche Herzogin zu Saxen leben und sterben will, wie denn Ew. L. mir Persohnen, Ihren selbst freundlichen erbieten noch, namhaft machen werden. Da ich mich nicht verantworten kann, sollen Ew. L.

mich vor dieselbige halten, als ich in Schreiben ausgerufen — —

Datum Coburg 27. April 1590.

Anna/H. zu. S."

Im Uebrigen theilte die Herzogin Anna ihrem Gemahl das ehrenrührige Schreiben ihrer Schwägerin mit, und jetzt geschah, was bei andern Leuten auch statt findet: die beiden Männer geriethen an einander.

Im obenerwähnten, fragmentarischen Brief des Kurfürsten zu Sachsen vom 16. April verlangte derselbe von seiner Schwester Anna den ersten, unziemlichen Brief seiner Gemahlin an Anna zurück, diese aber behielt das Original, und sendet blos eine Abschrift.

Beides, die Mittheilung an ihren Gemahl, und das Zurückbehalten des Originalbriefes, spricht sicher nicht zu Ungunsten Annas, der Kurfürst Christian zu Sachsen verlangte indessen wiederholt und drohend von seiner Schwester den ominösen Brief, und jetzt legte sich Herzog Casimir ins Spiel.

Er schrieb an den Kurfürsten, äußerte sein Befremden über die gegen seine Gemahlin erhobenen Beschuldigungen und verlangte, daß die Personen ihm genannt würden, welche so „böse Gerüchte" über dieselbe ausgestreut hätten.

Der Kurfürst verweigerte das, und verlangte wiederholt, am 30. Mai 1590, den Originalbrief zurück, worauf ihm Casimir nochmals eine Abschrift sendete, und wie früher die Namen der Verläumder

verlangte, mit der Versicherung, „daß er keineswegs gemeint sei, davon einigen Gebrauch zu machen.“

Das that indessen der Kurfürst Christian nicht, sondern bestand hartnäckig auf Auslieferung des Schreibens der Kurfürstin, und das zwar, wie es scheint, mit ziemlich heftigen Worten, indem er sagt:

„Wenn es unterbleiben sollte, so mögen Euer Liebden und Ihre Gemahlin solch' Schreiben behalten, und es sieden oder braten, und es bei Ihr verderben lassen.“

Ein weiteres Schreiben Herzog Casimirs ward vom Kurfürsten nicht beantwortet, es scheint der Briefwechsel zwischen beiden fürstlichen Personen hörte auf, und Kurfürst Christian starb im folgenden Jahre. —

Nachdem Käthe Scottus diese Verhältnisse mit mehrfachen Zusätzen und Bemerkungen mitgetheilt, und sich endlich wieder entfernt hatte, überdachte sich Scottus die Lage der Sache.

Wie wir wissen, hatte er bereits an anderen Orten Deutschlands von dem Schreiben, und den durch dasselbe hervorgerufenen Mißverhältnissen, sprechen hören, indessen, wie natürlich, mit manchfachen Entstellungen, nun aber hatte er den wahren Stand der Dinge erfahren.

Seine Gedanken nun waren etwa die folgenden:

„Die Herzogin Anna fühlt sich durch die stete Abwesenheit ihres Gatten vernachlässigt, und hat, das ist wohl möglich, irgend ein leichtsinniges und unüberlegtes Wort fallen lassen, welches die Miß-

gunst aufgehoben, und sofort nach Dresden gesendet, ohne Zweifel mit liebenswürdigen Zusätzen.

„Ich glaube, daß diese Sendung durch eine von Dresden mit hierher gebrachte Person geschah, zu schlimmen Deutungen konnte übrigens der fast krankhafte, und bei jeder Gelegenheit ausgesprochene Wunsch dieser jungen Frau, ein Kind zu haben, leicht Gelegenheit bieten.

„Das Benehmen derselben aber läßt glauben, daß sie zur Zeit in Wirklichkeit sich noch keiner leichtsinnigen Handlung schuldig gemacht. Zur Zeit! Aber was nicht ist, mag wohl noch werden, besonders unter solchen Umständen.

„Der Brief der Kurfürstin Sophia ist allzu derb, ja zu grob, selbst für eine Deutsche, und für ein böses Weib überhaupt.

„Eine Italienerin hätte vielleicht doppelt so boshaft, aber nicht halb so unhöflich geschrieben. Jegliche Landschaft hat eben ihre guten, und eben so ihre schlimmen Seiten.

„Die beiden Männer sind gegen ihren Willen in diesen Handel verwickelt worden.

„Innerlich ärgerte sich der Kurfürst über das Schreiben seiner Frau, nahm sie aber dennoch in Schutz, der Herzog dagegen, der bisher mit keiner Sylbe an ein tadelswürdiges Benehmen seiner Gemahlin dachte, that dies ernstlich.

„Aber der Same des Mißtrauens ist nun einmal in sein Herz gestreut, und wird keimen, früher oder später.“

Scottus versank hierauf in ein dumpfes Brüten und Nachsinnen, was er aber ersann, wissen wir nicht, da wir ihn aber bis jetzt allenthalben segensreich wirken sahen, so ist es kaum in Zweifel zu ziehen, daß seine Pläne die edelsten, und vor Allem: die uneigennützigsten. —

Wie wunderbar erhebt und kräftigt eine reizende Fernsicht das Menschenherz.

Und wohl lag der Sinn für landschaftliche Schönheit von je in der Brust des Menschen. Unbewußt vielleicht, dennoch aber gefühlt, fehlten gleichwohl die Worte, dieses Gefühl auszudrücken, und vielleicht selbst der Wunsch, oder das Bedürfniß dies zu thun.

Man baute zuverlässig nicht stets allein aus strategischen Gründen auf Berge und Felsen, und die Mönche, welche zur Errichtung ihrer Klöster, ging es nur einigermaßen an, mit Vorliebe hoch gelegene Punkte wählten, thaten das wohl auch nicht deshalb, um dem Himmel schon auf Erden einige hundert Fuß näher zu sein.

Wir sagten soeben: „Unbewußt, aber gefühlt," und Scottus, welchen wir in der Gesellschaft der Herzogin Anna jetzt auf einer Bastei der Veste zu Coburg finden, suchte diese Gefühle in der Brust seiner Begleiterin zu wecken, und ihm Worte zu verleihen, und die wundervolle Fernsicht, welche sich dort bietet, gab ihm hiezu reichlichen Stoff.

Es war ein herrlicher klarer Morgen, und Scottus machte die Herzogin zuerst aufmerksam auf die nähere

Umgebung, auf die am Fuße des Berges liegende Stadt, welche, scharf und deutlich ausgesprochen, in den Strahlen der Morgensonne glänzte, dann auf die nächsten bewaldeten Berge, auf Dörfer, die zwischen den Waldrevieren schüchtern hervorblickten, und endlich auf die Buchenleite, den Berg, aus welchem der Gößles-Brunnen entspringt, der das Schloß Calenberg mit Wasser versorgt.

Mit besonderem Interesse schien die Herzogin nach dem Schlosse zu blicken, dessen Mauern herüber glänzten, und welches erst in diesem Jahre, durch den Tod des Lehensträgers Hans von Streitberg, ihrem Gemahl zurückgefallen war.

Sie hatte, nach Art der Kinder eine besondere Freude daran, in der Ferne irgend einen Punkt zu finden, der ihr genau bekannt war, und Scottus, eingehend auf ihre Gedanken, zeigte ihr die Klöster, welche nach der Richtung des weinerzeugenden Frankens hin, in der Ferne zu sehen waren.

Dann aber sprach er von der landschaftlichen Schönheit überhaupt, von dem feinen Dufte, der die erste Ferne bedingt, und endlich von der fernsten Ferne, die in diesem Dufte verschwimmt, sich auflöst, und in welcher das Reich der Phantasie beginnt.

Aber Scottus bedurfte der Phantasie nicht um jene nebelgrauen Fernen zu bevölkern.

Er kannte die fernsten, mit Duft umwobenen Waldrücken und alle kaum sichtbaren Bergesgipfel.

Er bezeichnete den Thüringer Wald, und erzählte

artige Sagen, die er dort aus dem Munde des Landvolkes gehört.

Dann zeigte er der lauschenden Fürstin die höchste Spitze des Kreuzberges, und sprach vom Glaubenshelden Bonifacius, der aus fernem Land in die deutschen Gauen gezogen, die alten Heidengötter erschlagen, und das Christus-Zeichen aufgerichtet auf der höchsten Spitze jenes Berges, furchtlos, unerschrocken, treu, und deshalb riesig in seinen Erfolgen, und wunderbar.

Spätere Wunder, unglaubliche fast und ungeheuerliche, doch aber behauptet von der Sage, wußte er zu berichten von den zwei Gleichbergen. Die Mähr vom edlen Grafen von Gleichen, der in einem Bette friedlich geschlafen mit zwei Frauen, ein schweres Kunststück, so manchem wackern Mann kaum gelingt mit einer einzigen.

Die Herzogin wollte das auch nicht recht glauben, Scottus aber sagte ernsthaft:

„Durchlauchtigste Frau, die Liebe und die Dankbarkeit ermöglichten solches.

„Die türkische Frau verliebte sich in den gefangenen Grafen, sie verhalf ihm aus Liebe zur Freiheit, seinem Herzenswunsche, und aus Dankbarkeit nahm er sie mit sich in sein schönes, aber kaltes Vaterland.

„Die deutsche Frau aber, die ihren Mann zärtlich liebte, und täglich auf seine Heimkehr wartete, vertrug sich mit der Türkin aus Dankbarkeit, weil

sie ihr ihren geliebten Grafen wieder zurückgeführt, und aus Liebe zu diesem.

„So verpflichtete ein erfüllter Herzenswunsch zu Liebe und Dankbarkeit.“

Aber er ließ der Fürstin nicht Zeit zum weiteren Nachdenken, sondern zeigte ihr, nach einer andern Seite hin deutend, die nebelgrauen Kuppen des Fichtelgebirges.

Er sprach von den Schätzen, die dort, geborgen in den Tiefen der Erde, der Berggeist bewacht, und von dem Golde, das die wilden und ungestümen Bergwasser in die Schlüchten und Spalten der Felsen geführt. Kluge Leute aus seinem Vaterlande, besonders aus Venetia, sagte er, seien von Zeit zu Zeit suchen gegangen in jenen Thälern, und reiche Funde seien manchen von ihnen zu Theil geworden*).

„In jenen Bergen,“ setzte er lächelnd hinzu, „habe ich die zwanzig Reiter gedungen, und von dort ist die vergoldete Kutsche, mit welcher ich in Prag einzog, und von welcher man so vieles Wesen machte.“

Und wenn wir Scottus hier richtig verstehen, so ist wirklich jener Luxus erklärt, den er in Prag entwickelte, und gleichzeitig eine Periode in seinem Leben ausgefüllt, in welchem er bisher unseren Augen unsichtbar war.

---

*) Es wird, und das mit vieler Wahrscheinlichkeit, behauptet, daß nicht selten Italiener, erfahrene und geschickte Leute, im Fichtelgebirge nach Waschgold gesucht, und reiche Beute heimgebracht in ihr Vaterland.

Erstaunt aber, und mit ersichtlichem Vergnügen, lauschte die Herzogin den Worten des vielgereisten und erfahrenen Mannes, der so begeistert von der Schönheit der Gegend sprach, und scheinbar so unbefangen und bescheiden seiner eigenen Fahrten erwähnte, dabei aber doch diese in treffliches Licht zu setzen wußte.

Dann zeigte sie nach einem fernen Waldreviere, und sagte seufzend:

„Ach dorten weilt jetzt mein lieber Herr, ich wollt', daß ich bei ihm wäre.“

Nie vorher hatte sie die Aussicht von der Coburger Veste aus mit solchen Augen angesehen wie heute, und kaum je hörte sie Scottus so gewandt und mit solchem Wohlgefallen sprechen, als eben wieder heute. Das Revier aber, in dem Herr Casimir Hirsche und Eber jagte, ließ sie alles Andere rasch wieder vergessen.

Die Teufeleien von 1590 hatten die Sehnsucht von 1586 nicht verschwinden lassen.

„Nun,“ erwiderte Scottus, „der Herr Herzog werden wohl heute Abend, oder doch spätestens morgen wieder zurückkehren?“

Sehr wahrscheinlich wußte er, daß dies nicht der Fall sein würde, aber eben so wahrscheinlich wollte er jetzt das Gespräche auf andere Dinge leiten.

Die Herzogin sagte auch wirklich ziemlich hastig:

„Heute Abend? Morgen? Ei du lieber Gott, nein! Wohl acht Tage bleibt er dort in der Gegend, dann geht's zum Scheibenschießen, wohin, das weiß

ich nicht einmal, und dann wiederum in den Neukirchner Forst zur Jagd, das Gott erbarm!"

Scottus zog bedauernd die Schulter:

„Ich wollte der Frau Herzogin wohl einen Rath geben."

„Welchen, welchen, was für einen Rath?"

„Viele edle Frauen theilen das Jagdvergnügen ihrer Herrn. Thut desgleichen, Frau Herzogin, gewinnt es über Euch, und zieht mit Eurem Herrn hinaus in die Forsten."

„Ach," sagte die Herzogin in fast ärgerlichem Tone, „das habe ich längst schon über mich gewonnen. Im ersten Jahre schon hab' ich ihn begleiten wollen. Aber er will's nicht haben. Er sagt: die Frau gehört in's Haus, der Mann in den Wald. Ich aber sage: Er gehört hin, wo die Frau ist, oder die zu ihm!"

Scottus machte abermals eine halb bedauernde halb zustimmende Bewegung, aber Anna fuhr mit einer gewissen Aufregung weiter zu sprechen fort:

„Wie viel Nächte hab' ich schon schlaflos durchweint, und zum lieben Herrgott gebetet, daß er das Anders machen solle! Aber es hilft Alles nicht.

„Ach, wenn ich sehe, wie die andern Eheleut' mit einander leben, und immer beisammen sein, das drückt mir schier das Herz ab, daß ich so allein sein soll, und mein Herr die Wildschwein und Hirschen lieber hat als mich, und mich so gar gering ästimirt.

„Wann ich sehe, wie die geringen Bürgersleut am Sonntag zusammen auf die Flur spazieren, und

ihre Kindlein springen voran und hinterher, wohlleibig und dickköpfig, ach, verzeih' mir Gott die Sünd, der bittre Neid ist da oft genug über mich kommen, und zu tausendmalen hab' ich da gewünscht, lieber eine Bürgersfrau zu sein, die bei ihrem Herrn sein kann, und ihn gerne haben darf, als die Herzogin zu Sachsen, die allein sein muß, Tag und Nacht.

„Oh, hätt' ich nur ein Kindlein das ich herzen und küssen könnte, aber da ist — —"

Sie stockte, und brach in Thränen aus.

Die Naivität, mit welcher die Herzogin Anna einen Theil ihrer Wünsche äußerte, darf man ihr kaum verargen. Man sagte zu jener Zeit wohl noch andere Dinge, ohne Sitte und Anstand zu verletzen, und sprach nicht, als ob man Hühneraugen auf der Zunge habe.

Wohl aber ist zu jeder Zeit zu tadeln, wenn eine Frau, hoch oder gering, bei einem andern Mann klagt über den ihrigen.

Halb gewonnen Spiel hat da schon der böse Feind. Bei jedem Worte verbittert sich da mehr ihr eigen Herz, der Unmuth läßt sie sprechen Dinge, die wohl auch nicht der Wahrheit gemäß, und die sie dann aber selbst glaubt, und der Fremde, dem sie klagt, und anklagt, nun, dieser Fremde wird wohl mit der Zeit ein gar gut Bekannter, salva venia: ein Hausfreund.

Besser ist es schon, wenn solch' eine arme, gedrückte Frau ihr Herz ausschüttet gegen bekannte Frauen, Nachbarinnen und Freundinnen. Sie macht da wenigstens andere glücklich, denn jede, der sie ihr

Unglück anvertraut, gönnt ihr es ganz von Herzen, um Gotteswillen, und mit Freudigkeit.

Aber, wenn das auch nicht recht, wem soll denn eine Frau das Unrecht klagen, so ihr geschieht?

Antwort: Dem lieben oder unlieben Manne selbst. Bei jeder Gelegenheit, täglich, immer, und sie hat wenigstens da Einen, dem sie auch das Leben rechtschaffen verbittert, weil's beim Hausfreunde und den Freundinnen, über der Straße, nicht anschlägt.

Leider konnte aber die Herzogin Anna das nicht thun, da ihr Mann im Neukirchner Forste auf der Jagd, und an unbekannten Orten, zum Scheibenschießen war, und so mag es vielleicht theilweise zu entschuldigen sein, daß sie sich Scottus anvertraute.

Dieser sah die Herzogin, als sie sich weinend selbst unterbrochen hatte, einige Augenblicke durchdringend mit seinen dunklen Augen an, dann blickte er sinnend und nachdenklich vor sich hin, und endlich sagte er:

„Euer Wunsch, Frau Herzogin, ist verzeihlich, und vielleicht — — kann er erfüllt werden. Aber ich muß ein Horoscop stellen, und die Sterne befragen, und was ich thun kann, soll geschehen."

„Ach, wenn Ihr das thun wolltet," rief Anna leidenschaftlich, „ewig, ewig wollte ich Euch danken. Und gewiß könnt Ihr, denn ich habe Wunderdinge von Euch gehört.

„Daß Ihr so steinalt seid, wie der dumme Zwerg erzählt hat, glaube ich freilich nicht," setzte sie lächelnd hinzu, „aber Ihr seid ein großer Zauberer,

Ihr leset in den Sternen, beschwört Geister, Ihr könnt Gold machen, und errathet die Gedanken Anderer.“

Scottus blickte sie bei diesen Worten starr und durchdringend an, als wollte er das so eben genannte Kunststück ins Werk setzen. Aber sie hielt seinen Blick tapfer und ohne Erröthen aus.

Er hatte sich ohne Zweifel verrechnet, und faßte jetzt mit dem Daumen und dem Zeigefinger ihre Hand, die er auf die bescheidenste Weise von der Welt küßte, und führte sie hierauf, ihre Hand stets mit den Fingerspitzen haltend, in den Fürstenbau, welcher, hatte er auch, durch die im Jahre 1547 erfolgte Verlegung der Residenz in die Ehrenburg, einigermaßen an Glanz verloren, doch noch mehrfache prunkvoll ausgestattete, herzogliche Gemache enthielt.

Und während sie so neben einander dahin schritten, und die Herzogin ohne Zweifel an den derben Jungen dachte, welchen sie vielleicht schon in Jahresfrist herzen und küssen könnte, sagte Scottus zu sich selbst:

„Die Käthe hat Wort gehalten, und was der Knirps, der Menestratus unter die Leute gebracht hat, ist auch nicht vom Uebel. Sehen wir weiter.“

Fünftes Capitel.

Es geht ein finsterer Geist durch unser Haus.
Die Piccolomini.

Es ist eine kleine, aber gemüthliche Stube in der Ehrenburg, in welcher wir Kraft und Jutta wiederfinden, Jutta, welche ein hübsches schlankes Mädchen von neunzehn bis zwanzig Jahren, und gleichzeitig der Liebling der Herzogin Anna geworden war, die sie, bereits seit mehreren Jahren, in ihren Dienst genommen hatte.

Es sah behaglich aus in dem kleinen Gemache, welches Jutta's Wohnung war, und die braune dunkle Holzvertäfelung, so wie die schweren, die Decke bildenden, ebenfalls dunkeln Balken, machten durchaus keinen ungemüthlichen Eindruck.

Schon die Ordnung, welche allenthalben herrschte, wirkte wohlthätig auf den Beschauer ein, und wenn vielleicht auch nicht durch diese eben das Frauengemach verrathen wurde, so geschah dies doch durch die Blumen, welche auf dem mit einem grünen Teppiche bedeckten Tische standen, durch Nähzeug, welches auf einem kleineren Tische lag, und endlich

durch einen Stickrahmen mit einer begonnenen Stickerei.

Die beiden jungen Leute saßen neben einander auf einer niedern, mit Schnitzwerk versehenen Holzbank, aber vor ihnen standen nicht die Leckereien und der Wein, welche wir im Dacherker der Hofnätherin, und in Scottus Stube aufgestellt sahen, und obgleich Kraft Jutta's Hand in der seinen hielt, und beide vortreffliche Liebesleute waren, so herrschte doch hier unbedingt ein anderer Geist, als bei den früheren Zusammenkünften, welche wir belauschten.

Der Geist des Einverständnisses, der Liebe, aber ohne buhlerische Künste, und ohne Verrätherei.

Einen Gegensatz zu dem stillen Frieden in Jutta's Stube bildete das Wetter draußen.

Es war Spätsommer, aber der Herbst schien bereits sein Regiment angetreten zu haben, und stoßweise flog die Windsbraut heulend über die Stadt.

Kraft stand jetzt auf, öffnete ein Fenster und blickte hinaus.

Ueber den durch die Mondsichel nur schwach erhellten Nachthimmel flogen eilend die Wolken, in sonderbaren, phantastischen Formen, Drachen und anderen ungeheuerlichen Thieren ähnlich, bald wieder riesigen, gespenstigen Reitern, wechselnd in Form und Farbe, bald den Mond scheinbar jagend und verfolgend, bald wieder vor ihm fliehend.

Bisweilen rüttelte der Sturmwind an den kleinen, runden, in Blei gefaßten Scheiben, als wolle er gewaltsam in die Stube dringen, und dann ächzten

jammernd die Wetterfahnen auf den hohen Dächern der Ehrenburg, und die von den Kirchthürmen der Stadt gaben ihnen klagend Antwort. Dann plötzlich verstummte der Sturm auf wenige Augenblicke und nur droben am Himmel jagten sich hastig die Wolken in zweifelhafter Helle, und gaben Zeugniß, daß der Sturm sich nicht gelegt, und wohl bald wieder sich nieder stürzen würde auf die Erde.

In einer solchen Pause zog von der Ferne ein sonderbarer Ton herein in die Stadt.

Waren es die Töne eines Hüfthornes, waren es Klagelaute, Schrei des Schmerzes, der wilden Wuth?

War es Alles das zusammen?

Auch Jutta hatte, obgleich sie sich entfernt vom Fenster befand, diese Töne gehört, und trat jetzt an dasselbe:

„Horch! Was ist das für grausiges Schreien?“

Es wiederholte sich in deisem Augenblicke noch lauter als vorher, und Jutta sah Kraft fragend und mit erschrockener Miene an.

Dieser schloß das Fenster, als wolle er den Tönen den Eingang verwehren, und indem er Jutta wieder zu ihrem Sitze führte, sagte er:

„Malchus ruft! Es ist nicht gut, das allzuoft zu hören, und doch ist es nun schon zum Zweitenmale, das mir das begegnet.“

„Was ist das,“ fragte Jutta, „wer ist Malchus, und was bedeuten die grausigen Laute?“

„Unheil bedeuten sie,“ erwiderte Kraft, „es ist ein grauenhafter, entsetzlicher Spuk, ich hörte in

einer ähnlichen Sturmesnacht wie die heutige, im Jahre 1590, genau wie so eben den Malchus rufen, und damals erzählte man mir die Geschichte.

„Erzähle sie mir wieder,“ sagte Jutta, „mir graut jetzt schon, und doch möchte ich wissen, was das zu bedeuten hat.“

Und während jetzt draußen der Sturm mit verdoppelter Wuth wiederkehrte, gewaltsam an den Scheiben rüttelte und die festen Mauern der Ehrenburg zu erzittern schienen, erzählte Kraft Folgendes:*)

„Vor vielen, vielen Jahren hauste droben auf der Veste ein Graf, Hermann geheißen, ein gar wackerer Herr, streitbar und mächtig, freilich jäh im Zorne, wie das wohl in Manchem steckt, wiederum aber leicht versöhnlich, was zu loben.

„Ein Ding aber konnte er nicht vergessen.

„Man hatte ihm seinen Vater erschlagen, das grimmte ihn gewaltig, aber des Mörders konnte er nicht habhaft werden, der stand im Schutze des Bischofs zu Bamberg, der ihn, als seinen Lehnsmann, nicht herausgab.

„Da gab es eine arge Fehde, aber der Graf gewann, und zwölf Gefangene wurden auf die Veste gebracht, und vorläufig im Hofe stehen gelassen, da man nicht wußte, was des Grafen Wille.

„Fast all' war das aber jung Blut, leichtsinnig und sich kaum was Schlimmes versehend, da sie in ehrlicher Fehde gestritten. So trieben sie Scherz

---

*) Coburger Sage.

und Gelächter, und ließen sich nicht stören, als der Burgpfaff über den Hof schritt, und sie ob ihrer Fröhlichkeit gar scheel ansah.

„Der aber that einen Fehltritt, stolperte über seine Kutten, und fiel auf den Burgtreppen, die er eben hinan schritt, gar jämmerlich zur Erden.

„Drob lachte nun das junge gefangene Volk noch ärger als zuvor, weil er so stolz einhergeschritten, und jetzt also zu Fall gekommen.

„Fein war nun freilich die Kurzweil nicht, so die von Bamberg getrieben, denn für Einen, der gefangen, ziemt sich derlei immerhin nicht. Noch weniger fein war's, den Pfaffen ob seines Falles zu höhnen, gar schlimm aber war's, was der gethan, doch das kommt später.

„Hat aber die Lust und das Jubiliren bald eine Endschaft gehabt, denn der Graf, der eben auch über den Hof ging, schalt sie ob ihrer Unziemlichkeit, und wie er so bei ihnen stehen blieb, erkannte er unter ihnen den Mörder seines Vaters, der freilich am wenigsten Lärmen gemacht haben wird, und sich hinter den andern verkrochen, aus gutem Grund.

„Dem Grafen Hermann aber stieg da gar heftig das Blut in die Stirne, allesammt ließ er sie in den Thurm werfen, und beschloß sie sämmtlich enthaupten zu lassen.

„Seine Gräfin aber, Beate geheißen, und gar milde, fromm und gottesfürchtig, that ihrem Herrn Einsprache, wie er sollt' in Gottesnamen selbigen Mörder um einen Kopf kürzer machen lassen, das

wär' nun einmal doch nicht anders, den elf anderen aber möge er ihr junges Leben lassen.

„Weil aber des Grafen Hermann Zorn schon fast vorüber, so beschloß er zu thun nach seiner Frauen Wort, wollte aber ihr, und den jungen Gesellen, noch Furcht machen, und ließ den alten Thürmer Martin kommen.

„Dem befahl er für die Nacht nur so oft in's Horn zu stoßen, als er ihm ein Geldstück senden werde, dem Henker aber befahl er, so oft er einen Hornstoß hören werde, einen der Gefangenen zu richten, mit dem Mörder seines Vaters aber den Anfang zu machen.

„Das hörte die Gräfin, die dabei stand, machte einen Plan, und der Burgpfaff, der vor der Thüre lauschte, hörte es auch und machte auch einen Plan.

„Mit gar guten und liebreichen Worten besprach Frau Beate den Martin, daß er nur einmal in sein Horn stoßen solle für diese Nacht, dann sein Lämplein brennen lassen, und sich zu ihr begeben, sie stünd' für Alles, wollt' ihn fein verstecken, daß ihn keiner nicht finden sollt, und auch ihr Herr sollt ihm nicht ankommen, den, sagte sie, wolle sie schon wiederum gut machen, der alte Martin aber versprach zu thun nach ihrem Wort.

„Als bei Einbruch der Nacht der Graf heim ritt in die Veste, bat ihn Frau Beate nochmals um das Leben der Gefangenen, er aber weigerte sich anfangs zum Schein, zeigte ihr aber dann ein einzig' Goldstück, das wolle er senden und nicht mehr, gab's

auch später einem Knecht, der es auf den Thurm brachte, und bald darauf ertönte ein Hornstoß, und das Haupt des Mörders fiel.

„Martin der Thürmer aber hielt sein Wort, und schlich sich hinunter in sein Versteck, als es aber zwölfe schlug, erscholl vom Thurme ein Hornstoß.

„Unmöglich war's, und doch war's so, und bald erklang ein Hornruf nach dem andern.

„Freilich hat da Frau Beate ein arg Lamento aufgeschlagen, und auch der Thürmer jammert, und schwört, er hab' den Thurm verschlossen, aber all' dies half nicht mehr, und jeder Hornruf kostete ein Leben.

„Graf Hermann aber erwachte von dem Jammern und dem Tuten auf dem Thurme, und als ihm die Gräfin und der Martin gestehen, wie sie's angefangen um das junge Blut zu retten, was aber jetzo, wohl durch des Teufels List, dennoch sterben müßte, so nimmt er dem Martin die Schlüssel und rennt zum Thurm, und trieb droben auch der lebendige Gott sei bei uns sein Wesen.

„Der trieb's aber nicht, wohl aber ein Anderer.

„Denn als der Graf eben zur Thurmstuben kommt, da tönt das Horn zum zwölften mal, drunten aber fällt das letzte Haupt, die Thurmstuben aber steht offen, und am Geländer steht der Burgpfaff Malchus, und sieht hinab, und freut sich, wie ihm sein Werk so wohl gelungen, denn er war's, der getutet hat, daß die sterben sollten, die ihn verhöhnt hätten am Morgen.

„Graf Hermann aber faßt' ihn und warf ihn, nach gewaltigem Ringen, über die Brüstung hinab in die Tiefe. Der entsetzliche Todesschrei aber den der Pfaff ausstieß, als ihn der Graf über das Geländer schleuderte, klingt heute noch wieder da droben, denn der Mönch spukt dort, und in schlimmen Sturmesnächten hört man, zwischen dem Toben des Sturmes, seinen Weheruf, da sagt man dann: „Malchus ruft."

„Das ist schrecklich," sagte Jutta, als Kraft geendet, und wider Willen horchte sie dann, ob sich der gespenstige Schrei nicht nochmals vernehmen lasse, aber sie hörte Nichts mehr, und nur der Sturm tobte draußen wie zuvor.

„Und wie erging es denn nachher dem Grafen Hermann?" fragte sie nach einer kleinen Weile.

„Nicht gut," versetzte Kraft. „Er hatte Unglück allenthalten, unterlag in allen Fehden, und die Väter der hingerichteten jungen Leute schädigten ihn hart. Wohl am Liebsten, was er hatte, denn seine zwei Söhne fielen im Kampfe, und sein Geschlecht erlosch. das war ein schlimmes Tuten droben auf dem Thurme, und heute noch soll es nichts Gutes bedeuten."

Er schwieg nachdenklich, und auch Jutta saß schweigend neben ihm, endlich aber sagte sie:

„Ach Kraft, Du weißt gar nicht, wie traurig ich manchmal bin, und wie unheimlich mir zu Muthe."

Kraft sah sie forschend an:

„Weshalb Jutta?"

„Ach Gott, ich weiß nicht recht, wie ich's sagen soll, aber — —" sie stockte.

„Sprich Kind, was hast Du auf dem Herzen?"

„Der Signor," sagte Jutta zögernd, „der italienische Graf — — es kommt mir vor, als wenn Etwas nicht in der Ordnung wäre."

„Oh," versetzte Kraft lächelnd, „mit dem ist freilich vielerlei nicht so recht in der Ordnung, aber er ist eben ein ganz besonderer Mensch, und nicht wie andere Leute."

„Ich meine nicht so," sagte Jutta, „daß man allerlei, fast unglaubliche Dinge von ihm erzählt weiß ich wohl, aber — die Frau Herzogin — —"

„Nun, was hat die Frau Herzogin mit ihm zu schaffen?"

„Er mit ihr, und nur zu viel," erwiderte Jutta, „er drängt sich an sie, wo er nur kann. Macht sie einen Spaziergang, mit einer Kammerfrau oder einem Fräulein, so begegnet er ihr, reitet sie irgend wohin, zum Beispiel auf die Veste, oder auch weiter, so ist er stets schon dort, oder findet sich später ein, und auch auf ihre Stube kommt er, als habe er das Recht dazu. Das will mir nicht gefallen, sie aber, ich weiß, Kraft, daß Du schweigen wirst, sie aber scheint Gefallen daran zu finden."

„Er unterhält sich eben mit ihr," versetzte Kraft, „weil unser Herr Herzog fast stets auf Jagden, oder sonst auswärts beschäftigt."

„Ja, das ist es eben," sagte Jutta seufzend, „und ich wollte er wäre mehr zu Hause."

„Oh lieber Gott, Du wirst doch nicht glauben!“ erwiderte Kraft lächelnd, „so eine schöne, junge und hochgestellte Frau, und der Herr Herzog, so ein schöner Mann. Der Signor ist ja wohl älter als alle Beide zusammen.“

„Das thut Nichts!“ versetzte Jutta mit großer Naivetät, und mit noch größerer Wahrheit. Es thut wirklich Nichts! Auch der Geist, ein gutes Herz, und andere unbedeutende Dinge, ja selbst körperliche Vorzüge, wiegen häufig nicht schwer auf der Waagschale der Liebe, und häßliche Alte, so wie ebenfalls häßliche, und ein wenig stark einfältige Jünglinge, haben nicht selten, auf einige Zeit wenigstens, Glück.

Wir bezeichnen das als eine weise und ausgleichende Einrichtung der gütigen Mutter Natur, haben aber triftige Gründe, nicht weiter von derselben zu sprechen, sondern kehren zu unsern beiden jungen und liebeswürdigen Liebesleuten zurück.

Freilich hatte aus Jutta ein gewisser weiblicher Instinkt gesprochen, Kraft aber schien wenig Werth auf ihre angedeuteten Befürchtungen zu legen, er ermahnte sie, von denselben gegen andere zu schweigen, und sprach dann von Scottus, und von den Gerüchten, welche von ihm im Umlaufe waren.

So erzählte man sich unter den Dienstleuten in der Ehrenburg, daß Scottus zum wenigsten drei- oder vierhundert Jahre alt, und früher, im dreizehnten Jahrhundert, ein Liebling Kaiser Friedrich II und dessen Hofastrolog gewesen sei.

Kraft, der das nicht recht begriff, fragte seinen Herrn, und dieser gab ihm folgende Auskunft:*)

Es hatte allerdings im dreizehnten Jahrhundert ein berühmter Mathematiker und Astrologe gelebt, der von Friedrich II sehr hochgeschätzt wurde, und diesem Kaiser alle seine Bücher zueignete.

Er nannte sich Michael Scott, und trieb nebenher Zauberei, eine unschädliche Sorte aber, wie es schien, und mehr zur Aufheiterung seiner Mitmenschen, als um ihnen zu schaden.

So lud er eine große Anzahl von Menschen zu Gast, ohne indessen das Mindeste richten zu lassen, hatten sich aber die Gäste eingefunden, so zwang er seine Geister, die vortrefflichsten Speisen aus aller Herren Länder herbei zu schaffen, und sagte dann zu den Geladenen: „Dies ist aus der Küche des Königs von Frankreich, dies aus der des Königs von Spanien, und dieses kömmt aus England.“ Als aber später die Gäste sich von der Tafel erhoben, waren sie so hungrig als vorher. Nebenher gesagt ein Kunststück, welches manche Speisewirthe, auch in späteren Zeiten, noch ziemlich gut verstehen.

Er errieth ferner die Gedanken Anderer, sagte die Art seines Todes, und den Ort vorher, an welchem Kaiser Friedrich II sterben würde, was bei ihm

*) Ausführliche Notiz über diesen M. Scott findet man in: Herrn Peter Baylen's historischem und kritischem Wörterbuche, nach der neuesten Auflage von 1740 ins Deutsche übersetzt von Johann Christoph Gottscheden. Leipzig 1744, Bernhard Christoph Breitkopf. Theil IV, p. 186.

selbst richtig eintraf, bei dem Kaiser aber nur durch eine Zweideutigkeit des Namens, Florenz und Florenzola, erklärt werden konnte.

Als Kraft dies von seinem Herrn erfahren hatte, war er erstaunt, denn Scottus hatte auf ganz ähnliche Art*) den fünf Hofnarren des Herzogs eine Gasterei gegeben, und ebenso bereits mehrere Proben abgelegt, daß er die Gedanken Anderer errathen könne.

Als er Ulrich von Lichtenstein befragte, ob das wohl möglich sei, gab dieser zur Antwort:

„Wenn er ein Zauberer ist, so ist es möglich, denn diese Leute sind zu allen Zeiten steinalt geworden, und es ist nichts Besonderes, daß er unseren unverschämten Hofnarren ein Kunststück vormacht, auf welches er sich schon vor dreihundert Jahren eingeübt hat. Was das Errathen der Gedanken betrifft, so glaube ich kaum, daß er die meinigen errathen wird. Daß er aber Gold machen kann, haben wir beide gesehen.“

Daß Lichtenstein auf die Hofnarren nicht besonders gut zu sprechen war, kam davon her, daß er sich bei der, vor drei Jahren stattgefundenen Verminderung des Hofstaats, alle Mühe gegeben hatte, die Zahl derselben zu vermindern, der Herzog aber nicht

---

*) Bei dem bereits mehrmals angezogenen J. H. Lochner, findet sich Jahr 7. 1743 p. 283, von unserem Scottus dieses Kunststück und das des Gedanken-Errathens ebenfalls angeführt.

bewogen werden konnte, nur einen einzigen derselben zu entfernen, die Narren aber, seit jener Zeit, ihm bei jeder Gelegenheit irgend einen Possen zu spielen suchten.

Das war bekannt am Hofe, und Jutta sprach davon auch nicht weiter, dagegen sagte sie verwundert:

„Gold machen kann er, und Ihr Beide habt es gesehen? Du auch, und davon hast Du mir kein Wörtchen gesagt?"

„Kind," erwiderte Kraft, „im Herrendienst taugt das Plaudern nicht, und es ist mir das vorhin auch nur gegen meinen Willen entwischt, aber da ich weiß, daß Du schweigen kannst, so will ich Dir die Geschichte erzählen."

Die Sache verhielt sich aber also:

Unbedingt hatte Herzog Casimir, bei der Ankunft Scottus, große Hoffnungen auf dessen Kunst gesetzt. Daß das Geld rar war bei Hofe, wußte alle Welt, und mehrfache Versuche, solches beizuschaffen, ergaben keine genügenden Resultate, so zum Beispiel das Suchen nach Waschgold in Steinhaide.

Die Gerüchte aber, welche, zuverlässig auf seine Veranlassung hin, dem Italiener vorausgegangen waren, ließen keinen Zweifel, daß er, der große Gelehrte und Magus, denn beides war nicht selten, auch noch zu jener Zeit, gleich bedeutend, auch ein Adept, und im Besitze des Steines der Weisen sei.

Einzelne, scheinbar ohne Absicht hingeworfene Worte und vertrauliche Mittheilungen an verschie-

dene Personen machten dies fast zur Gewißheit, und Nichts war einfacher, als daß Herzog Casimir die Geschicklichkeit seines Gastes in Anspruch zu nehmen suchte.

Indessen ließ er sich nicht herbei, diese Geschicklichkeit selbst zu prüfen, oder Augenzeuge derselben zu sein.

Wie in Königsberg der Doctor Pistorius den Auftrag erhalten hatte, dem Experimente des Scottus beizuwohnen, so erhielt in Coburg Lichtenstein den gleichen Befehl, um nachher dem Herzoge Bericht abzustatten.

Es mag sein, daß Casimir, so wie er keine Zeit fand seiner Gemahlin die gewünschte Aufmerksamkeiten zu bezeigen, auch hier das edle Waidwerk unterhaltender fand, als die Versuche in Scottus Laboratorium, es ist aber fast glaublicher, daß er dem Auge und der Kenntniß Lichtensteins mehr vertraute, als seiner eigenen.

Bei vielen Versuchen, welche auf Befehl von Fürsten durch Alchymisten angestellt wurden, fand übrigens ganz das Gleiche statt, und das wohl aus dem so eben angegebenen, letzten Grunde.

Lichtenstein aber, betraut mit dem Auftrage, nahm Kraft mit sich, theils weil vier Augen schärfer als zwei sehen, noch mehr aber aus dem Grunde, weil er Vertrauen in die Geschicklichkeit seines Dieners setzte, und auf die Künste, welche dieser vom alten Kurt erlernt hatte.

Scottus zeigte den Beiden dieselben Kunststücke,

welche er in Königsberg v. Rappen und Pistorius gezeigt hatte, die sogenannte Reinigung des Bleies, welcher wir dort gedachten, und endlich die Verwandlung der einen Hälfte eines eisernen Nagels in Gold.

Lichtenstein war außer sich vor Verwunderung, und namentlich flößte ihm das Stück mit dem Nagel hohe Achtung vor den Kenntnissen des Adepten ein, und er nahm keinen Anstand ihm dies zu sagen.

Kraft schwieg während des Experimentes, und in Scottus Anwesenheit, aus Bescheidenheit, als er aber später mit seinem Herrn allein war, äußerte er Zweifel.

„Freilich steckte der Nagel in der Wand," sagte er, „und der Signor nahm ihn wie ganz zufällig von dort. Aber, man kann Gold an Eisen löthen. Wahrscheinlich hat der Signor Scottus das gethan, hat dann die Goldspitze und den übrigen Nagel gleichmäßig mit einer Auflösung von Eisenrost überzogen, und ihn dann in das Aetzwasser getaucht, dessen wir Waffenschmiede uns ebenfalls bedienen, und welches den Rost und selbst das Eisen auflöst.*)

„Habt Ihr nicht gesehen, mit welcher Sorgfalt er den Nagel in das Glas mit der Flüssigkeit tauchte,

---

*) Es ist dies ein Kunststück, eine Täuschung, welcher sich in der That die Alchymisten bedienten, um die Zuschauer zu täuschen, und sehr wahrscheinlich war an dem Eisenstab, dessen Scottus sich in Königsberg bediente, um das geschmolzene Blei zu rühren, ebenfalls Gold an das Eisen gelöthet, welches sich dann, im Schmelzen, mit dem schon schmelzenden Blei legirte.

um nicht auch an das Eisenstück zu kommen, und auch dieses blank zu machen?“

„Aber,“ versetzte Lichtenstein, „als er den Nagel in zwei Stücke hieb und beide abfeilte, machte er doch wenig Umstände?“

„Das that er,“ sagte Kraft, „angeblich um den reinen Glanz des Goldes und Eisens zu zeigen, in der That aber, um die Löthstellen unsichtbar zu machen und zu entfernen.“

Lichtenstein erwiderte Nichts weiter auf diese Zweifel seines Dieners, indessen befahl er ihm, seine Bedenken gegen Andere zu verschweigen, was Kraft bisher auch getreulich gethan.

Was Lichtenstein dem Herzoge Casimir berichtet, wissen wir nicht, es scheint indessen aüs geschichtlichen Notizen hervorzugehn, daß von Goldmachen nur wenig mehr die Rede, daß aber deshalb Scottus dennoch längere Zeit beim Herzoge in großem Ansehen stand.

Unsere beiden Liebenden unterhielten sich noch einige Zeit eben über diese Gunst, welcher sich Scottus am Hofe erfreute, dazwischen aber von ihren eigenen Wünschen und Hoffnungen, aber während Kraft vertrauensvoll in die Zukunft sah, schien Jutta von trüben Ahnungen erfüllt.

Der junge Mann baute fest auf das Versprechen Lichtensteins, der ihm versprochen hatte zu seiner Vereinigung mit Jutta behülflich zu sein, diese aber, obgleich ihr die Herzogin das gleiche Versprechen

gegeben hatte, hegte Befürchtungen und Zweifel, welche ihr Kraft nicht vollständig ausreden konnte.

Als er später Jutta verließ um sich nach seiner Kammer zu begeben, huschte die Schönknecht an ihm vorüber, und als sie ihn erkannte, blieb sie stehen und sagte spöttisch:

„Oh, mein schöner Ungetreuer, auch auf Liebespfaden? Nun ich verzeihe Euch, leben und leben lassen! Aber haltet reinen Mund, versteht Ihr mich? Und gesehen haben wir uns heute auch nicht!“

Kraft nickte und legte, zum Zeichen des Einverständnisses, den Finger auf seinen Mund, als sie aber sich wieder fortgeschlichen hatte, sagte er zu sich selbst:

„Ich möchte wissen, ob sie beim Vitzthum war, oder zum Signor geht, denn sie hat's mit beiden, und taugt den Teufel nicht!“

Zu Scottus ging sie indessen, für heute wenigstens, wohl schwerlich, denn als Kraft an der Stube vorüber ging, in welcher sich gewöhnlich die Hofnarren des Herzogs aufzuhalten pflegten, wenn sie nicht um diesen sein mußten, oder überhaupt Dienst hatten, hörte er innen lautes Sprechen und Gelächter, und erkannte deutlich dazwischen die Stimme des Italieners.

Er war also auch heute wieder in ihrer Gesellschaft, denn Herzog Casimir war auf der Jagd, und da wir nicht recht an die Hunger-Gasterei glauben, welche Scottus den Narren gegeben haben sollte, sondern dieses Gerücht für ein absichtlich ausgestreu-

tes halten, so vermuthen wir, daß er auf Kosten des Herzogs mit ihnen zecht.

Allzuschlimm darf man ihm dies indessen nicht deuten.

Viele dieser Narren waren häufig verständiger, als sogenannte Vernünftige, geachtet und geliebt von ihren Fürsten, denen sie auf Reisen und im Krieg oft die wesentlichsten Dienste leisteten.

So wurde der bekannte sächsische Hofnarr Claus, in der Erbtheilung von den erbenden Fürsten, da ihn Jeder gern haben wollte, für 80,000 Thaler angeschlagen, und man sagte von ihm, daß „die Hochweisen und Verständigsten bei ihm in die Schule geführt werden könnten."*)

Kunz von der Rosen aber, der Hofnarr Maximilians I, war als Vertrauter und Freund dieses Kaisers anzusehen, und war sein steter Begleiter. Er hatte nicht allein die vortrefflichsten Einfälle, sondern ertheilte seinem Herrn auch höchst verständige Rathschläge, bewies bei vielen Gelegenheiten persönlichen Muth, und versuchte den Kaiser, durch klug ausersonnene Listen, und mit großer Gefahr seines eigenen Lebens, zweimal im Jahre 1488 aus der Gefangenschaft der Niederländer zu erretten.

Daß Unziemlichkeiten bei den Scherzen der Hofnarren häufig mit unterliefen, lag in der Sitte der Zeit, und auch andere Leute machten nicht selten dazumal verzweifelt gröbliche Scherze.

---

*) C. Dieterich Cocnion, in Eccl. T. II, p. 867.

Ebenso wenig kann ihnen die ihnen vorgeschriebene Tracht zur Last gelegt werden.

Sie hatten glatt geschorene Köpfe, die mit der hinten an das Kleid befestigten Narrenkappe bedeckt waren. An beiden Seiten dieser Kappe standen zwei lange, oben mit Schellen besetzte Eselsohren, und in der Mitte befand sich der rothe Hahnenkamm. Das Oberkleid endigte in mit Schellen besetzte Zipfel, welche auch, häufig wenigstens, an den Halskrausen, Aermeln und am Gürtel befestigt waren, und eben so als Knöpfe dienten.

Den Narren schrieben ihre Herrn diese Tracht vor, die Mode befiehlt unseren Damen auf der Stirne handgroße Läppchen zu tragen, welche man Hüte nennt, und im Nacken riesige, widerliche Beutel hängen zu haben, angefüllt mit fremden Haaren, Werg und allerlei Unrath, von welchen keine lebende Seele glaubt, daß sie wirkliches, angewachsenes Haar.

Es bleibt sich aber so ziemlich gleich, auf wessen Befehl man einen verrückten Anzug trägt, und kommen wir daher wieder auf die eigentlichen, also benannten, Narren zurück.

Unter den Hofnarren des Herzogs Casimir war Wolf Ferber, wir wollen nicht sagen der größte, sondern der angesehenste. Er war zugleich sogenannter Pritschenmeister, also eine Art von Obernarr, und mit Respekt zu melden, Schriftsteller, der die vom Herzoge gehaltenen Scheibenschießen in Versen beschrieb, so das zu Dresden 1610 und jenes zu Coburg 1614.

Treten wir aber in die Stube ein, in welcher Scottus sich mit den Narren unterhielt, und werfen wir einen flüchtigen Blick auf diese Unterhaltung.

Wolf Ferber hatte für diesen Abend eine Art von Academie improvisirt, und den übrigen vier Narren Namen beigelegt, welche die Fächer, oder Liebhabereien bezeichnen sollten, die sie zu vertreten hatten. Diese Namen waren folgende:

Urigus, der Liebesnarr.
Manducus, der Freßnarr.
Philargyrus, der Geldnarr.
Politicus, der staatskluge Narr.

„Wir fangen mit dem einfältigsten an," sagte Ferber, „beginne, Urigus."

„Du fängst mit mir an," erwiderte Urigus, „weil meine Sach' der Anfang aller Ding' ist. Denn ohne Lieb wär' kein lebendig Thier auf Erden, und auch Du nit, o Ferber, hätt' Dein Vater Deine Mutter nit gern gesehen, ob er aber gute Augen gehabt, das weiß ich nit."

„Singe Deinen Spruch," sagte Ferber.

Urigus sang:

„Frau Venus, auf der Erden,
Da ist der Himmel Dein,
Die Meidelein schwarz, braun, weiße,
Das sein die Engelein.
„Was wollt ich darum geben,
Wann ich immer küssen könnt',
Alle Ehre möcht ich meiden,
All' Silber und all' Gold.

„Alles Lob und Preis nit langet,
Zu Dank einem schönen Weib
Leg' ich in Treu' und Minne
Den Arm um ihren Leib."

„Sag an, Urigus," sprach Ferber, „was ist schöner denn ein schönes Weib?"

„Zwei schöne Weiber!"

„Was ist besser als die Lieb?"

„Die Gunst."

„Was besser als die Treu?"

„Die Freiheit!"

„Für einen Narren nicht schlecht gethan," sagte Ferber, „jetzt zu Dir Manducus, der sich nicht schämt, ein Schlecker zu sein."

„Wer hungrig zu Bette geht, ist ein Thor, und ein Thor ist schlimmer denn ein Narr," versetzte Manducus.

„Essen, und zuviel essen, ist zweierlei Ding," entgegnete Ferber, worauf Manducus:

„Des Guten mag nie zu viel geschehen."

„Sing Deinen Spruch."

Manducus sang:

„Hätt' ich das Kaiserthum,
Dazu den Zoll am Rhein,
Und wär Venedig mein,
Es müßt verschlemmet sein,
Weil kein' größer Freund auf Erden ist,
Denn gutes Leben han,
Mir wird nit mehr zu dieser Frist,
Denn Schlemmen um und an.

Steck an die schweinen Braten,
Dazu die Hühner jung,
Darauf wird mir gerathen -
Ein frischer, freier Trunk.
So traget her den kühlen Wein,
Und schenkt uns tapfer ein."

„Und wenn Du Dein' Hab' verschlemmt hast," sprach Ferber, „was dann?"

Manducus fuhr fort:

„Dann laß' ich die Vöglein sorgen
In diesem Winter kalt,
Will mir der Wirth nit borgen,
Meinen Rock geb' ich ihm bald.
Ich bind mein Schwert an die Seiten,
Und mach mich bald davon.
Hab' ich dann nit zu reiten
Zu Fuße muß ich gan.
Ich will mein Gut verprassen,
Will schlemmen früh und spat,
Und will ein sorgen lassen,
Dem es zu Herzen gat."

„Und was hältst Du, Philargyrus, von des Urigus und Manducus Gedanken?" sagte Ferber zu diesem.

„Daß der Gevatter keine dümmern Narren hätt' auftreiben können, denn die zwei."

„Warum?"

„Weil sie das Best' vergessen, ohne das ihre Sach' nit geht."

„Was ist denn das Best?"

„Goldgülden," sagte Philargyrus, „und wiederum

Goldgülden, und Goldgülden fort bis zum jüngsten Tag, und ohne Goldgülden, nit Lieb und Treu, nit Wein und Braten.“

„Wie lautet Dein Sprüchlein?“

Philargyrus sprach:

„Wirb Dir Geld
Mit Lug und Trug,
Halt die Gülden feste,
Gülden hast Du nie genug,
Gülden sind das Beste,
„Borg nit aus,
Nimm nur ein,
Halt die Gülden feste,
Denn um sie ist Alles Dein,
Auf der Welt das Beste.“

Er hielt inne, und sagte dann:

„Wenn Du mir einen Gülden giebst, red' ich weiter.“

Ferber sagte:

„Daß ich ein Narr wäre, und für Dein ungewaschenes Zeug einen Gülden gäbe!“

„So bist Du ein Narr, wie Du's anfängst,“ rief Philargyrus, „denn giebst Du einen, so bist Du ein Narr, da Du es selbst sagst, giebst Du aber keinen, so machst Du es wie ich, Philargyrus, und hältst die Gülden feste!“

„Wenn's doch nicht anders ist,“ versetzte Ferber, „so will ich unter zwei Klemmen die kleinste wählen, und mein Geld fein behalten. Aber jetzt zu Dir, Politicus, was sagst Du?“

„Ich sage gar Nichts, weil ich klüger bin als die Anderen.“

„Aber wenn ich Dich frage?“

„Vielleicht geb' ich dann Antwort.“

„Was thust Du am liebsten?“

„Aufruhr anstiften.“

„Oh,“ rief der Pritschenmeister, „Du eilst ja Deiner Zeit um Jahrhunderte voraus!“

„Das thun alle Narren,“ versetzte Politicus.

„Angenommen, aber wie fängst Du das denn an?“

„Ich werbe Leute, die mir helfen.“

„Nicht übel, also jedenfalls alte, erfahrene Leute?“

„Gerade verkehrt! Junge! Das Alte kostet Geld, die Jugend nur Worte, aber alt wird die wohl auch, und was ich ihr gelehrt hab' als jung, hält sie, als alt, für ihr eigen Sinn' und Witz. Ist dann der frühere jung' Fant in Amt und Würden, so mischt er die Karten zu meinem Nutz.“

„Das erlebst Du aber nit?“

„So erleben's Andere!“

Es flog bei diesen Worten ein gewisser Zug von Großartigkeit über das Antlitz des Narren Politicus, Ferber aber fragte weiter:

„Aber wie machst Du's mit Deinem Herrn?“

„Dem erzähl' ich so oft, daß es keinen Gescheidteren gäbe als ihn, bis er's endlich glaubt, und wiederum glaubt, daß Unzufriedenheit und Widerspenstigkeit im Land das Beste wär', und daß ich das von ihm selbst gelernt hätt'. „„Divide et impera, Euer Gnaden,““ werd' ich sagen, „„da habt

Ihr ein wahr' und wacker' Wort gesprochen, und soll es so gehalten werden, wir wollen schon sorgen."" Hat dann der Her eine Narrethei im Kopf, die ihn feste hält von früh bis in die Nacht, die Land und Leut verdrießt, und ihn nichts Anderes thun und denken läßt, so lob' ich das zumeist.

„„Euer Gnaden,"" sag' ich, „„geht nur heut' wiederum — —"

Scottus zog an seiner Halskrause, wie er das zu Zeiten zu thun pflegte, wenn ihm etwas nicht wohlgefällig.

Denn freilich sah alle Welt, daß das auf die Jagdliebhaberei des Herzogs Casimir gemünzt war, und da Scottus mit Politicus fast am meisten verkehrte, so war ihm nicht genehm, dergleichen in Gegenwart anderer anzuhören.

„Ich glaube, es ist schon späte," sagte er mit einem Blicke auf Ferber, und dieser stimmte ihm bei:

„Freilich, gehen wir zu Bette, und das ist besser, denn wer weiß, ob der eine Narr nicht noch geplaudert hätte, was andere verdrossen."

Sechstes Capitel.

Banquo: „Es wird heut Nacht gewittern."
Zweiter Mörder: „Es schlägt ein."
Macbeth.

So wie das vorige Capitel mit Scottus schloß, so beginnt das gegenwärtige mit demselben.

Indessen finden wir ihn diesmal nicht im Verkehre mit Herzog Casimirs Hofnarren, sondern mit Käthe Shönknecht, seiner Freundin von früher, und das zwar nicht, wie er zu thun liebte, in seinen eigenen vier Pfählen, sondern auf der Stube der Schönknecht, und auch die Zeit war eine etwas ungewöhnliche, nämlich ein Sonntagsmorgen, an welchem sowohl die Herzogin, als fast alle Hofleute in der Schloßkirche dem Gottesdienste beiwohnten.

Das war im Hochsommer, etwa im Juli des Jahres 1593, und wir erfahren vielleicht gesprächsweise hier und da etwas von den Dingen, welche sich in den acht oder neun Monaten auf der Ehrenburg zutrugen, während welcher wir aus Bescheidenheit, oder aus andern Gründen, uns dort nicht umsahen.

Die Hofjungfer der Herzogin schien ein wenig zu maulen.

„Es muß etwas recht wichtiges sein,“ sagte sie pikirt, „was Ihr mir zu sagen habt, weil Ihr so früh schon mich sprechen wolltet, daß ich mich sogar krank stellen mußte, um die Kirche nicht besuchen zu müssen.“

„Mein Gott,“ erwiderte Scottus, indem er sie zärtlich anblickte, „mein Gott, wir kommen in der letzten Zeit so selten zusammen, daß es mich drängte, wieder einmal ungestört ein wenig mit Euch kosen zu können, mein gutes Herzchen!“

„Ei freilich,“ sagte Käthe stets noch in gereiztem Tone: „„„so selten!““ Ihr habt natürlich mehr zu thun, als Euch mit mir abzugeben, das weiß man schon! Und auf Eurer Stube kann's auch nicht sein, das versteht sich, da habt Ihr andere Besuche zu empfangen!“

Sie lachte gezwungen bei diesen Worten, Scottus aber lächelte gutmüthig, und sagte, indem er den Kopf ein wenig zur Seite neigte, und sie freundlich anblickte:

„Kindchen, was sind das für Sachen! Ich weiß wahrhaftig nicht, was Du willst, mein Herzchen.“

Er nannte sie einmal Ihr, dann wieder, wie sich vergessend, Du, was zu Zeiten von Wirkung sein soll, Käthe aber sagte immer noch störrisch:

„Nennt mich nicht immer Kindchen oder Herzchen, Ihr meint es doch nicht aufrichtig!“

„Käthchen, ich glaube gar Du bist eifersüchtig,“

rief Scottus, als sei er höchlich verwundert, Käthe aber erwiderte heftig:

„Eifersüchtig? ich? Das könnte mir auch noch fehlen! Aber gesagt habe ich ihr's doch, da habe ich nicht schweigen können."

„Gesagt! Ei der Tausend! Aber Wem denn, um Gottes Willen?"

„Oh," rief Käthe, „stellt Euch nicht so unschuldig, Ihr wißt auf's Haar, wen ich meine, aber neulich wollte sie sich einmal auf's hohe Roß setzen, und machte mir Vorwürfe meines Conrad wegen, und da nahm ich mir kein Blatt vor den Mund, und — —"

Scottus lächelte spöttisch und sagte sie unterbrechend:

„Euer Conrad? Wer in aller Welt ist denn das?"

„Der Herr Junker Conrad von Vitzthum," versetzte Käthe schnippisch, „aufzuwarten, er, und kein Andrer, der Nämliche, von dem Ihr mir früher einmal sagtet, daß er mich heirathen werde, und Ihr seid auch nicht allein der Hahn im Korbe, denn gerade wegen dem Lichtenstein hab' ichs dick und dünn gesagt, wegen dem Hungerleider, der vor drei Jahren die Leute vom Brod brachte, und dem's der liebe Gott wohl auch noch einmal vergelten wird, ich will hoffen, noch auf dieser Welt."

„Hat sie es denn mit dem Lichtenstein?" fragte Scottus, scheinbar höchlich verwundert.

„Stellt Euch nicht so einfältig," erwiderte die

Schönknecht, „das wißt Ihr wohl besser als Einer, denn Ihr habt ja keine Ruhe gehabt, bis er anging, aber freilich weiß der Teufel, warum Ihr es gethan habt."

„Ich sage Euch das später, aber," setzte Scottus ziemlich prosaisch hinzu: „aber, sagt mir dafür, wie stellt sich denn der Junker an?"

„Dumm," gab Käthe in gleichem Tone zur Antwort, „ungeheuer dumm, Herr Jesus, wenn ich ein Mannsbild wäre — — aber jetzt sagt mir, weshalb Ihr dem Lichtenstein so auffällig Gelegenheit gemacht habt?"

„Sagt Euch Euer Herz Nichts, Käthchen?" sprach Scottus mit Pathos.

Käthe schüttelte verneinend den Kopf:

„Nicht die Spur!"

„Nun wohl, es ist wegen Euch geschehen, theueres Mädchen, wegen Euch die ich liebe, seit meine Augen Euch in diesem Schlosse erblickt, wegen Euch, liebes gutes Käthchen, denn ohne Euch zu leben ist mir unmöglich!"

Halb spöttisch, halb zweifelnd, versetzte Käthe:

„Nun, Ihr habt doch, und besonders in der letzten Zeit, auch ohne mich ganz vergnügt gelebt."

„Ich hab's versucht," sagte Scottus die Augen gen' Himmel aufschlagend, „ich habe mich selbst auf die Probe gestellt, aber, Gott ist mein Zeuge, es ging nicht. Ach wenn Ihr wüßtet, Käthchen!"

„Ich weiß Allerlei," sagte diese trocken.

„Aber Ihr wißt nicht, wie ich gekämpft, gerungen

habe. Käthchen, Ihr müßt mir folgen in mein schönes Vaterland, in welchem ewige Frühlingslüfte wehen, in mein Schloß, welches stolz auf Felsen thront, am Gestade des unendlichen Meeres, und hat sich Euer Blick sattsam ergötzt an der Pracht und Größe des Oceans, so zeigt Euch ein zweiter einen riesigen Garten, angefüllt mit Blumen und Früchten. Das ist Italien, mein Vaterland, wohin ich Euch führen will! Welch ein Leben wollen wir dort führen!

„Haben wir uns satt geherzt und geküßt, erwartet uns eine reich besetzte Tafel, und nach einer erquickenden Siesta, wandelst Du dann an meinem Arme durch die Orangenhaine, die mein Eigenthum sind, und auch das Deine sein werden. Hat sich dann Hesperus niedergesenkt auf die Erde, so werfen wir unsere herrlichen Gewänder ab, und baden unsere Glieder in den dunkelblauen Wogen des Meeres."

„Nä," sagte Käthe, „das mag ich nicht, ich gehe nicht in's Wasser, ich fürchte mich, mag sich jetzt der Herr Hesperus, den ich übrigens gar nicht kenne, niedersenken, wohin er will. Aber was hat all' das mit dem Junker zu thun?"

„Um ihre Aufmerksamkeit von mir ab, und auf einen andern Gegenstand zu lenken."

„Ach," rief Käthe, „da haben wir die Bescheerung! Das habe ich nur hören wollen! Denn, daß Ihr's nur wißt, ich weiß, daß sie auf Eurer Stube war, und daß Ihr ihr genau dasselbe gesagt habt, von wegen Italien, wie mir. Pfui Teufel, zu einem

Mannsbild auf die Stube zu gehen, ich wollte mich schämen!"

Und Käthe hatte ein Recht also zu sprechen, denn Scottus war für diesmal auf der ihrigen. Dieser aber sagte jetzt:

„Und wie habt Ihr die schönen Dinge, die Ihr da vorbringt, erfahren?"

„Nachschleichen, Schlüsselloch!" gab Käthe lakonisch zur Antwort.

Scottus biß sich auf die Lippen, sagte dann aber mit hohem Ernste:

„Ja, sie war bei mir, aber einzig um magischer Operationen halber. Was Ihr zu hören glaubtet, war falsch, die Geister, welche Wache hielten, haben Euch getäuscht, Käthe, und ihr habe ich nur das Horoscop gestellt."

„Das wird ein schönes Horoscop gewesen sein!" rief die Schönknecht spöttisch, Scottus aber umschlang sie, zog sie mit sogenannter sanfter Gewalt an sich, und während er kosend, schmeichelnde Worte sprach, gelang es ihm ihre Bedenken, so ziemlich wenigstens zu verscheuchen.

Was er ihr sagte, mag in der Kürze in Folgendem zusammengefaßt werden.

Er hatte der Herzogin Anna allerdings, auf ihren Wunsch, das Horoscop gestellt, aber wenig erfreuliche Aussichten ergaben sich da, und zur Zeit noch war er beschäftigt durch den Verkehr mit Geistern, diese Zukunft besser zu gestalten.

Zuerst aus diesem Grunde hatte er ihr Lichten-

stein zum näheren Umgange für einige Zeit empfohlen, da ein Theil des Unheils, welches Anna bedrohte, dann auf diesen übergehen, und sie, seinen magischen Schützling, dann weniger betreffen würde.

Dann aber fürchte er, daß im Herzen Annas eine Neigung für ihn, Scottus selbst, entstehen könne, wie solches bei gewissen, magischen und geheimnißvollen Operationen nicht selten der Fall ist.

Er aber, der Käthe liebte, wie nie vorher ein Weib, wollte ihr einzig und allein sein Herz bewahren, und um auch nicht den geringsten Versuchungen ausgesetzt zu sein, beschäftigte er Anna mit dem Junker.

Indessen war für ihn selbst und Käthe für das erste noch Verstellung unumgänglich nothwendig.

Käthe solle deshalb, zum Scheine, den Umgang mit Conrad von Vitzthum noch fortsetzen, im reizenden großen Blumengarten Italia, und in Scottus Armen, würde sie dann diese Jugendthorheit rasch vergessen haben.

Um diese Zeit der Prüfung aber abzukürzen, war demnächst für ihn selbst eine Reise nöthig, wie und warum, und in wie fern magische, wunderbare Verhältnisse mit dieser Reise in Verbindung standen, konnte er Käthe, dem schlichten, einfachen Mädchen unmöglich erklären. Aber wahrscheinlich, ja fast gewiß, war es ihm dann, kehrte er zurück, möglich, Käthe öffentlich und frei, als seine liebe Braut in seine Heimath zu führen.

Vorläufig also: Ruhig, pochend' Herz!

Dringend aber, und als eine Sache, ohne welche

diese Heim- und Liebesfahrt in sein Vaterland geradezu unmöglich, schärfte er ihr folgendes ein:

In den Sternen hatte er gelesen, daß wahrscheinlich, Anna sowohl als Lichtenstein, wegen allerlei „Mißverständnissen,“ oder falschen Gerüchten befragt, vielleicht sogar auf kurze Zeit gefänglich eingezogen würden.

Für diesen Fall übergab er Käthe zwei fest verschlossene Zettel, von welchen einer Anna, der andere dem Junker, so rasch als möglich in die Hände gespielt werden sollten.

„Und hiervon,“ schloß er, „hängt unser aller Glück ab, und auch deßhalb wünsche ich, daß Du Dich vorläufig mit Vitzthum nicht entzweist, da er Dir in dieser Sache behülflich sein kann.“

Oeffentlich heimführen als Braut! Welcher Aerger, welche Galle, welche Mißgunst bei sämmtlichen Weibsleuten in der Ehrenburg!

Das überwog bei dem „einfachen und schlichten Mädchen,“ der Käthe Schönknecht. Schon die entfernte Möglichkeit überwog alle Bedenken, sie schwur seinen Auftrag zu erfüllen, und koste es auch ihren Kopf, und als die Orgeltöne in der Schloßkirche das baldige Ende des Gottesdienstes verkündeten, trennten sich beide im besten Einvernehmen.

Als Scottus sich allein auf seiner Stube befand, hielt er etwa folgendes Selbstgespräche.

„Ich will mich hängen lassen, wenn dieser Lichtenstein beim Herzoge nicht ein einfältiges Geschwätze gemacht hat, bezüglich jenes verwünschten, in Gold

verwandelten Nagels, denn dieser liebe Casimir spricht jetzt keine Silbe mehr vom Steine der Weisen.

„Wenn ich ihm dafür ein Süpplein einbrocke, so schlage ich zwei Fliegen mit einer Klappe, denn bei dem Scandale, der bald hier am Hofe entstehen wird, kümmert man sich ohne Zweifel weniger mehr um meine werthe Person, als das ohne das geschehen wäre. Man muß dem jungen Herrn ein wenig Courage beizubringen suchen, und was meine liebe Braut, die Schönknecht, betrifft, so wird es wohl keine große Mühe kosten, sie zu rechter Zeit sprechen zu lassen.“

Er lächelte höhnisch bei diesen Worten und nahm dann aus seinem Schreine ein ziemlich großes, mit braunem Leder überzogenes Kästchen, welches er öffnete, und wohlgefällig dessen Inhalt musterte.

„Jeronimo, es wird allmählig Zeit!“ sagte er dann zu sich selbst. —

Offenbar in gedrückter Stimmung finden wir etwa fünf Wochen später Kraft und Jutta, wie schon einmal früher, auf der Stube der Letzteren.

Sie hatte Kraft erzählt, daß es eine, wenn nicht gerade heftige, doch wenigstens unangenehme Scene zwischen dem Herzoge und Anna gegeben habe, und das zwar wegen des reichen und werthvollen Schmuckes der Herzogin, den diese Scottus angeblich zum Verkaufe übergeben habe. Scottus aber war von Coburg abgereist, man erhielt weder von ihm, noch von dem Schmucke irgendwie Nachricht, und es

unterlag fast keinem Zweifel mehr, daß die werthvollen Juwelen verloren.

Aus einzelnen Andeutungen Anna's schien übrigens hervorzugehen, daß Scottus den Schmuck verlangt hatte um die Geister zu versöhnen, um das schlimme Geschick, welches er ihr prophezeit hatte, zu mildern. Indessen liegt ein Schreiben von ihr, vom 18. Sept. 1593, an den Markgrafen Georg Friedrich zu Anspach vor, in welchem sie sich nach ihrem Schmucke erkundigt, und sagt, daß sie Scottus denselben übergeben habe, um denselben zum Theile zu veräußern, um das Geld nützlicher verwenden zu können.

Aber der Markgraf, welchem den Schmuck zu zeigen, Scottus versprochen hatte, bekam nur Weniges von demselben zu sehen, und es ist ungewiß, ob Anna diesen Brief an den Markgrafen nicht aus dem Grunde schrieb, um die Uebergabe ihrer Juwelen an Scottus wenigstens theilweise zu entschuldigen. Als Gewißheit aber erschien es, daß diese verloren waren.

Der Herzog hatte über den Leichtsinn gescholten, mit welchem Anna so werthvolle Gegenstände einem „Fremden" anvertraut habe, wollte aber, da dieser längere Zeit an seinem Hofe gelebt hatte, keinen öffentlichen Scandal machen, und man beschloß, den Verlust zu verschmerzen, welcher indessen in der Ehrenburg bereits ein öffentliches Geheimniß war.

Von diesem allbekannten Geheimniß kamen die Liebenden auf ein anderes zu sprechen. welches, wie

es scheinen wollte, sich ebenfalls bedeutend der Oeffentlichkeit erfreute.

Es war dies das Verhältniß zwischen Lichtenstein und der Herzogin.

Man erzählte sich von demselben Wahrscheinliches und Unwahrscheinliches, Abenteuerliches und Triviales, stets aber nur Schlimmes, alle Welt aber gab Scottus die Schuld, den Handel angestiftet zu haben, Scottus, den man jetzt allgemein für einen höchst gefährlichen Menschen erklärte.

„Wie ist das nur so unter die Leute gekommen?“ fragte Kraft, worauf Jutta versetzte:

„Wie alle schlimme Dinge! Man spricht lieber von denselben als von guten, und wenn die Weibsleute überhaupt eine besondere Freude daran haben, ihr eigenes Geschlecht zu verunglimpfen, so sind auf der andern Seite die Mannsleute Deinem Herrn aufsässig, weil er ihre Löhne schmälerte, Ersparungen einführte, und Jene, welche man vor vier Jahren fortgeschickt hat, sind natürlich die Aergsten, und so wurden auch in der Stadt schlimme Gerüchte verbreitet.“

„Der Herr Herzog!“ sagte Kraft, und die eben so kurze Antwort Juttas:

„Großer, allmächtiger Gott!“ sagte mehr als ein langes Zwiegespräch.

Beide blickten sich schweigend eine Weile an, dann sagte Kraft:

„Aber, ist denn *wirklich* Etwas an der Sache?“

„Unvorsichtigkeit wenigstens genug,“ gab Jutta

zur Antwort, „so daß man wenigstens Schlimmes denken kann, wenn es auch nicht so ist, und ich glaube, daß es wirklich nicht so ist, aber wenn Du die Mägde reden hörtest, welche doch fast nie um die Frau Herzogin! Die wissen jedes Wort, was sie mit Deinem Junker gesprochen hat. Es ist, als wenn Jemand absichtlich Alles unter die Leute brächte.“

„Die Schönknechtin?“ warf Kraft mit gerunzelter Stirne ein.

„Ach die. überhäuft die Frau Herzogin eben jetzt mit Geschenken. Das wäre zu schlecht. Aber sprich doch einmal mit Deinem Herrn!“

„Das that ich schon.“

„Und was sagte er denn?

„Hm! er benahm sich eigentlich sonderbar. Er ward roth wie ein kleiner Junge, murmelte Unverständliches, und endlich sagte er: „„Kümmre Dich nicht um meine Angelegenheiten and schwatze nicht solches ungewaschene Zeug! Ich weiß so bisweilen nicht, wo mir der Kopf steht.““ „Aber,“ setzte Kraft hinzu, „er kömmt mir bisweilen ganz besonders vor, und sein ganzes Wesen scheint mir verändert.“

Jutta seufzte tief auf, dann reichte sie ihrem Freunde die Hand:

„Wir wollen uns nicht verändern, Kraft, nicht wahr?“

Die Thränen standen ihr in den Augen, und Kraft

umarmte sie zärtlich, tröstende, liebende Worte zu ihr sprechend.

Und dann schwuren sich Beide wiederholte Schwüre der Treue, und versprachen sich, nie von einander lassen zu wollen, es möge auch kommen, was da wolle.

Nun, das sind Schwüre, die viele Tausend schon getauscht, aber sie gaben sich noch ein Versprechen, welches seltener vorzukommen pflegt.

Das Versprechen auch treu bleiben zu wollen ihren Herren, nicht von ihnen zu lassen, bräche Unheil über sie herein, und ihr Schicksal zu theilen, wäre es auch ein schlimmes, so wie sie bisher das gute mit ihnen getheilt.

Trübe Ahndungen waren über die beiden jungen Leute gekommen, aber dennoch brach die schlimmste Wirklichkeit rascher herein, als wohl Beide gefürchtet.

Man hatte in der Ehrenburg, nachdem Scottus sich entfernt hatte, und die Schmuckgeschichte unter die Leute gekommen war, über diesen gescholten, dann war, genau wie er es berechnet hatte, seine Person in den Hintergrund gedrängt worden, und man sprach von der Herzogin und dem Junker von Lichtenstein, dann sprach man auch nicht mehr von diesen, aber man flüsterte sich bedenkliche, unheilvolle Dinge in die Ohren.

Das war die dumpfe Schwüle, welche gewaltigen Gewitterstürmen vorhergeht, und nicht lange dauerte es, bis das Wetter in der That einschlug.

Wir erzählen diese traurigen Ereignisse nach historischen Quellen, aber mit möglichster Kürze.

In den letzten Tagen des September 1593 ließ Herzog Casimir, der wohl jetzt nur zu gut unterrichtet sein mochte, plötzlich Anna und Lichtenstein verhaften, und zugleich setzte er zur Untersuchung der Sache eine eigene Commission ein, und jetzt schrieb die Herzogin sofort mehrere Briefe an ihren Gemahl, in welchen sie sich theilweise schuldig bekannte, zugleich aber auf das Beweglichste um Verzeihung bat.

Sie sagte in einem dieser Briefe:

„Sie sei eine arme, verlassene Waise, er möge ja nicht sie ihre jungen Tage im Gefängnisse zubringen lassen. Sie verlange nicht ferner so stattlich gehalten und so großer Ehre wie bisher, theilhaftig zu werden, der Herzog möge sie als seine arme Dienerin, als seine Magd halten, nur solle er sie nicht ganz verstoßen. Er möge dem Lichtenstein das Leben schenken, sonst würde sie sein Blut auf sich haben.“

In dem später, am 17. November 1593, folgenden Verhöre wurden ihr von der oben erwähnten Untersuchungscommission vierzehn Fragen vorgelegt, auf Scottus und Lichtenstein bezüglich, und sie bekannte hier ebenfalls.

So sagte sie unter Anderm:

„Sie habe mit Scottus mancherlei Unterhaltungen gepflogen, und es habe ihr derselbe unter andern versprochen, daß er ihr lehren wolle, fruchtbar zu werden. Sie sei also zu ihm auf sein Zimmer ge-

gangen, wo er ihre Hand ergriffen und dieselbe auf ein aus Pappe geschnittenes Kreuz, welches mit Charakteren bezeichnet und mit einem Drahte belegt gewesen sei, gelegt habe. Dann habe er etliche unverständliche Worte gesprochen, von denen sie nur die Benennung der heiligen Dreifaltigkeit verstanden habe. Sie sei darauf ihrer Sinne nicht mehr mächtig gewesen, und habe gegen ihre Pflicht gehandelt. Auch habe sie ihm eidlich versprechen müssen, daß sie, wenn er zurück käme, mit ihm nach Welschland gehen wolle.

„Darauf habe ihr Scottus gesagt, sie werde eher sterben als ihr Gemahl, und es werde ihr übel gehen. Wolle sie aber, daß dieser vor ihr sterben solle, so werde es ihr wohl ergehen, darein habe sie aber nicht gewilligt."

Auch in Betreff ihres Verhältnisses mit Lichtenstein machte sie Geständnisse, und bat endlich weinend, ihr Gemahl möge dies Alles ihrem Unverstande zurechnen und es ihr verzeihen.

„Sie wäre noch ein junges Mensch*), der Schelm Scottus hätte sie dazu gebracht, und sie bitte nur allein um Gnade, und sonst um nichts mehr."

---

*) Mit diesem Ausdruck war jenesmal nicht der gegenwärtige Begriff verbunden. Es war der Sammelname für das weibliche Geschlecht überhaupt, wurde für Mädchen und Frau gebraucht, und ersetzte die Bezeichnung Jungfer, und die späteren: Demoiselle, Fräulein; Madame, gnädige Frau; Frauenzimmer, Dame.

Dem Superintendenten, Melchior Bischof, machte sie ähnliche Bekenntnisse, und setzte hinzu:

„Das ist der Dank und Lohn, daß wir den Teufel (Scottus) gen Hof zu Gast geladen."

Herzog Casimir machte jetzt, auf Ehescheidung antragend, die Sache beim Consistorium anhängig, und nach Consistorialbescheid vom 12. December 1593 wurde, unter für den Herzog günstigen Bedingungen, die Ehe rechtskräftig getrennt.

Nach einigen Nachrichten sollte Casimir sich an den Schöppenstuhl zu Jena, um einen Rechtsspruch gegen Anna und Lichtenstein, gewendet haben, und es sollte über beide das Todesurtheil gesprochen worden sein. Von glaubwürdigen Schriftstellern wird das aber geleugnet.

Mehr glaublich ist, daß er Lichtenstein in der ersten Aufwallung seines Zornes, ohne richterlichen Spruch enthaupten lassen wollte, denn Lichtenstein, wir kommen später auf ihn zurück, machte Geständnisse, welche wir, mit dem besten Willen von der Welt, ein wenig stark einfältig, ja feig, nennen müssen.

Hatte an diesen Geständnissen, und an den eben so raschen Bekenntnissen Anna's irgend eine heimtückische Einflüsterung schuld, der Rath zum Beispiel, so rasch als möglich Alles zu bekennen, was man gefragt werden würde? Wahres und Falsches? Und war für diesen Fall Rettung aus der Noth perfider Weise versprochen?

Hatte vielleicht Käthe der verhafteten Herzogin

und Vitzthum, Lichtenstein, die von Scottus erhaltenen Zettel zugesteckt?

So viel ist sicher, daß bereits im October 1593 Käthe*) und Vitzthum wegen „verdächtigen Umgangs" verhaftet wurden, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese Verhaftung in nächster Beziehung zu der Sache der Herzogin und Lichtensteins stand.

Im Uebrigen machte selbstverständlich der Handel vieles Aufsehen.

Herzog Casimir schrieb an seinen stets noch, zu Neustadt in Oesterreich, gefangenen Vater, und bat um Rath, und dieser, Herzog Johann Friedrich, tröstete ihn, gab den Rath, die Herzogin „in ihr Nest", das heißt nach Dresden, zurück zu schicken, dem „armen Tropf, dem Lichtenstein" aber sollte man Mitleiden zuwenden, dagegen suchen des Teufelsdieners Scottus habhaft zu werden, der all' dies Unheil angerichtet.

Herzog Friedrich Wilhelm zu Weimar stimmte ebenfalls für Gnade gegen Lichtenstein, rieth ebenfalls auf Scottus „den ausländischen Buben" zu fahnden, bezüglich der Rücksendung der geschiedenen Herzogin nach Dresden aber schrieb er:

„Daß es ihm als Vormund seiner Pflegesöhne, weiland Kurfürsten Christians hinterlassener jungen Herrschaft, nicht zuzumuthen sei, sie wieder in die

---

*) Hieß eigentlich nach den Verhören Lichtensteins Annel.

kursächsischen Lande zu nehmen, und seinen Mündeln eine solche Last aufzuladen."

Herzog Casimir war hiermit höchlich unzufrieden, und die Weigerung des Herzogs Friedrich Wilhelm verschlimmerte zuverlässig das Schicksal Annas bedeutend.

Sie wurde anfänglich in der Ehrenburg, wie es scheint, in erträglicher Haft gehalten, dann auf die Veste Coburg gebracht, endlich aber, am 28. Dec. 1593, in Fesseln nach Eisenach gebracht, und Casimir befahl in einem Schreiben an seinen Kammerrath Moritz von Heldritt:

„Darauf acht zu haben, daß sie nicht etwa auf den Weg entkommen möge, und ein Spott daraus entstehe, daher sie umb mehrerer Sicherheit willen, die Fesseln bis nach Eisenach anbehalten solle."

Was Lichtenstein betrifft, so war der Herzog, wie oben bemerkt, anfänglich Willens ihn ohne weitere Umstände enthaupten zu lassen. Dennoch aber befragte er, am 18. December 1593, seine Coburger Räthe, diese aber erklärten, „daß die Beurtheilung von dergleichen peinlichen Fällen außer ihrem Wirkungskreise liege."

Fügten indessen in höflichen, aber bestimmten Worten hinzu, daß die Angelegenheit rechtlich untersucht werden müsse und daß: „zu einer Execution ohne vorgehende rechtmäßige Sentenz mit dem von Lichtenstein, wegen besorglicher Nullität, nicht zu schreiten sei."

Dann riethen sie dem Herzoge sich an den

Schöppenstuhl zu Jena zu wenden, der in dergleichen Sachen zu entscheiden habe.

Casimir that das am 28. Februar 1594, und stellte in seiner Urtheilsfrage Alles zusammen, was nur irgendwie ein schiefes Licht auf Lichtenstein werfen konnte, was wir ihm eigentlich kaum stark verüblen können. Trotzdem aber zeigten sich die Jenenser Schöppen als gutartige Leute, welche vielleicht, positiv oder negativ, selbsteigen schon ähnliche Erfahrungen ausgestanden, und ihr Erkenntniß lautete:

„Obwohl der von Lichtenstein nach Schärfe der Rechte die Todesstrafe, wegen des begangenen Ehebruchs, verwirkt, so erscheint doch aus allen angezeigten Umständen so viel, daß er dießfalles damit zu verschonen, aber gleichwohl derentwegen der von Ew. fürstlichen Gnaden tragenden Lehen verlustig gemacht, und mit ewigem Gefängniß billig beleget wird.“

Es ist möglich, daß diese „Urtheilsfrage“ Casimirs an den Schöppenstuhl und dessen Antwort Anlaß gegeben hat zu dem obenerwähnten Gerüchte, daß diese Behörde Lichtenstein und Anna zum Tode verurtheilt.

In hohem Grade eigenthümlich, und zu allerlei Bedenken Anlaß gebend, ist die große Theilnahme, welche von vielen Seiten, und hoch stehenden Persönlichkeiten, Lichtenstein bezeigt wurde.

So verwendeten sich für ihn bei Herzog Casimir der bereits oben erwähnte Vater desselben, der ge-

fangene Herzog Johann Friedrich, die Bischöfe zu Würzburg und Bamberg, der Herzog Friedrich Wilhelm zu Weimar, die fränkische Ritterschaft, und endlich die ganze Lichtensteinische Sippe.

Aber auch Kaiser Rudolph verwendete sich, am 24. August 1594, für ihn, und wenn aus diesem Datum einmal hervorgeht, daß die Frage wegen der Todesstrafe lange in der Schwebe war, so sind auf der andern Seite die drei Vorschläge, welche der Kaiser betreffs der Umänderung dieser Todesstrafe machte, trefflich zeitbezeichnend. Sie lauteten:

„Entweder solle Lichtenstein, die Zeit seines Lebens, auf seine eigenen Kosten, wider den Erbfeind der Christenheit streiten,

„oder: seinen Anverwandten, gegen hinreichende Caution, auf ihre Kosten, zur ewigen Verwahrung ausgeliefert,

„oder endlich vom Herzoge Casimir selbst, jedoch auf Kosten der Lichtensteinischen Familie, in ewiger Verwahrung gehalten werden.“

Die „Kosten,“ respektive der Geldpunkt, spielte also dazumal keine geringere Rolle als gegenwärtig, und Herzog Casimir wählte wirklich einen solchen für ihn selbst in ökonomischer Beziehung, billigen Ausweg, indem er den dritten Vorschlag annahm, und Lichtenstein in eigener Verwahrung behielt, während seine Familie dessen Verpflegung übernehmen mußte.

Im Uebrigen mußte sich die Familie noch verpflichten: „daß, auf den Fall, wenn der von Lichtenstein aus dem Arrest entspringen würde, sie bei

Verlust ihrer Sächsischen Lehngüter verbunden sein sollte, ihn zur Vollziehung der ordentlichen Strafe wieder auszuliefern."

Und also wurde Lichtenstein, nachdem er zuerst, muthmaßlich so lange man unschlüssig über seine Strafe war, auf der Veste Coburg verwahrt worden, in einen Thurm gebracht, welcher dicht am städtischen Friedhofe steht, um dort eine lange und traurige Buße zu bestehen.

Aber Scottus „der Schelm?"

Nun, wir haben gehört, daß der Herzog Casimir, in der That höchst anständiger Weise, Bedenken trug, Scottus, seinen früheren Gast, verfolgen zu lassen, selbst als kein Zweifel mehr vorlag, daß er sich den Schmuck der Herzogin widerrechtlich zugeeignet hatte.

Nach den bei Annas und Lichtensteins Verhören zu Tage gekommenen Dingen aber mußten diese Rücksichten fallen, der Herzog ließ ihn mit Steckbriefen verfolgen, und selbst Kaiser Rudolph stellte ein Patent aus, in welchem die Verhaftung des Abenteurers und seine Auslieferung an den Herzog befohlen wurde.

Alles dies blieb aber ohne Erfolg. Scottus besaß die Gabe sich allenthalben beliebt zu machen, (anfänglich wenigstens) und gelangten auch die Steckbriefe an einen Ort, an welchem er sich eben befand, so ward er gewarnt, es wurde ihm zur Flucht verholfen, und selbst aus derlei kein besonderes Geheimniß gemacht, so zum Beispiele in Hamburg.

Casimir hatte einen Bevollmächtigten dorthin ge-

sendet, um seine Verhaftung zu bewirken, und als der Bevollmächtigte sich über die offenbar absichtliche Verzögerung derselben beschwerte, gab man ihm zur Antwort:

„Der Name Scottus sei berühmt, und er selbst stehe mit Kaiser, Königen und Fürsten in guter Freundschaft.“

Man wurde also seiner nicht habhaft, dagegen schrieb er an den Herzog, und an einige Räthe desselben, ziemlich unverschämte Briefe.

Diese Briefe sind in deutscher Sprache geschrieben, die an die Räthe ohne Angabe des Ortes, der an den Herzog aber trägt eine, wohl absichtlich vollständig unleserliche Ortes-Angabe.

In diesem letzten Briefe sagt er, er könne nicht Alles schreiben, was er in seinen Gedanken habe: „Weil ich jetziger Zeit nicht bei mir habe eine rechtschaffene Person, zu transferiren aus Italienier Sprache in Deutscher.“

Dann läugnet er mit großer Dreistigkeit, daß er den Schmuck habe entwenden wollen, und eben so behauptet er, daß die Vergehungen der Herzogin keineswegs seine Schuld seien. Er erinnert an die Briefe aus Dresden, welche, wie wir wissen, durch die Schönknecht in seine Hände gelangten, und es bedarf wohl keiner näheren Entwicklung, was er damit sagen wollte. Aber auch dem Herzoge wirft er seine eigene Lebensweise vor, und behauptet, daß nicht er den Herzog, sondern dieser ihn gesucht, und zu ihm gesagt habe: Er wolle ihn als seinen guten Vater

ansehen, und ihn allzeit Vater nennen. Das solle auch die Herzogin thun, und sich als seine, des Scottus, Tochter beweisen, und darauf habe er auf des Herzogs Befehl der Herzogin die Hand reichen müssen.

Besondere Freude wird Herzog Casimir kaum an diesen unfeinen Briefen des Italieners gehabt haben. Aber es war nun einmal nicht anders, und es gelang nicht, des Abenteurers habhaft zu werden. — —

Es ist ein wildes, romantisches Waldthal, eine Schlucht eigentlich, begrenzt von hohen steilen Felswänden.

In die Spalten dieser Felswände hat hier und da der Wind ein geflügeltes Samenkorn getragen, das dort gekeimt, zum Pflänzchen geworden, und jetzt ein Baum ist, der sich mit seinen Wurzeln dort oben fester hält, in gefährlicher Höhe, als manche seiner Brüder, unten im Thale, im weichen Erdreiche.

So ist mehrfach die Wand mit grünendem Laubwerke geziert, und blickt nicht allzu kahl hinab in die Schlucht, die freilich des üppigsten Baumschmuckes nicht entbehrt, wenig geheget, darum aber um so reizender, und wunderbare Abwechselungen bietend in Ast- und Blattform.

An den Stämmen klimmen die Schlingpflanzen empor, wie sie unser deutscher Wald eben beherbergt, unter dem Laubdache dieser Stämme blühen schlichte Waldblumen, und das Farrenkraut entwickelt seine zierlichen Blätter.

Dann springt eine Quelle aus dem Felsen, roh gefaßt in einem Becken, aber doch die Hand des Menschen verrathend, und einige Schritte entfernt davon steht eine Hütte aus Baumstämmen zusammengefügt, und angelehnt an altes Mauerwerk, vielleicht die Reste eines Waldkirchleins, vielleicht jene einer Klausnerhütte, vielleicht aber auch die Ueberbleibsel dessen, was sie jetzt wieder geworden, einer Schmiede.

Ja, einer Schmiede, denn durch die geöffnete Thüre sieht man ein Herdfeuer brennen, an einen Ambos lehnt ein wuchtiger Hammer, kleinere Hämmer, so wie Zangen von verschiedener Größe sind an den Wänden befestigt, und jetzt tritt ein junger, etwa sechsundzwanzig Jahre alter Mann aus der Hütte, mit wettergebräunten Zügen, kurz geschnittenem Vollbarte und bekleidet mit einer starken Lederschürze.

Es ist der Besitzer der Hütte, ein Schmied und gleichzeitig ein alter Bekannter von uns, Kraft Wehringer.

Wo blieb der Schwur seinem Herrn treu zu bleiben und ihn nicht verlassen zu wollen in seiner Gefangenschaft? Menschentreue, gewöhnliche, variabel nach Zeit und Umständen? Geduld, wir werden sehen!

Kraft nahm jetzt auf einer Bank vor seiner Schmiede Platz, und blickte zwischen den Wänden seines Felsenthales vor sich hin.

Ein ziemlich breiter Weg, der Rad- und Rossesspuren zeigte, führte durch dasselbe, wo das Thal

endete, ins Freie, und von dort drang durch das Walddüster der helle Schein des Tages, und der Außenwelt zur Schmiede-Einsidelei.

Es war eine Art von natürlichem Laubbogengange und an dessen Ende stand ein Pfahl mit einer Tafel, auf welcher Hammer und Zange, nebst einem Hufeisen gemalt waren, und die zugleich die Inschrift trug: „zur Waldschmiede!"

Kraft hielt jetzt die Hand über die Augen, und blickte dorthin. Trotz der ziemlich weiten Entfernung hatte er dennoch eine Gestalt erblickt, welche vor jener Tafel stehen geblieben war, sie zu lesen schien, und dann den Weg nach der Schmiede einschlug.

„Kundschaft!" Er rückte unwillkürlich an seinem Schurzfelle, „aber es ist ein Weib, die Arbeit wird nicht allzugroß sein!"

Doch stand er auf der Herankommenden entgegen zu gehen, die jetzt ihre Schritte zu beschleunigen schien und rasch sich näherte, während er plötzlich einen Augenblick stille stand, dann einen unartikulirten Schrei ausstieß und ihr entgegen lief:

„Jutta!"

„Kraft!"

Sie lagen sich in den Armen, sich mit Küssen bedeckend, lachend und weinend, wie zwei Kinder, die nicht wissen, warum sie also thun, und es nur fühlen.

Er fragte nicht wohin, das verstand sich von selbst, aber er fragte auch nicht w o h e r, sondern führte sie an der Hand zu seiner Hütte.

An der Hand, und nicht am Arme. Also führt man die herzinnigste Liebe, andere Leute am Arme.

Das war die Liebe, die, dem Laufe gewöhnlicher Dinge gemäß, vor der Treue kömmt, aber auch diese kam jetzt.

An der Thüre der Hütte stand er stille:

„Also ist Deine Herzogin tod?“

Jutta schüttelte verneinend das Haupt.

„Sie hat Dich fortgeschickt?“

Jutta gab das gleiche verneinende Zeichen.

Er ließ jetzt ihre Hand los, und sagte mit leicht gefalteter Stirne:

„Du hast sie verlassen?“

„Nein,“ versetzte sie, „das habe ich nicht gethan. Aber meine Frau wird von Eisenach nach Calenberg geführt*), allein und strenge bewacht, da hat man mich fortgeschickt, wohl weil man mir nicht traute, aber ich darf wieder zu ihr zurückkehren, und so lange,“ setzte sie leicht erröthend hinzu, „bleibe ich bei Dir.“

„Wie lange Jutta, wie lange?“

„Frage nicht,“ gab sie zur Antwort.

Er begriff, daß sie ihm die Zeit ihres Zusammenseins nicht verbittern wolle, durch Bestimmung der Trennungsstunde, und fragte nicht weiter, dann aber erzählten sie sich hastig mit flüchtigen Worten wie es ihnen ergangen.

---

*) Im Juni 1596.

Kraft hatte von ihr, seit der Gefangennahme der Herzogin, kaum Etwas gehört, als daß sie die Erlaubniß erhalten hatte, ihre Herrin zu begleiten und deren Gefangenschaft zu theilen. Diese war am Anfange hart und die Herzogin wurde fast dürftig gehalten, später wurde es etwas besser, aber das Schicksal der Fürstin schien, und das zwar zu ihren Gunsten, allgemeine Theilnahme erregt zu haben, und so berichtete der Amtmann zu Eisenach an den Herzog Casimir, daß das Gerücht ginge, der junge König von Dänemark wolle die Herzogin befreien. Der Herzog befahl hierauf strenge Wachsamkeit, damit „ihn nicht etwa ein unversehener Schimpf hirinne begegnen möge," und am 27. Juni wurde die Herzogin nach Schloß Calenberg geführt*), und das war die Zeit, in welcher man Jutta fortgeschickt hatte, wie sie vorher Kraft mitgetheilt.

„War etwas an dem Plane des Königs von Schweden?" fragte Kraft.

Jutta wußte das nicht. Die Herzogin hatte Nichts darüber verlauten lassen, es war möglich, es konnte aber auch sein, daß das Gerücht ein falsches war, und daß der Amtmann von Eisenach es benützt hatte, um der lästigen Hut seiner Gefangenen ledig zu werden.

Jutta hatte sich, nach ihrer Entfernung von der Herzogin, sofort nach Coburg begeben, um nach Kraft

---

*) Von dort, am 16. September desselben Jahres, nach Kloster Sonnenfeld.

zu fragen, und erfuhr dort unschwer, wo er sich befand, und zum Theile auch das, was er ihr nun selbst mittheilte.

Lichtenstein war von der Veste in die Stadt, in den bereits oben erwähnten Thurm gebracht worden, wo er fast einzig die traurige Aussicht auf den Friedhof hatte, und auch sonst nicht zum Besten gehalten wurde.

Pläne zur Flucht, mit welchen sich Kraft unaufhörlich beschäftigte, verwarf er aber, da er seiner Sippe das Wort gegeben hatte nicht zu entfliehen, in Folge des oben angeführten, an den Herzog ausgestellten Revers derer von Lichtenstein.

Sei es nun, daß man von den Fluchtplänen Kraft's Kenntniß erhielt, oder gönnte man Lichtenstein den treuen Diener nicht, genug er wurde vor etwa einem Jahre fortgewiesen, und gründete jetzt, des alten Curts Lehre segnend, die Schmiede im Walde, einige Stunden weit entfernt von Coburg, um, war es irgendwie möglich, seinem Herrn Ulrich nützlich sein zu können, mit Hand und Mund, Leib und Leben.

Kunden bekam er bald, denn der Ruf seiner Geschicklichkeit breitete sich rasch aus, und so erhielt er Arbeit von der Bauerschaft aus den Dörfern in Wald und Feld, und mancher Reiter bog ab von der Straße, sein Roß beschlagen zu lassen von Meister Wehringer, oder zu bessern an Klinge und Heft, was schadhaft geworden, denn auch Wehr und Waffe wußte er trefflich zu richten.

Das war gut. Aber sein Herr lag ihm im Sinne, und er grübelte in seiner Einsamkeit fort und fort, wie dem zu helfen.

Denn Jutta, die saß ihm im Herzen treu und fest. Viele wackere Dirnen wären gerne hinausgezogen in die Waldschmiede, und des hübschen jungen Mannes Weib geworden, aber daran, eine Andere zu nehmen, dachte er nicht.

Jutta, sonst keine, sollte sein Weib werden, für was hatte er sie denn sonst aus dem Wasser gezogen, damals als er, fast noch ein Knabe, seinen armen Herrn herausgehauen, und befreit von den Strolchen?

Wie und wann, das wußte er freilich nicht, denn aushalten sollte sie bei Frau Anna, so wie er es gerne gethan bei dem Lichtenstein. Aber Gott würde schon ein Einsehen haben, und ihm helfen und sie beide zusammen bringen, so, oder so.

Und jetzt war sie da! Auf wie lange? Das schlug er sich mit Gewalt aus dem Sinne, aber als sie sich mitgetheilt hatten, was wir erzählten, stand er auf von der Bank und führte sie in seine Schmiede-Klause.

Bald war sie da zu Hause, und begann zu schalten und walten wie eine wirkliche Hausfrau.

In der Werkstätte war Alles in Ordnung, das sah sie gleich, denn sie hatte sich genau gemerkt, wie es ausgesehen beim alten Curt, im „Hauswesen" aber fehlte mancherlei, denn, lieber Gott, so ein armer Junggeselle versteht es eben nicht besser.

So trug sie das Geschirre hinaus zum Brünn-

lein und begann zu scheuern und zu fegen, und als er fertig war mit dem Lager, das er für sie bereitet hatte aus Thierfellen, Wolldecken und Moos, blickte er wohlgefällig auf ihr Werk, welches sie schon beendet, denn freilich allzuviel Topf und Tiegelzeug war nicht in der Waldschmiede zu finden. Aber dafür glänzte auch der eiserne Kessel und die Kupferkanne, wie frisch aus der Werkstätte gekommen.

Dann musterte sie seine Vorräthe, und da sah's schon besser aus.

Gar hart geht dem Bauersmann ein Gröschlein aus dem Seckel, und gerne giebt er den dreifachen Werth an Eiern, Butter, Rauchfleisch, Mehl und anderem eßbaren Zeuge. So war's in alten Zeiten und ist so geblieben bis auf den heutigen Tag. Dem Kraft aber war das wohl recht, so brauchte er nicht fort zu laufen in die Dörfer, um zu kaufen, was man ihm selbst zutrug. Ja, das war doppelt gut, denn will Einer was kaufen von dergleichen, draußen auf dem Dorfe, so sind die Bauersleute gar störrig und obstinat, und betrachten's als eine Gnade, und man kauft's ihnen billiger ab, bringen sie's stundenweit zum Markte in die Stadt, als draußen, zwischen Kuhstall und Miststätte. Auch das ist noch heute wie dazumal.

Still vergnügt und geschäftig handirte Jutta aber im Küchenraum, und als die Mittagszeit gekommen, trug sie den Tisch hinaus ins Freie, unter das Laubzelt, das die Buchen gewölbt, und ordnete zierlich die einfache Tafel.

Und ebenfalls still vergnügt, ja glücklich, sah Kraft ihr zu. Mit tausend Freuden schwang er den Hammer, daß die Funken stoben, aber das Weiberwerk war ihm manchmal recht zuwider. Jetzt war sie da, das zu thun, seine Jutta, und daß sie es gerne that, das brauchte man ihr nicht einmal an den Augen abzusehen, denn jeglicher Frau macht das herzinnige Freude, dem Freunde also behülflich zu sein, und ihre Kunst zu zeigen, und das erst recht in einer Junggesellenwirthschaft.

Als sie aber den Deckel abhob von der Schüssel da dampfte ihm sein Leibgericht entgegen, das kannte sie wohl, weil wieder jede Frau weiß, was der Mann ihrer Wahl zu speisen liebt.

Das ist zu loben, weniger, daß sie bisweilen auch andere Dinge weiß, die ihm nicht unlieb. Aber das ist nicht zu ändern, und man muß eben das Schlimme mit dem Guten nehmen.

Also schmaußten sie trefflich, plötzlich aber sagte Jutta:

„Wir bekommen Gäste! Sieh' an, dort oben in den Zweigen sitzt der Buchfink, die Ammer und das Meislein. Der Starmatz aber schreitet neben uns auf dem steinigen Boden, und mißt mit seinem Schnabel die Rißlein im Felsen. Die Eichkatze aber thut ganz als wäre sie ein Hausthierlein, und wartet auf Atzung. Was hat das zu bedeuten, daß all' das Gethier so heimlich und vertraut?"

„Leben und leben lassen," versetzte Kraft lächelnd, „das hörte ich vom Mundkoch weiland seiner fürst-

lichen Gnaden zu Köln am Rhein, öfter denn einmal, und also hab' ich gehalten mit den Thierlein hier im Walde. Denen thue ich Nichts, und werf' ihnen allerhand Bröcklein zu, erst gar recht zu strenger Winterszeit, da merken sie gar bald, wer ihr Freund, und auf solche Art sind sie furchtlos geworden und zahm."

„Drinnen aber hängt ein Reh in der Kammer," sagte Jutta.

„Das ist ein Braten," erwiderte Kraft, „weitab von hier hole ich mir den im Walde, der Herr Herzog weiß das nicht, und der Förster sieht es nicht, dem richt' ich sein Eisenwerk. Das halten die Waldschmiede, die Waldmüller und Köhler alle so."

Sie thäten's wohl auch heute noch, wenn das neue Jagdgesetz nicht wäre, in Folge dessen aber ist das Wild so rar geworden, daß kaum noch ein ehrlicher Wilddieb ein Häslein stehlen kann, viel weniger ein Waldschmied. Nun, Nichts für ungut!

Als dann der Abend kam, saßen Kraft und Jutta auf der Bank vor ihrer Hütte, und wenn der Mond durch die Buchenzweige auf sie nieder blickte, so hatte er sicher seine Freude an dem Kosen der Beiden. Stand er aber nicht am Himmel, so merkten sie das das wohl gar nicht, denn sie waren sich genug und brauchten weder den Mond noch uns, um ihr Glück zu beschreiben. — —

Allerlei Kunden kamen am andern Tag, allerlei Arbeit heischend und bringend.

Gar wohl bekam jetzt Kraft das Spruchsprechen,

so er gelernt beim alten Müller am Rhein, als er noch ein kleiner Knabe, und viele gute Sprüche sprach er da, den Hexenunfug zu steuern, der das Vieh bezauberte, auch mancherlei Art Zahnweh und Rothlauf machte, und anderes Gebreste. Solches hatte er nicht verlernt, und brachte ihm das nun manches Gröschlein in's Haus, oder Proviant.

Als es eben zum schmieden ging, da half ihm Jutta gar wacker. Auch sie hatte wohl gemerkt, wie es gehalten worden beim alten Curt, auf der Burg, so fachte sie jetzt die Gluth, löschte mit dem Wedel, und wußte wohl auch, war der Zweischlag nöthig, den Hammer zu führen.

„Welch' eine wackre Meisterin habt Ihr da, Meister Wehringer," sagte ein altes Bäuerlein, so Arbeit gebracht, und wartete, bis die fertig, „und so ist's recht, daß Ihr Euch beweibet, denn allein sein taugt nit viel."

Jutta beugte sich nieder auf die Kohlen, und es war wohl des Feuers Schein, was ihre Wangen so hochroth färbte, Kraft aber sagte:

„Ei ja wohl ja, das ist eine gar tüchtige Frau, und ich hab' mir sie aus dem Oberland geholt, erst vor kurzer Zeit."

Da bot das Bäuerlein gut Glück, und war zufrieden, denn jedwede Landschaft hat ein Oberland, weiß gleichwohl oftmal keiner nicht, wie es aussieht in selbigem Oberlande, man hört eben reden davon.

Als sie aber dann wieder offene Tafel hielten mit den Vöglein und der Eichkatze, sagte Jutta:

„Weißt Du noch, Kraft, wie ich Dir versprach, in der Werkstatt des alten Curt, auf dem Schlosse, daß ich Dir helfen wolle, wenn Du einmal ein rechter Meister geworden? Heute hab' ich das gethan."

„Gott segne den alten Curt zu tausendmalen," versetzte Kraft, „daß er mich also gelehrt, denn was wär' ich jetzt ohne das?"

„Ach Kraft," sagte Jutta nach einem Weilchen, „es war doch schön dort auf der Burg, und manchmal wird mir das Herz recht schwer, wenn ich daran denke."

„Gute Zeit kommt, gute Zeit vergeht," erwiderte Kraft, aber er fragte nicht, wie lange es dauern würde, bis die verginge, die eben jetzt gekommen, er hatte das ihr ja versprochen, und mochte auch gar nicht daran denken. Bisweilen aber überkamen ihn eigene Gedanken.

Sie war schon sechs Tage bei ihm, und es war ihm, als würde sie immer bleiben, denn sie that fast so und sprach von Fortgehen keine Silbe.

Wenn sie doch davon gelaufen von der Herzogin, und traute sich nur nicht ihm das zu sagen?

Ein eigner Zwiespalt wurde da rege in ihm. Sollte er sie hinwegjagen aus seiner Waldschmiede, damit sie wieder zöge zu ihrer Frau, und ihr Wort löse, und das seinige? Die Jutta fortjagen, die ihre Zuflucht bei ihm gesucht hatte, die Niemand auf der Welt hatte als eben ihn, und die er groß gezogen, selbst noch fastein Kind? Er gedachte das Herz müsse ihm brechen, bedachte er das.

Ach wenn es nur möglich wäre, daß sie bei ihm bliebe in Ehren, das will bedeuten: in Treue ihrem Schwur!

Und da er Niemand hatte, der ihm einen Rath geben konnte, so fiel ihm ein sie selbst zu fragen, wie Beides zu einen, sie selbst, seine beste Freundin, sein Liebstes auf der Welt. Das war wohl recht einfältig, und doch ist vielleicht Einer oder der Andere, dem eben das Herz so recht krank geworden, auf einen ähnlichen Einfall gekommen. —

Als er aber aus der Hütte trat und sah, wie sie außen trockene Wäsche vom Seile nahm, und mitten in ihrer Arbeit ihn mit so treuen, lieben Augen ansah — nun da beschloß er dem lieben Gott die Sache zu überlassen, der zuletzt doch immer aushelfen muß, wenn es gar nicht anders gehn will.

Er hat's auch wirklich eingerichtet.

Als am andern Morgen Kraft erwachte, war Jutta's Lagerstelle leer, und auf dem Holztische in der Stube stand mit Kohle geschrieben:

„Lebe wohl, herziger Kraft."

Sie hatte ihn in Liebe getäuscht, und sich gestellt, als wolle sie bleiben für immer, um ihm das Herz nicht schwer zu machen vor der Zeit. Die Frauen verstehen das, und täuschen sie Euch dann auch auf andere Weise, nun wohl oder übel müßt ihr das mit in Kauf nehmen.

Kraft aber barg einige Minuten lang das Antlitz in seinen beiden Händen, dann nagelte er ein Brett-

lein auf Jutta's Kohlenschrift, damit diese nicht verwischt werden möge, und dann ging er rüstig an seine Arbeit, denn Arbeit ist der beste Arzt für ein krankes Herz. Das wußte er.

Siebentes Capitel.

Es steht ein Baum im Odenwald,
  Der hat viel grüne Aest,
Wie glücklich bin ich dazumal
  Mit meinem Schatz gewest.

Drauf ist mein Schatz gegangen,
  Wie ward mir da so weh!
Hat's mir ein Freund verrathen,
  Wie ich ihn wieder seh.'

Altes Lied.

Noch während Kraft's Lehrzeit beim alten Curt hatte ihm dieser einmal ein Mährchen erzählt aus alten verschollenen Zeiten, und das war ihm jetzt, als Jutta von ihm gegangen, wieder eingefallen, und er konnte es sich gar nicht aus dem Sinne schlagen.

Ein armer, geringer Geselle war in gar verrückter Liebe entbrannt in eines mächtigen Königs Tochter, und verschwur sich endlich dem Bösen, daß ihn selbiger tormentiren solle, so viel ihm gefällig, zwanzig Jahre lang auf Erden, wenn er vorher ihm verhelfen würde zu acht Tagen Liebeslust mit seiner Prinzessin. Das Pakt wurde geschlossen, und ein

Vogel, in prachtvoll gleisenden Farben, führte den jungen Fant in eine reizende Waldeinsamkeit, wo seine Prinzessin ihn empfängt, ihm ihre längst gehegte, heimliche Liebe gesteht, und seine liebe Frau ist, ganz wie sich's der arme junge Kerl gewünscht und geträumt.

Freilich war das eine Teufeline, also verkappt in die Gestalt der stolzen Prinzessin, und als die acht Tage vorüber, begannen die Jahre von Schimpf und Schande, Schmach und Hohn, bis daß endlich der Geselle sich an ein Stricklein hängte, und als Selbstmörder, nicht nur zwanzig Jahre, sondern für immer und ewig des Teufels Beute geworden.

„S'ist manchen Tropfen also gegangen", hatte der alte Curt gesagt, „nur daß selbige Teufeline gleich bei ihm geblieben als sein lieb' ehlich Gesponse, und ihn geknöchelt hat sein Leben lang, um dem Teufel die Mühe zu ersparen."

Daran dachte Kraft freilich nicht, aber die acht Tage, die er mit Jutta in seiner Schmiede verlebt, kamen ihm vor, wie jene im Mährchen, und es war ihm bisweilen, als solle er seine liebe Jutta all' seiner Lebtage nicht mehr sehen, und als habe ihm nicht der böse Feind, sondern der liebe Gott selbst die Jutta nur noch einmal geschickt in seine Waldschmiede zu guter Letzt, aus Gnad' und Barmherzigkeit, aber auf Nimmerwiedersehen.

Häufiger als sonst ging er daher nach der Stadt, denn es drängte ihn, Etwas von der gefangenen Anna zu hören, und von Jutta, da diese doch

sicher wieder bei der Herzogin, und meist sprach er dann im goldnen Löwen ein, weil dort die Leute aus dem Schlosse bisweilen einen Trunk zu nehmen pflegten, denn all' die Schloßleute, die noch mit ihm in der Ehrenburg zusammen gewesen, hielten große Stücke auf ihn und hätten ihm kaum Etwas verschwiegen, was er zu wissen begehrt.

Die Gaststube im goldnen Löwen war aber für jene Zeit eine wahre Prunkstube zu nennen.

Man trat ein in dieselbe durch eine breite, fast so breit als hohe Thüre, die oberhalb des Portales bogenförmig verziert, und mit drei, aus Holz geschnitzten Kugeln geschmückt war.

Zur Rechten befand sich eine Nische, in welcher ein Wasserkrug stand, dann eine zweite größere, welche die Zinnkanne mit dem Hähnchen enthielt, die Vorrichtung zum Händewaschen, und auf dem Gesimse dieser Nische standen drei Glaspokale, wohl Prunkstücke und nur für vornehme Gäste bestimmt, dann folgt das zierlich verbrämte Handtuch an der Welle.

Links an der Thüre stand ein schwerer Sorgenstuhl mit einem Kissen von gepreßtem Leder.

Die drei auf die Straße hin gehenden Fenster, mit kleinen rautenförmigen Scheiben, nahmen die andere Wand ein. Ihre oberen Flügel waren mit Glasmalereien geschmückt, die tiefen und weiten Fensternischen mit Steinsitzen versehen, und an dem Tische, welcher in der mittleren Fensternische stand,

war wohl eine Art von Ehrenplatz, unbedingt aber ein höchst gemüthlicher.

An der dritten Wand befand sich ein Bette, ohne Füße, und wahrscheinlich im unteren Raume mit Schubladen, wie ähnliche Bettstellen, noch vor etwa dreißig Jahren, in den Gaststuben von Wirthschaften stark zweiten Ranges zu finden waren, und dem Hausknechte als Lagerstätte dienten. So wohl auch hier das Bette im goldenen Löwen. Unterhalb desselben führte eine kleinere Thüre tiefer in's Haus, und die vierte Wand endlich zeigte den riesigen, grünen Kachelofen, geschmückt mit Figuren aus der biblischen Geschichte, und ferner Stühle, Bänke und Tische, welche, bei zahlreicher Anwesenheit von Gästen, in die Stube gerückt werden konnten.

Alle vier Wände der Stube waren bis an die Decke mit braunem Eichenholz vertäfelt, auf dem Gesimse dieses Getäfels waren, zur Zierde, Schildereien und mancherlei Gefäße aufgestellt, und in Mitte der Stube stützte eine starke, mit Schnitzwerk reich verzierte, hölzerne Säule das schwere, braune Balkenwerk der Decke.

Ein Schrank, der zugleich als Tisch diente, umgab diese Säule, und in halber Höhe derselben waren vier zierlich gearbeitete eiserne Leuchter angebracht.

In einer der erwähnten Fensternischen hatte Kraft Platz genommen, und blickte trüben Antlitzes hinaus auf die Straße und den hellen Sonnenschein, der sie beleuchtete, denn es war ein wundervoller Septembertag.

Er hatte heute wieder Nichts von Anna's Schicksal erfahren können, und selbstverständlich auch eben so wenig von dem seiner Jutta, und fast ärgerlich wollte er eben sein Schöpplein leeren und den Heimweg antreten, als ein Schloßdiener eintrat, der früher mit ihm auf der Ehrenburg gedient, und mit welchem er stets in gutem Einvernehmen gestanden.

Dem schüttete Kraft sein Herz aus, und nachdem der alte Knecht sich vorsichtig umgesehen hatte, ob sie allein, sagte er:

„Das ist brav, daß Du stets noch die Jutta im Herzen trägst, denn wenn Du gleichwohl auch nach unserer armen Herzogin frägst, so ist's doch wohl ganz besonders die Jutta, die Dir im Sinne liegt. Aber an keinen Bessern hättest Du kommen können, als eben an mich, denn ich weiß wohl, wo der Schuh Dich armen, treuen Kerl noch weiter drückt.

„Das Weibsvolk stellt vielerlei Unfug an auf der Welt, weil die Meisten davon entweder allzu liebreich, oder allzu boshaftig sein, wohl auch Beides selbander. Für Deine Sach' aber soll durch ein Weibsbild allerlei gut Ding gemacht werden.

„Merk' wohl auf!

„Unsere arme Herzogin ist nicht nicht mehr auf dem Calenberg, sondern ist nach Kloster Sonnenfeld verbracht worden*), warum, das weiß Keiner nicht, s'ist aber so.

Dort ist ein Syndicus, der die besondere Auf-

*) Am 16. September desselben Jahres 1596.

sicht hat, und es scheint, daß Herzogliche Gnaden Casimir gnädiglicher gestimmt als früher, denn es lautet der Befehl, „die Anna gut zu verwahren, ihr aber zu geben, daß sie wohl zu leben habe.“ Auch der Pfarrherr darf sie besuchen, soll aber nur von geistlichen Sachen mit ihr reden. Wird's wohl auch so genau nicht nehmen der geistliche Herr, und sicher ist das erlogen, daß man ihr ihre Wollen und Seiden genommen, damit sie nimmer sticken könne. Sie stickt noch wacker darauf los, und eine sichere Jutta, ihre Gürtelmagd, soll ihr gar treulich helfen.

„Woher ich das Alles weiß? Sieh' an, da liegt der Has' im Pfeffer.

„Außer selbiger Jutta, die Dir, so schätz' ich, gar wohl bekannt, darf die Herzogin sich auch noch eine Köchin halten, und neben dieser ist ferner zu ihrem Dienst bestimmt der Thorknecht Zeuhner und dessen Frau, diese aber ist meine Base, und mir gar zugethan, weiters aber, und das ist das andere Stück, ist sie die Schwester des Thurmwächters, allwo Dein Junker Lichtenstein im Kerker liegt.

„Wenn also die Gürtelmagd Jutta dem Meister Wehringer was Geschriebenes kritzeln will, besorgt's die Base, die Zeuhnerin, und wohl wird sie's auch richten mögen, daß selbiger Wehringer, ein oder das andere Mal, dem gefangenen Lichtensteiner ein Trostwörtlein bringen kann.“

Das war ein guter Tag für Kraft, fleißig besprach er mit dem alten, guten Knechte, was nöthig

zu besprechen, und weil's ein gar löblicher und noch heute in Ehren gehaltener Brauch, von alten Zeiten her, im lieben Deutschland, daß man einen guten Trunk thut, wenn man fröhlich Mähr erhalten, weil man da billig heiter ist, desgleichen: daß man wacker zecht, wenn einem schlechte Zeitung zugekommen, um sich die Grillen zu vertreiben, endlich aber: daß man des Trinkens nicht spart, wenn man gar keine Botschaft erhalten, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, also leerten die Zwei gar manchen Becher zusammen.

Die Bauersleute aber, durch deren Dörfer Kraft heimwärts seinen Weg nahm, sagten:

„Der Waldschmied muß rechtschaffene Kundschaft geworben haben, denn so guter Dinge wie heute, war er nicht seit langer Zeit.“

Kraft Wehringer aber war guter Dinge, weil er die Hoffnung hatte, Nachricht von seiner Jutta zu erhalten, und seinen gefangenen Herrn sprechen zu können, und doch war das ein trauriger Tag für ihn, als das geschah, und ein bittres Wiedersehen.

Der gefangene Lichtenstein war gut gehalten in Speise und Trank, da seine Sippe die Kosten der Atzung trug, aber seine Haft war strenge, und das Schlimmste war, daß keine Hoffnung auf Freiheit, außer durch des Herzogs Gnade. Er durfte an Flucht nicht denken, da seine Familie haftbar war für ihn, und er selbst dieser versprochen, nicht zu entfliehen.

Doch fand ihn Kraft ruhig und gefaßt. Er tröstete den armen Kerl, der jammerte und klagte,

weil er, mit dem besten Willen von der Welt, nicht helfen konnte, und sagte:

„Du hast das Bischen Gute, was ich Dir als Kind erzeigte, theuer bezahlt, und thust es noch. Mach' ein Ende! Nimm Deinen Schatz von der Herzogin, und führe sie heim als Dein Weib, eine andere Gürtelmagd thut's wohl auch."

Kraft schüttelte schweigend und verneinend das Haupt.

Es schien, als hätten sich Beide nicht recht verstanden, jedenfalls aber hatte Lichtenstein der gefangenen Anna kein allzu liebreiches Andenken gewahrt.

Dann sprachen sie von alten Zeiten, den Zeiten der Freiheit und der Jünglingshoffnungen. Freilich gehen diese gar Manchem arg in die Brüche, und wehmüthig gedachte Lichtenstein seiner Wünsche und Hoffnungen.

„Der Teufel hat wahr gesprochen", sagte er, „durch den Mund dieser zwei alten Zigeuner-Hexen, Eurer Pohla, und jener in Ungarn. Die erste sagte:

„„Was Ihr suchet, werdet Ihr finden,
Was Ihr wünschet, nicht erlangen.
Was Ihr schaffet, wird man loben,
Was Ihr gethan, schlecht belohnen.
Ein Stern wird Euch beglücken,
Ein Stern wird Euch in's Unglück stürzen.""

„Ich suchte und fand Fürstendienst, aber Ansehen und Ehre erlangte ich nicht. Vortrefflich fand

man die von mir zu Stande gebrachte Verminderung des Hofstaates dieses Casimir, der mich jetzt gefangen hält, während ich mir Hunderte von Feinden zuzog durch meine ihm geleisteten Dienste. Und dann — Ein Stern! Ja diese Anna, sie war mein Unglücksstern!

„Und die ungarische Wahrsagung!

„„Ihr werdet thun, was Viele wünschen, und die Meisten verdrießt!““

„Ich brauche gar nicht zu sagen, daß da wieder von jener verwünschten Hofstaats-Geschichte die Rede ist, aber was bedeutet:

„„Zwei Worte werden Euch verderben: Holdselig und Gnadenreich!““

„Das verstehe ich nicht“, sagte Kraft, „wie konnen zwei Worte, die so lieblich klingen, verderblich sein?“

„Ich will Dir's sagen, Du treuer Knecht“, versetzte Lichtenstein, „denn hier in dem verwünschten Loche, in dem ich sitze, traktire ich die Bibel besser, als Du in Deiner Waldschmiede. Da habe ich's gefunden. Die hebräische Bedeutung des Wortes Anna, oder Hanna, ist Holdselig und Gnadenreich! Ja, es war ein holdseliger und gnadenreicher Stern, der mich in's Unglück gestürzt hat.“

Dann erinnerte er sich des Traumes oder der Vision, welche er in jenem Zigeunerlager in Ungarn gehabt hatte, und welchen wir dem freundlichen Leser nicht ebenfalls vollständig wiederholen wollen.

Aber es war möglich, ja wahrscheinlich, daß

Wirklichkeit und Traumgebilde sich dort folgten. Als Lichtenstein Scottus zum ersten Male sah, war es ihm, als sei ihm dieser schon einmal im Leben begegnet, aber wo? konnte er sich nicht entsinnen, und dachte später auch nicht darüber nach. Aber im Kerker fiel es ihm bei.

Jene Gestalt, welche er dort im Halbschlummer gesehen, war kein Anderer als Scottus, es war möglich, daß der Abenteurer mit den Zigeunern verkehrte, daß der Zigeunerhauptmann den betäubten Lichtenstein Scottus gezeigt, und die drohenden Gestalten, welche dann als Traumbilder an dem, wieder in Schlaf Verfallenen vorüberzogen, wären abermals die ihm feindlich gesinnten, entfernten Hofleute gewesen, „die verdrossen, was er gethan.“

„Also“, schloß Lichtenstein, „hat schon dort der Teufel sein Blendwerk mit mir getrieben.“

„Gott hat Euch gewarnt“, wollte Kraft sagen, aber er fürchtete ihn zu kränken, und sagte statt dessen:

„Gott wird Euch die Freiheit wieder geben!“

„Wenn's zu späte ist“, versetzte Lichtenstein verdrießlich.

Der sonst ruhige und gefaßte Mann war ärgerlich geworden, aber er ahnte nicht, daß er mit diesen letzten Worten abermals eine Prophezeihung ausgesprochen, welche buchstäblich in Erfüllung gehen sollte.

Unter Thränen nahm Kraft endlich von ihm Abschied, tausendfältig sein Versprechen wiederholend,

daß, wenn Lichtenstein entfliehen wolle, er Alles auf's Spiel setzen werde, ihm zu helfen.

Dem braven, treuen Manne ging die Geschichte mit dem gegebenen Worte nicht recht ein, sowie Lichtenstein vielleicht dafür seine Treue nicht recht begriff.

Jedweder Einer hat eben seine besonderen Gaben.

Aber wir müssen Kraft nun wieder auf eine ziemliche Zeit in seiner Waldschmiede sich selbst überlassen, und wollen nur bemerken, daß es ihm noch einige Male vergönnt war, Lichtenstein zu besuchen, und von Zeit zu Zeit, durch die Vermittlung der Zeuhnerin, einige Zeilen von seiner Jutta erhielt, welche die Liebe diktirt hatte, und da Jutta keine besondere Kalligraphin, auch fast nur dem Auge der Liebe leserlich waren.

Im Jahre 1599 endlich schritt Herzog Casimir zur zweiten Ehe*), welche glücklich gewesen zu sein scheint. Wir vermuthen dies, weniger, weil wir von allen Dingen das Beste hoffen und glauben, als weil fast alle näheren Berichte über dieses zweite häusliche Leben des Herzogs Casimir fehlen, und weil Ehen und ähnliche Dinge, von welchen man am wenigsten spricht, gemeinhin eben nicht die schlechtsten.

Wenig zu loben wäre dagegen, was man, jedoch unverbürgt, erzählt, nämlich, daß Casimir eine zu

---

*) Die Vermählung fand am 16. September statt, und die Gemahlin war Margaretha, eine geborene Herzogin von Braunschweig und Lüneburg.

jener Zeit geprägte Spottmünze seiner gefangenen, ersten Gemahlin gewissermaßen als Vermählungsanzeige überschickt habe.

Die Medaille, etwa von der Größe eines Zweiguldenstücks, zeigt auf der einen Seite einen jungen Mann und eine junge Frau in der Staatstracht jener Zeit, welche sich umarmen und küssen, mit der Umschrift:

„Wie küssen sich die zwei so fein“,

die Rückseite zeigt eine Nonne, mit Rosenkranz und Gebetbuch, und der Umschrift:

„Wer küßt mich armes Nünnelin*).“

---

*) Eine andere, seltene, denselben Gegenstand behandelnde Medaille befindet sich in der reichen Münzsammlung des Herrn Oberst von Geming in Nürnberg. Auf dem Avers küssen sich ebenfalls ein Mann und eine Frau, aber in der höchst abgeschmackten römischen Tracht, für welche man damals zu schwärmen anfing, und als Umschrift steht:

„Ich lieb' meine Liebste noch viel mehr“,

unter den zwei sich Küssenden:

„so! so! geht's alle fein daher.“

Auf dem Revers sieht man eine Nonne, und als Umschrift, in zwei Zeilen wieder:

„Wie küssen sich die zwey so fein,
Wer küßt mich armes Nönnelein.“

und unter der Nonne, in kleiner Schrift:

„Es kann nicht sein.“

Ist die Medaille älter als die oben erwähnte, und hat sie vielleicht Anlaß zu jener, nur mit verändertem Costume, gegeben? Oder ist sie gleichzeitig, und hat dieselbe Bedeutung wie jene? Wir halten das Erstere für fast wahrscheinlicher. B.

Das Porträt des Mannes hat Aehnlichkeit mit den noch vorhandenen Bildnissen des Herzogs und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Medaille in der That bei Gelegenheit der zweiten Vermählung Casimirs geprägt wurde, unverbürgt indessen, ob er sie der gefangenen Anna übersendet.

Möge es uns indessen gestattet sein, hier noch einige Worte über Herzog Casimir beizufügen, den wir bisher nur als beleidigten, aber auch unversöhnlichen Ehemann, und als unverwüstlichen Nimrod kennen lernten.

Die Jagdliebhaberei und die Lust an Scheiben- und Armbrustschießen hörte auch unter dem Scepter seiner zweiten Gemahlin nicht auf, ja sie scheint noch mehr in's Große gegangen zu sein, bis in seine letzten Jahre, und selbst zu einer Zeit fortgedauert zu haben, in welcher der Beginn des Schwedenkriegs Land und Leute, sowie den Herzog selbst, schwer zu schädigen begann.

So wurde in Coburg selbst, auf dem Markte, im Jahre 1620 eine Stadtjagd, oder eine Art von Thierhetze abgehalten, bei welcher zwei Wölfe, sechs Hasen, dreiundzwanzig Füchse und fünfzehn Dachse gefällt wurden.

Im Jahre 1630, in demselben Jahre, in welchem der Friedländer Stadt und Feste Coburg berannte, fand trotzdem wieder auf dem Markte eine ähnliche Belustigung statt. Dort figurirten vier Hirsche, acht wilde Schweine, zwei Bären, und neben allerlei anderem jagdbarem Gethiere, auch die Hofnarren,

welche in rother Kleidung, mitten unter den Thieren, Kurzweil trieben, und wie es schien, auch als Kämpfende auftraten, wie denn ein sicherer Neyhoß aus Gotha, Obernarr der Coburgischen Hofnarren, ein höchst vortheilhaftes Testimonium ausgestellt erhielt, daß er am 7. Juni 1622 bei einer Bärenhetze auf dem Markte zu Coburg mit den anderen Narren und in rothen Kleidern einen prächtigen Aufzug gehalten, und sich zu einem Kämpen auf dem Platz gestellt habe.

Daß der Herzog unter solchen Umständen für reichliches Jagdgeräthe sorgte, verstand sich von selbst, er erbaute und renovirte Jagdzeughäuser, und so besteht das von ihm erbaute „Jagdzeughaus und die Kemnate zu Waltershausen" noch heute und enthält Jagdrüstung aus alten Zeiten, und selbst Hunderüstungen für die großen Saupacker zur Sauhatze.

Auch einen guten Trunk zu thun, liebte Casimir, er sorgte bei Errichtung des Regierungsgebäudes zugleich für eine Trinkstube, und als Beweis, wie er Schmaußereien und Jagd gleichzeitig liebte, mag seine Antwort dienen, welche er dem Stadtrathe zu Coburg gab, welcher ihn zum Rathsessen einlud.

Eigenhändig antwortete er am 4. August 1623 von Neustadt an der Haide aus:

„Er habe zwar viel zu thun, und setze die täglichen Jagden und andere hohe Anliegen nicht gerne aus, dennoch wolle er so viel sich abmüßigen, daß er zu dem Schmause kommen könne."

Sein Hofprediger Dr. Gerhard sagte in der auf den Herzog gehaltenen Gedächtnißrede:

„Laß es sein, daß Ihre fürstlichen Gnaden je zuweilen den Jagden zu viel nachgehängt; es haben solches andere Fürsten auch gethan; Laß es auch sein, daß Ihre fürstlichen Gnaden je zuweilen einen übrigen Trunk gethan; es ist solches geschehen zu Fröhlichkeit, und der Sorgen los zu werden!“

Solche Rede mag billig einen Uebergang machen zu den guten Eigenschaften des Herzogs Casimir, denn: „audiatur et altera pars“, zu deutsch: „Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man muß sie billig hören Beede.“

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der Herzog solche gute Eigenschaften wirklich besaß, Energie und guten Willen hatte, und wie er den Coburger Rathsherren schrieb, trotz seiner Jagdliebhaberei „auch andere hohe Anliegen“ nicht aus den Augen setzte.

Er verbesserte die Gerichtsordnungen, stellte das Hofgericht wieder her, welches 1544 Herzog Ernst zu Coburg errichtet hatte, das aber nach dessen Tode wieder aufgehoben wurde, und verband dieses Hofgericht mit einem Schöppenstuhle, und mehrlei zweckmäßige Anordnungen wurden von ihm getroffen bezüglich der Gesundheitspflege.

Gründlich eiferte er wider allzu großen Luxus und Kleiderpracht, und verbot ausländische Trachten, am meisten aber, und wie es scheinen will, mit günstigem Erfolge, beschäftigte er sich mit den Erb=

verhältnissen seines Hauses, und mit der Stellung und den Rechten Coburgischen Landes gegen Außen.

Da wir aber fürchten, daß dem hochgeehrten Leser eine weitere und ausführlichere Darstellung dieser Arbeiten und Verbesserungen ebenso ungeheuerlich langweilig sein würde, als uns selbst, so werfen wir noch einen kurzen Blick auf die von ihm ausgeführten Bauten.

Oben an, in Betreff der Nützlichkeit, steht unter diesen vielleicht das Gymnasium, welches er gründete, reich dotirte, welches heute noch besteht, und nach vielerlei Richtungen hin für Coburg nutzbringend ist.

Ferner erbaute er das heute noch stehende Regierungsgebäude am Markte zu Coburg. Durch die Vermehrung der Gerichtsstellen reichten die Räume in der fürstlichen Residenz nicht mehr aus, und die fünf Gerichtshöfe, das Archiv und die fürstliche Druckerei wurden in den neuen Bau verlegt.

Falsch ist aber, daß er beabsichtigte, im neuen Regierungsbaue zugleich eine Trinkstube zu errichten, was übrigens auch kein so gar absonderliches Verbrechen gewesen wäre, ja selbst heutzutage nicht vom Uebel, damit die Herren Richter, Geschworenen, Freigesprochenen und Zuschauer nach geleisteter Arbeit nicht über die Straße zu laufen brauchten, um sich mit einem Schöpplein zu erquicken.

Casimir aber sagt in einem Schreiben an seine Räthe ausdrücklich:

„Er habe zur Anlegung einer Trinkstube eine steinerne Behausung erkauft, welche wegen der unter-

schiedenen Stuben, Kuchen, Gewölbe, Keller, Springbrunn und anderer Gelegenheit, viel bequehmer und füglicher sei, als solche in dem neuen Baue zu haben.“ Also!

Er erbaute ferner die Kirchen zu Oeßlau und Calenberg, und das Zeughaus zu Coburg, welches 1621 fertig wurde, was höchst zweckmäßig erschien, um bei dem eben beginnenden Schwedenkriege die nöthigen Kriegsarmaturen in Bereitschaft zu halten. Leider nahmen die Friedländischen aber selbige Armaturen mit sich fort, aber man kann eben nicht Alles errathen.

Die Ehrenburg erweiterte und verschönerte er bedeutend, und der italienische Baumeister Bonallino erwarb sich Ruhm durch die ihm aufgetragene Erbauung der Seite am vorderen Hofe.

Wir können hier nicht umhin, der sogenannten „Hornstube“ zu erwähnen, welche Herzog Casimir ebenfalls in der Ehrenburg einrichten ließ. Es ist dies ein in der That prachtvolles Täfelwerk, ausgeführt im Geschmacke jener Zeit, mit verschiedenfarbigem Holze und im guten Renaissancestyle. Gegenwärtig ist diese Vertäfelung auf der Veste Coburg aufgestellt, und diese Stube allein mag für den Alterthumsfreund eine Reise nach Coburg wünschenswerth machen.

Gegen diese Hornstube, offenbar zu einem Prunk- und Staatsgemache bestimmt, sticht recht augenfällig ab die einfache Wohnstube des Herzogs Casimir.

Eine vom Hofmaler Wolf Pirkner ausgeführte

Guaschmalerei derselben befindet sich ebenfalls auf der Veste zu Coburg, und es wurde uns, durch die zuvorkommende Güte des Herrn Baurathes Rothbart, genaue Einsicht derselben gestattet.

Ein riesiger Ofen im Renaissancestyl, der, wie es scheint, auch als Kamin dienen kann, steht zur Linken, dann folgt an derselben Wand ein einfacher Kredenztisch, auf gewundenen Säulen ruhend, und einige Gläser und Pokale tragend.

Die Fensterwand zeigt zwei Fenster mit runden, sogenannten Butzenscheiben.

Die dritte Wand hat in der Ecke eine Thüre, und dann folgen zwei weitere Fenster, wieder mit runden Scheiben.

Das Geräthe besteht, neben dem bereits erwähnten Kredenztische, aus drei einfachen Holzstühlen, welche in den Fensternischen vertheilt sind, aus einem Sorgenstuhle, roth überzogen, und mit ziemlich einfach geschnitzter Lehne, welcher dem Ofen gegenüber, rechts in der Ecke steht.

Neben diesem Stuhle steht, in der Nische des einen geöffneten Fensters, ein Tisch, bedeckt mit einem grünen Tuche, und eine goldene, oder Silber und vergoldete Kanne, steht auf demselben.

Zwischen den beiden Fenstern der ersten Fensterwand endlich hängt ein Spiegel in breitem, schwerem Renaissancerahmen, und ein rothbedeckter, schwerer Tisch in Mitte der Stube, über welchem, an der einfach vertäfelten Decke, ein Kronleuchter von Messing hängt, vollendet das Geräthe.

Die Wände der Stube scheinen nicht vertäfelt, sondern einfach getüncht, und die Ausschmückung des Gemaches besteht aus drei, an der zweiten Fensterwand angebrachten Hirschköpfen mit Geweihen, und ober diesen hängenden Bildern, jagdbare Thiere, Wölfe, Bären und dergleichen darstellend, und endlich, oberhalb des Kredenztisches, aus einem größeren Gemälde, wie es scheint, eine Scene aus der Mythologie.

Die treffliche Zeichnung ist aber auch ein gleichzeitiges Genrebild.

Am schweren Tische, in Mitte der Stube, steht der Herzog im Jagd- oder Reitanzuge, den rechten Arm in die Seite stützend, die Linke auf den Kopf eines riesigen Saupackers legend.

Er hört den Bericht eines vor ihm stehenden, älteren Försters an, der fast gleich wie der Herzog selbst, gekleidet ist, aber nur das Jagdschwert, oder eine Waffe, welche den Uebergang des Jagdschwertes zum Hirschfänger bildet, und eine Kugeltasche umhängen hat.

Einige Schritte weit entfernt steht ein jüngerer Jäger, den Hut verlegen in den Händen haltend, und offenbar schüchtern nach dem Herzoge blickend.

Es liegt auf der Hand, daß der erste, ältere Jäger ein alter Jagdgenosse des Herzogs, und wohlbekannt in der Ehrenburg ist, während der jüngere wahrscheinlich zum ersten Male sich dort befindet und sich wenig heimisch fühlt.

Menestratus, der Hofzwerg, welchen wir unsern

Lesern noch einmal vorzuführen versprachen, steht, ebenfalls gestiefelt und gespornt, und einen lang-geschweiften Papagei auf der Hand tragend, ohnweit des Herzogs, dessen stattliche Größe er kaum zu einem Drittel erreicht. Er ist aber gealtert, der gute Menestratus, seit der Zeit, in welcher wir ihn auf Scottus Stube sahen, und sein Haupt ist kahlköpfig geworden, zu der halbgeöffneten Thüre endlich tritt eben eine Frau ein, in welcher wir die zweite Gemahlin Casimirs vermuthen. —

Wir müssen indessen jetzt dieses Capitel schließen, um im nächsten zu weiteren und geschichtlichen Ereignissen überzugehen.

Achtes Capitel.

O weine, weine, daß du hast geliebt
Mit einer Liebe, die nur Gott vergiebt,
Und birg', in Nacht und Einsamkeit gehüllt,
Auf ewig dein entweihtes Götterbild.

Doch einst, wenn du genug geklagt, gebüßt,
Wenn dich der Engel der Versöhnung grüßt,
Dann blick auch du aus deiner Nacht empor,
Denn dir auch öffnet sich des Himmels Thor.

Rheinische Lieder und Sagen.
Adelheid von Stolterfoth.

Die Hoffnung auf Befreiung, welche Lichtenstein bei Gelegenheit der zweiten Vermählung Herzog Casimirs gehegt hatte, wurde bald vereitelt, ein Gesuch, welches er deshalb eingab, wurde abschlägig beschieden, und nach Erkundigungen, die Kraft bei ihm gewogenen und wohl unterrichteten Personen in der Ehrenburg einzog, waren weitere Versuche dieser Art vollständig überflüssig.

Die gefangene Herzogin scheint einmal milder, zu andern Zeiten wieder mit mehr Strenge behandelt worden zu sein.

So wurden ihr zum Beispiel Schreibmaterialien verweigert, da Jutta aber schreiben durfte, oder doch

wenigstens Gelegenheit hatte das zu thun, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die Herzogin ebenfalls schreiben durfte und wohl auch Gelegenheit fand, Briefe an ihre Adresse gelangen zu lassen, und zweimal während ihrer Gefangenschaft zu Sonnenfeld erhielt Jutta sogar die Erlaubniß, unter Begleitung Wolf Zeühners, nach Coburg zu gehen, und dort Gegenstände einzukaufen, welche Anna für ihre Stickereien nöthig hatte.

Sie fand das erstemal keine Gelegenheit, Kraft von ihrer Anwesenheit in der Stadt in Kenntniß zu setzen, wohl aber im Jahre 1603, wo sie Zeühner abermals dorthin begleitete, und Kraft traf dort mit ihr, in der uns bereits bekannten Gaststube, im goldenen Löwen zusammen.

Auch der Schloßdiener, durch dessen Vermittlung Jutta an Zeühners Frau eine Beschützerin gefunden hatte, fand sich ein, und als Zeühner Kraft eintreten sah, sagte er lächelnd:

„Wenn das der Waldschmied ist, von dem ich schon allerlei habe reden hören, so glaube ich, er wird die Gürtelmagd nicht davon laufen lassen, und sie so gut hüten als ich, so mag ich wohl auf einen Sprung in die Stadt gehen, wo ich mir auch etwas einzukaufen habe.“

Er ging dann mit seinem Freunde, dem Diener aus der Ehrenburg, versprach, oder drohte bald wieder zu kommen, und ermahnte scherzend die „alten Brautleute,“ während er abwesend sei, sich nicht zu zanken.

Das thaten sie nun freilich nicht, aber auch zum Kosen fanden sie nur wenige Zeit, denn Jutta theilte ihrem Freunde hastig und mit fliegenden Worten, jetzt wichtige Dinge mit.

„Wir werden frei," sagte sie, „und dieser ungerechte und grausame Herzog wird bald das Nachsehen haben."

Die sonst so verständige und besonnene Jutta sprach das mit solcher Zuversicht aus, daß Kraft keine Zweifel in ihre Worte setzte, und begierig auf das Wie und Wann, dann Folgendes erfuhr:

Im Kurfürstenthume Sachsen hatte die Unversöhnlichkeit, mit welcher Herzog Casimir gegen Anna verfuhr, böses Blut gemacht, und der junge Kurfürst Christian II hatte beschlossen, die Herzogin zu befreien.

Wie das geschehen solle, wußte Jutta nicht genau, doch vermuthete sie, durch einen Handstreich, welcher in der That unschwer auszuführen gewesen wäre, und, unter Umständen, selbst vielleicht ohne unangenehme Folgen.

„Steht die Herzogin in Verbindung mit dem Kurfürsten?" fragte Kraft.

„Ohne Zweifel," entgegnete Jutta, „aber sie läßt sich darüber nicht aus, und thut geheimnißvoll. Ob Zeühner mit im Spiele, weiß ich nicht, und glaube es fast auch nicht, denn die Herzogin sagte zu verschiedenen Malen, sie wolle Niemand aus ihrer Umgebung ins Unglück stürzen, und habe schon andere Leute. Aber sie weiß, daß Kurfürst Christian sagte:

Er wolle sie sammt ihrem Heirathsgute, Kleinodien und Geschmuck, so man auf 200,000 Gulden schätze, abholen, und sie dafür, statt der Zinsen, unterhalten."

In der That soll der junge Kurfürst diese Aeußerung gegen Niclaus von Ruswurm, einen coburgischen Edelmann, der 1602 sich zu Dresden befand, wirklich gethan haben*), aber wenn auch das „Abholen" zu machen gewesen wäre, von Sonnenfeld wenigstens, so will uns der Plan mit den Kleinodien und dem Heirathsgute immerhin einigermaßen problematisch erscheinen, und Kraft Wehringer theilte unsere Bedenken.

„Mit einem Häuflein entschlossener Männer," sagte er, „läßt sich die Frau Herzogin leichtlich befreien, und ist sie einmal drüben in Sachsen, so bleibt sie auch wohl dort. Das Heirathsgut aber, und der Geschmuck, bleiben hier bei uns, denn der Herr Herzog wird sich hüten, den herauszugeben."

„Ah," rief Jutta, „das bleibt bei uns! Du hältst also zu diesem boshaften und hartherzigen Casimir, Du solltest Dich schämen — —"

Wirklich hatte es den Anschein, als solle es einen Zank geben, Kraft aber beschwichtigte die Aufgeregte.

Er bot sich an, mit Rath und That mitzuhelfen bei der Befreiung der Herzogin, und sagte, daß er glaube mit einem Dutzend tüchtiger Gesellen, sie los

*) Von Schultes: Sachsen Coburg-Saalfeldische Landesgeschichte. I. p. 113.

zu bekommen, auch ohne Hülfe von Dresden, fände sie dann dort nur Aufnahme und sicheren Schutz. Jutta aber schlug es aus.

„Niemand von uns soll sich darein legen,“ sagte sie, „die von Dresden holen uns schon zu rechter Zeit von dem verwünschten Sonnenfeld, das ist so sicher wie zwei mal zwei vier. Bleibe Du hier, es mag sein, daß Du vielleicht Deinem Lichtenstein helfen kannst, denn wer weiß, wie sich Alles gestaltet.“

Sie hatte in der That feste, wenn gleich auch ein wenig sanguinische Hoffnungen, und als sie jetzt vom Fenster aus Zeuhner mit seinem Freunde zurück kommen sah, ermahnte sie ihn, sich gegen Niemand das Geringste merken zu lassen, und selbst bis sie ihm Botschaft senden werde, so wenig als möglich in die Stadt zu kommen.

„Denn,“ sagte sie, „man weiß, daß wir Beide zusammen gehören, und ebenso, daß Du zum Lichtensteiner hältst, so wie ich zu meiner Herzogin, und hat man Dir bis jetzt auch Nichts in den Weg gelegt, so kann es doch Verdacht erwecken, wenn man Dich allzuoft hier sieht.“

Die Ankunft Zeuhner's und des Knechts unterbrach ihr weiteres Gespräche, und nachdem Jutta mit ihrem Begleiter den Heimweg angetreten hatte, suchte auch er den seinigen.

Den Rath Jutta's befolgend, mied er von nun an die Stadt, nach und nach die Hoffnungen seiner

Freundin theilend, und täglich auf die Nachricht von Annas Befreiung wartend.

Aber diese Nachricht kam nicht, und auch Botschaft von Jutta blieb aus. Die Kunden, die ihn besuchten, sprachen keine Silbe von der Herzogin Anna, und in den benachbarten Dörfern konnte er ebenso wenig Etwas erfahren, auch wollte er nicht allzueifrig Nachfrage halten.

Eines Tages aber erfuhr er, daß die Herzogin Anna bereits seit einigen Wochen von Sonnenfeld nach der Veste Coburg gebracht worden sei, und dort streng gehalten werde.

Er erschrak heftig, errieth aber so ziemlich den Zusammenhang, obgleich man ihm den Grund nicht angeben konnte, warum das Gefängniß der Herzogin geändert worden war. Ohne Zweifel hatte Herzog Casimir von den Befreiungsplänen gehört, welche Jutta mit so süßen Hoffnungen erfüllt hatten, und deshalb nun auch die strengere Haft.

Sehr wahrscheinlich indessen hatte Jutta der Herzogin folgen dürfen, war aber nun außer Stand ihm Nachricht zu senden, denn wäre sie von Anna entfernt worden, so wäre sie entweder selbst zu ihm gekommen, oder hätte doch wenigstens Botschaft geschickt.

Stets aber zögerte er noch selbst nach Coburg zu gehen, um den Stand der Sache zu erforschen, endlich aber litt es ihn nicht länger in seiner Wildniß, und er brach eines Morgens zeitig auf, um noch in den ersten Frühestunden die Stadt zu erreichen.

Auf der Landstraße schon schien ihm die Menge der Landleute, welche wie er dort hinzogen, eine ungewöhnlich große, als er aber die Stadt erreicht hatte, konnte er keinen Zweifel mehr hegen, daß dort etwas außergewöhnliches vorgehen müsse.

Abgesehen von der zahlreichen Bauerschaft, welche sich auf den Straßen umher trieb, schien ganz Coburg auf den Beinen, und es war augenfällig, daß die Meisten den Weg nach der Veste einschlugen.

Eine schlimme Ahndung bemächtigte sich Krafts, da er wußte, daß die Herzogin dort gefangen saß, und endlich fragte er, so unbefangen als möglich, einen ihm Unbekannten um die Ursache der allgemeinen Bewegung.

„Ihr müßt weit her sein, Meister Schmied,“ sagte dieser, „wenn Ihr davon noch nichts gehört habt. Der Zollner wird heute um einen Kopf kleiner gemacht, wenn's ihm nicht schon geschehen ist, und weil es gestern hieß, daß ihm sein Recht auf dem Markte angethan werden solle, warteten die Leute erst dort, jetzt aber zieht sich alles nach der Vesten, wenn gleichwohl dort die Thore geschlossen sind, denn sie köpfen ihn jetzt dort oben.“

Ein Stein fiel von Krafts Herzen. Mit Anna hatte der Auflauf also Nichts zu schaffen, denn den Namen Zollner hatte er niemals gehört, und der Mann stand zu der Herzogin gewiß in keiner Beziehung. Er sagte indessen zu dem ihm unbekannten Bürger:

„Vielleicht gehen die Leute umsonst, und der arme Teufel ist begnadigt worden?"

Sein Nachbar schüttelte den Kopf:

„Den begnadigt der Casimir erst recht nicht. Er hat eigens befohlen, daß sein Kopf auf einem langen Spieß auf der Bastei nach der Stadt ausgesteckt, und daran ein Blech geheftet werde mit der Inschrift: „„Claus Zollner hat seinen Ayd und Articulsbrief gebrochen,"" und das wollen die Leute jetzt sehen."

„Was hat der Mann denn angestellt?" fragte Kraft.

„Wo seid Ihr her?" fragte der Bürger entgegen.

„Aus dem Würzburgischen."

„Nun, da ist's möglich, daß Ihr Nichts gehört habt. Sie haben es auch hier eine Zeit lang heimlich gehalten, und erst seit einigen Wochen ist es unter die Leute gekommen. Der Zollner, so Wachtmeister auf der Vesten, und der Kammerrath Zech, der dort in Prison, haben mit der gefangenen Herzogin durchgehen wollen. Das kostet jetzt dem Einen seinen Kopf, und gar zu gut wird's dem Andern auch nicht gehen."

Es war ein Glück, daß der Mann jetzt im Gedränge von Kraft getrennt wurde, und sein Erbleichen nicht bemerken konnte, und den tödtlichen Schrecken, der sich auf seinem Antlitze spiegelte.

Also doch war die gefangene Herzogin abermals im Spiele, und er fürchtete für sie und seine Jutta das Schlimmste.

Aber er das mußte Nähere erfahren, und so schlug er nicht sofort, wie er im ersten Schrecken thun wollte, den Heimweg ein, sondern ging nach der Stadt zurück.

Nicht blos in unserem gesegneten und zechwilligen Vaterlande, sondern auch in andern Ländern, in welchen, mit mehr oder weniger Vorliebe, geistige Getränke genossen werden, herrscht, und herrschte von jeher, die löbliche Sitte, wenn „der Tag einmal angebrochen worden," das heißt, wenn ein Stück der gewöhnlichen Arbeitszeit, durch irgend ein öffentliches Ereigniß verloren gegangen, auch den Rest nicht mehr besonders zu ästimiren, sondern in einer Schenke einen Trunk zu thun, und das Ereigniß zu besprechen, sei es nun von welcher Art es wolle.

Dieser alt-ehrwürdige Gebrauch kam jetzt unserem Waldschmiede gut zu statten, und, indem er im Laufe des Tages mehrere Schenken besuchte, erfuhr er aus dem Gespräche der Anwesenden so ziemlich Alles, was er wissen wollte, und was wir dem günstigen Leser im Folgenden gedrängt wieder erzählen wollen.

Nur kurze Zeit, nachdem Anna von Sonnenfeld auf die Veste Coburg gebracht worden war, machte man auch dort, angeblich wenigstens, Versuche zu ihrer Befreiung.

Ein gewisser Kammerrath Zech, unbedingt ein unruhiger und excentrischer Mensch, saß dort in Haft, theils wegen Verletzung seiner Dienstpflicht, theils wegen ehrenrühriger Aeußerungen, welche er sich

gegen den verstorbenen Vater Casimirs, den Herzog Johann Friedrich, erlaubt hatte.

So hatte er in einem Schreiben von dem obenerwähnten gesagt: „Er habe als Aechter gelebt, sei als Aechter gestorben, und als solcher begraben worden. Man dürfe sich nunmehr nicht mehr vor ihm fürchten, es wäre denn, daß Cunz von Grumbachs Beine wieder aufstünden, — dann würde Herzog Casimir Principal werden.“

Durch die Vermittlung Zollners nun wurde die Herzogin mit diesem Zech bekannt, und derselbe machte ihr sofort abermalige Hoffnung auf Befreiung.

Freilich waren die Pläne, welche er ihr vorspiegelte, einigermaßen abenteuerlich.

So ließ er ihr sagen, und das zwar durch Zollner, daß der Erzherzog Maximilian von Oesterreich sich um sie annehmen, sie befreien, „daß er sie lösen sollte,“ heißt es in den Akten, und heirathen werde, und bekäme sie mit dem Erzherzog männliche oder weibliche Erben, so würde er jährlich aus der kurfürstlichen Kammerkasse 200,000 Gulden bekommen, denn die kurfürstlich sächsische Verwandtschaft der Herzogin sei mit Allem einverstanden.

So unwahrscheinlich schon die, für jene Zeit ganz enorme Summe von 200,000 Gulden war, ging doch die leichtgläubige Anna auf den Schwindel ein, und schenkte Zech sowohl, wie Zollner ihr volles Vertrauen.

Es scheint, daß nach jener ersten, durch Zollner überbrachten Nachricht, derselbe ihr mehrfache Zu=

sammenkünfte mit Zech verschaffte, und sicher ist es, daß Zollner sich willfährig bezeigte alle Fluchtversuche zu unterstützen, und auch der Herzogin Schreibmaterial versprach, oder verschaffte, um mit auswärtigen Freunden in Verbindung zu treten, und eben so die Besorgung der Briefe übernehmen wollte.

Was Zech betrifft, so will es scheinen, als habe er die ganze Geschichte mit dem Erzherzog aus der Luft gegriffen, einfach um sich in seiner Haft die Zeit zu verkürzen, Zollner dagegen, überhaupt ein roher und unwissender Mensch, mag wohl den Worten des Kammerrathes Glauben geschenkt, und die Hoffnung gehegt haben, bei der Flucht der Herzogin sein Schäfchen in's Trockene zu bringen.

Daß endlich die Herzogin, eine in zehnjähriger Gefangenschaft schmachtende Frau, sich, einem Ertrinkenden gleich, an einen Strohhalm klammerte, um die Freiheit zu erlangen, darf ihr vielleicht nicht allzustark verübelt werden.

Der ganze Handel wurde indessen, wie ist unbekannt, abermals verrathen, Zollner wurde, wie bereits erwähnt, in der That enthauptet, der Kammerrath Zech wurde vom Schöppenstuhle zu Coburg zu ewiger Haft verurtheilt, und starb 1607 im Gefängnisse.

Die Herzogin Anna endlich kam in noch engere Haft als vorher, in welcher wir ihr übrigens die getreue Jutta als Trost und Stütze lassen wollen.

Auf seinem Heimwege erst überlegte sich Kraft

die Nachrichten vollkommen, welche er in Coburg erfahren hatte.

Er bedauerte, daß die Flucht der Herzogin abermals mißlungen war, begriff er gleichwohl theilweise die geringe Wahrscheinlichkeit, welche der Fluchtplan überhaupt für sich hatte. Mit schmerzlichem Lächeln dachte er dann daran, wie besorgt Anna in Sonnenfeld gewesen, ihre Umgebung durch ihre Flucht nicht in's Unglück zu stürzen, und wie diesmal ein ähnliches Unternehmen einem Theilnehmer das Leben gekostet habe, während der Andere zu ewigem Gefängnisse verdammt worden.

Er erreichte spät am Abende seine Waldschmiede, eigentlich nur mit Gedanken über das Schicksal der Herzogin beschäftigt, und weniger an sich selbst und Jutta denkend, aber, fast unzufrieden mit sich selbst, ertappte er sich in den folgenden Tagen über dem Gedanken, daß es möglich wäre, Jutta könne von der Herzogin gegen ihren Willen entfernt werden.

Dann stand ihrer Vereinigung Nichts mehr im Wege, und wenn er sich jene wenigen, glücklichen Tage in's Gedächtniß zurück rief, welche er mit Jutta in seiner einfachen Hütte verlebt hatte, so mußte er fast gewaltsam den Wunsch verbannen, daß diese Tage wiederkehren möchten, geschehe nun auch was da wolle.

Jutta von der Herzogin abzurufen kam ihm freilich nicht in den Sinn, und es wäre die Frage gewesen, ob sie seinem Rufe Folge geleistet hätte, aber, wenn er in seinem Felsenthal irgend eine Frauen-

gestalt sich der Schmiede nähern sah, so pochte sein Herz, und er empfing dann die weiblichen arbeitbringenden, oder ihn in's Dorf bestellenden Kunden nicht mehr so freundlich wie früher, bisweilen selbst mürrisch.

Hätte er sie fortgetrieben von der Waldschmiede, wenn sie die Herzogin verlassen hätte und zu ihm gekommen wäre?

Darüber gab er sich keine Rechenschaft, und wir fühlen uns nicht befugt, ihm irgend eine Handlung in die Schuhe zu schieben, welche er vielleicht nicht begangen hätte.

Wir sind zufrieden damit, daß er nicht daran dachte seine Freundin abspenstig zu machen von der Pflicht, welche sie sich selbst auferlegt hatte.

War aber ein Zwiespalt in seinem Herzen, so dienten die Besuche, welche ihm vergönnt waren hier und da bei Lichtenstein abzustatten, nicht dazu diesen Zwiespalt, im Sinne der Treue, zu lösen.

„Du bist ein Narr," sagte der gefangene Lichtenstein, „da draußen im wilden Walde sitzen zu bleiben, und wie ein alter Einsiedler Dein Leben zu verträumen."

„Ich bin's gewohnt," erwiderte Kraft, „und befinde mich wohl in meiner Einsamkeit."

„Das ist eben die Narrheit," rief Lichtenstein. „Du bist ein tüchtiger Schmied, ziehe in die Stadt, und Deine Kundschaft mehrt sich dann gewiß um das Doppelte. Dann nimm Deinen Schatz zu Dir und heirathe. Warum soll das arme Ding im Kerker

alt werden dieser Herzogin wegen, die so viel Anhänglichkeit gar nicht verdient!"

Kraft schüttelte dann schweigend den Kopf.

Wer aber viele Jahre in fast stets einsamer Haft zubringt, dem geht es wohl wie Leuten, welche nach fröhlichem Leben, plötzlich das Gesicht oder das Gehör verloren haben, und dann für ihre übrigen Tage fast einzig auf sich allein angewiesen sind.

Ihre Denkungsweise verändert sich, die Erinnerungen früherer, süßer Stunden werden zu bitterer Galle für den Lebenskelch dessen, für den sie auf ewig verloren, für den Gefangenen, den Blinden, den Tauben.

Es mag Lichtenstein ähnlich ergangen sein. —

Zehn Jahre vergingen dem Waldschmiede also in seiner Einsamkeit. Er war zweiundvierzig Jahre alt geworden, und war er gleichwohl noch stets ein hübscher und kräftiger Mann, so hatten doch einzelne, sogenannte Silberfäden sich eingeschlichen in seine dunklen Locken.

Aber seine Waldeinsamkeit war ihm lieb geworden, unentbehrlich, wie er zu Zeiten glaubte, und nur wenn es die Noth erforderte, oder wenn er hoffte Lichtenstein auf einige Augenblicke sehen zu können, ging er zur Stadt.

Mit der Zeit hatte auch Jutta Mittel und Wege gefunden, ihm hier und da einige Worte schreiben zu können, wenige und einfache Worte freilich nur, welche indessen nie Klagen enthielten, sondern schlichte

Versicherungen, daß sie fest in ihrer Doppeltreue, und daß es ihr wohl ergehe.

Und also waren auch die Zettelchen beschaffen, welche es ihm bisweilen gelang ihr zustecken zu lassen. — —

Streng und hart war der Winter des Jahres 1613, in starren Banden lagen Flüsse und Bäche schon fast zwei Monden, und der Schnee lag tiefer als seit vielen Jahren. Der Bär und Dachs, die glücklichsten Thiere, weil ihnen vergönnt alles Frost-Elend zu verschlafen, lagen sicher geborgen in ihren warmen Höhlen, heulend und hungernd schweifte der Wolf durch den Forst, und bis an die Flecken und Dörfer, so daß der Bauersmann nicht selten seiner sich erwehren mußte mit Axt und Speer.

Das andere Wild aber nährte sich kümmerlich von wenigem Knospenwerke, und alten Blättern, die es mühsam dem Schnee abgerungen, ging aber das nicht, so machten es die Waldthiere wie die Menschen, wenn sie Nichts zu essen haben, sie verhungerten.

Der Waldschmied that sein Möglichstes seinen Freunden, den Thieren, die Noth zu erleichtern.

Vor der Hütte erhielt er eine Stelle schneefrei, dorthin streute er Körner und Bröselein, und was im Walde geblieben vom Vogelvolke, und nicht hinaus in die Dörfer, oder gar in ferne, warme Länder gezogen war, das fand sich ein am Freitische, den die Barmherzigkeit den Waldvögelein gedeckt hatte.

Recht so Kraft, Wehringer! Der Mann, der ein

Thier speisen kann, und es hungern läßt, ist keiner von den Besten.

Und eben jetzt saß er so vor seiner Hütte, und hatte seine Freude daran, wie sich die Thierlein zu seinen Füßen tummelten und es sich schmecken ließen, und sich nicht einmal vor dem dichten Wolfspelze fürchteten, in den er sich gehüllt hatte, da sie ihren alten Freund trotzdem wohl erkannten.

Freilich waren das nicht mehr die alten Gäste, die mit ihm getafelt, als Jutta vor Jahren mit ihm die acht seeligen Tage verlebt. Die Thiere aber haben ihre Traditionen so gut wie die Menschen, und so wußten es die folgenden Generationen gar nicht anders, als daß sie beim Waldschmied offene Tafel fanden in guten und schlimmen Zeiten, und daß er nie Eines der ihrigen geschädigt.

Jutta! Seid Monden hatte Kraft Nichts mehr gehört von ihr, und kaum je hatte er so lange keine Nachricht von ihr erhalten.

War sie krank, war sie wohl gar gestorben? Warum kam es eben jetzt so sonderbar über ihn, daß er so lebhaft an sie denken mußte, als stünde sie vor ihm, und daß ihm jene Liebeswoche nun als das höchste Glück erschien, was ihm je begegnet.

Jutta! Er hatte das Haupt auf die Brust sinken lassen in wehmüthig, glücklicher Erinnerung, aber als er sich jetzt wieder aufrichtete, sah er eine dunkle Gestalt durch den mit tiefem Schnee bedeckten Waldweg auf sich zukommen.

Eine Frau! und jetzt verstärkte diese Frau ihre

Schritte, als sie seiner ansichtig geworden, genau wie es Jutta gethan, als sie ihn zum Erstenmale aufgesucht in seiner Hütte, und auch er war aufgestanden, und schritt ihr rasch entgegen.

Ein Aufschrei, wieder wie damals, Jutta! Kraft! Und dann lagen sie sich in den Armen.

Im ersten Augenblicke war sie ihm wohl ein wenig verändert vorgekommen, dann aber sah er sie wieder, wie er sie immer gesehen hatte, als Kind und als blühende Jungfrau.

Das Auge der wahren Liebe sieht durch ein conservirendes Glas, welches die Erinnerung geschliffen hat.

Als Jutta sich aber endlich aus seinen Armen gewunden hatte, sagte sie einfach:

„Sie ist gestorben, und nun bleibe ich bei Dir."

Und in diesen kunstlosen, schlichten und kurzen Worten lag eine lange Geschichte von Dienstes- und Liebestreue.

Es ist aber eigentlich merkwürdig, wie ein an und für sich so vortrefflicher, und allenthalben anwendbarer Artikel, als die Treue, doch im Grunde genommen so wenig gangbar ist.

Da hat man Lieben, welchen man treu bleiben kann, Pflichten, und wenn es die Grundsätze verbieten, knechtischer Weise einem Herrn treu zu sein, so kann man doch wenigstens seinen Grundsätzen treu bleiben. Wird aber auch wenig praktizirt.

Und doch! Um der Menschheit nicht allzu nahe zu treten, müssen wir sagen, daß ein großer Theil derselben unverwüstlich treu bleibt seinen Grundsätzen.

Das sind die Herren Spitzbuben aus allen Ständen, die ihren Grundsätzen fest die Treue bewahren, auch wenn sie den Mantel nach dem Winde hängen. —

„Sie ist gestorben, und nun bleibe ich bei Dir!"

Ja sie war wirklich gestorben, die unglückliche Herzogin Anna, und das zwar am 27. Januar 1613, und wir wollen einen flüchtigen Blick auf ihre letzten Stunden werfen, nach einer Handschrift ihres Beichtvaters, des Senior Diaconus Aldenburg, welche aber erst in späteren Jahren gedruckt wurde*).

Diese Handschrift des genannten Geistlichen lautet:

„Den 19. Jan. A. 1613 hat die gefangene Fürstin in ihrer Custodia, krank und lagerhaft zu werden angefangen, und bis den 27. Jan. inclusive, gelegen, da sie früh zwischen 2 oder 3 Uhr, causis ore et oculis, (wie ihr Leibarzt Dr. Schön bezeuget) auf der Festung verschieden. Und wie sie die ganze Zeit ihres Lagers, überaus christlich und gottseelig zum Tode bereitet, also ist sie auch, ohne Zweifel ein Kind der ewigen Seeligkeit worden, und hat ein Exempel ihres seeligen Todes hinterlassen, welches wohl an den Tag zu geben würdig wäre!

Ihre Dicta memorabilia waren:

„„Ich bin eine große Sünderin! Und wäre das nicht, so gieng mich Christus nichts an, den er kam ja um der Sünde willen.

---

*) In den Curiositäten von Vulpius. B. 8, p. 350—1820.

„„Ich habe noch dem kleinsten Berg zu steigen, und Christus mein Herr, steigt mit mir.

„„Gott sei Dank, der mir meinen Leib verschlossen hat, daß ich keine Kinder habe, die mir nachweinen.

„„Sollte ich länger leben, so wollte ich mein Leben so anstellen, daß ich ein Spiegel sei, aller Gottseeligkeit, Zucht und Tugend.

„„Mit Jammer und Elend habe ich mein Leben zugebracht, und ich könnte wohl mit Jakob sagen: Wenig und bös war die Zeit meines Lebens!““

„Ich kann bezeugen,“ fährt der Diaconus Aldenburg fort, „daß die Fürstin keine grauen Haare mit unter die Erde gebracht hat. Ihr Leichenceremonien hat sie selbst angeordnet, und die Gesänge dabei, bestimmt angegeben.

„Darauf sprach sie zu mir:“

„„Sterbe ich, sollt ihr mir die Augen zudrücken, wie ich sie meiner Mutter zugedrückt habe.

„„Morgen (den 24. Jan.) wird's 27 Jahr und 8 Tage, daß ich Hochzeit gehalten. Ich bin nun 45 Jahr alt.““

„Sie schwieg darauf, wie über etwas nachsinnend, und schied von dieser Welt, wo sie in den schönsten Jahren ihres Lebens, nur Kummer und Elend hatte ertragen müssen. Gott wird ihrer Seele gnädig sein.“

So weit die Handschrift des Beichtvater der Herzogia Anna.

Ihr Leichnam wurde von der Veste Coburg nach

Sonnenfeld gebracht, woselbst er beigesetzt wurde, und wir wollen dies Capitel mit der Aufschrift ihres Leichensteines schließen, wie derselbe, wenigstens vor einigen Jahrzehnten, noch dort zu sehen war.

Die Aufschrift lautet:

„Die durchlauchtige hochgeborene Fürstin und Fraw, Fraw Anna, Herzogin zu Sachsen, Landgrefin in Thüringen, und Marggrefin zu Meißen ist auf der Vestung Coburg am XXVII. Jan. christlich verschieden und den III. Febr. allhier begraben worden.“

In der Mitte des Steins steht:

„Joh. III. Also hat Gott die Welt geliebet. I. Joh. I. Das Blut Jesu Christi Gottes Sohnes, macht uns rein von aller Sünde. Anno MDCXIII. Apoc. VII. Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen.“

Freilich ist dies, für und in einem Romane ein ganz absonderlicher Capitelschluß.

Kaum aber war es anders zu machen, und vollständig unmöglich erscheint es uns Angesichts dieses Leichensteins hier noch weiter zu sprechen von dem Liebesglücke Krafts und Juttas, obgleich dieses erblühte auf dem Grabhügel der unglücklichen Herzogin.

Neuntes Capitel.

Sie haben sich ehrlich gehasset,
Unehrlich mitunter wohl auch,
Und dann sind sie alle gestorben,
Nach uraltem Menschen-Gebrauch.

Da schweigt nun der Haß und der Hader
Im engen, hölzernen Haus,
Und Trug, und Treu, und Liebe,
Und selbst dies' Lied ist aus.

Das Lied von den drei feindlichen Gesellen.
Castor Cinereus.

Daß Kraft und Jutta nun vereinigt waren, hat der freundliche Leser erfahren, und wir vermögen die tröstliche Versicherung zu geben, daß diese Vereinigung nun eine dauerhafte blieb.

Ehe indessen der priesterliche Segen über ihren Bund gesprochen werden sollte, drängte es Kraft mit Lichtenstein zu sprechen, und zu fragen, ob er ihm irgendwie nützlich sein könne, denn es war zu hoffen, daß der Tod der Herzogin vielleicht günstig auf sein Geschick einwirken würde.

Indessen gelang es dem wackeren Kraft nicht zu dem Gefangenen zu kommen, der, seit Anna gestorben war, eine Zeit lang strenger als vorher bewacht wurde.

Kraft kehrte daher wieder zu Jutta zurück, und nun begann die zweite Liebes-Idylle in der Waldschmiede, jedoch mit stark ehestandlicher Färbung.

Das will bedeuten:

Jutta schlug allerlei Verbesserungen vor, bezüglich ihrer zukünftigen, oder besser ihrer bereits schon begonnenen Haushaltung, und Kraft stimmte denselben bei, und begann selbst theilweise dieselben auszuführen.

Und ferner hatte Kraft, bei seiner Rückkehr aus der Stadt, mit dem Pfarrer des nächstgelegenen Orts gesprochen, der Tag der Hochzeit war festgesetzt worden, und lag in nächster Nähe, so daß also, während bei jener ersten, sommerlichen Liebes-Idylle man eigentlich blos Ehestand gespielt hatte, jetzt, im Winter, der Ernst desselben an die Thüre der Waldschmiede pochte.

Am Tage vor dem zur Hochzeit festgesetzten, fand Kraft endlich Gelegenheit zu Lichtenstein zu kommen.

Er fand ihn in gedrückter und trauriger Stimmung.

Sogleich nach dem Tode Annas hatte er ein Bittgesuch beim Herzog eingereicht, und um seine Freilassung gebeten, dasselbe aber war vom Herzog abschlägig beschieden worden, und in einer Art, welche nur zu deutlich zeigte, daß der Herzog Casimir unversöhnlich sei, und alle Hoffnung auf Freiheit verloren.

Indessen schien der Besuch Krafts und die Wendung, die dessen Schicksal genommen, den Gefangenen wieder einigermaßen aufzuheitern.

Unter Thränen umarmte er ihn, und sagte:

„Das ist mein einziger Trost in meinem Elende, daß Du, treue Seele, doch nun endlich an das Ziel Deiner Wünsche gelangst, und durch mich wenigstens nicht vollständig unglücklich geworden bist.“

Wie bei früheren Besuchen erinnerte er auch jetzt Kraft wieder an die Zeit ihres früheren Zusammenlebens, draußen, in der goldenen Freiheit, und mitten unter den stolzen Hoffnungen ihrer Jugend.

Dann äußerte er den Wunsch Jutta einmal wieder zu sehen, und es hatte den Anschein, als trüge er mehr Verlangen die kleine Jutta, das Kind, die Spielgenossin Krafts, und seinen eigenen Schützling, wieder zu sehen, als die Gürtelmagd der Herzogin, die deren letzten Stunden mit beigewohnt.

Kraft versprach ihm, wäre es nur halbweg möglich, Jutta zu ihm zu führen, als er aber von dem bußfertigen Ende Annas sprach, legte Lichtenstein offenbar wenig Werth auf dasselbe.

„Die Todten haben es gut,“ sagte er, „wenigstens besser als ich. Die einzige Aussicht, die ich in diesem verwünschten Loche hier habe, ist durch dieses Fenster hinunter auf die Gräber des Friedhofes, die einzige Unterhaltung die, wenn sie wieder Einen einscharren da unten. Jetzt sind es fünfzehn Jahre, da hatte ich gute Zeit, anno 1598, als die rothe Ruhr-Seuchen dahier grassirte, da kam viel Zuspruch dort unten in die Erden, hat aber, leider Gottes nicht lang gedauert.“

„Ihr frevelt, Herr,“ sagte Kraft so ernst, wie er

fast nie zu Lichtenstein gesprochen, dieser aber erwiderte:

„Der Frevel schadet mir nicht, und das Beten hilft mir nicht, es ist einerlei, wie ich's halte. Könnte ich aber Einen erwürgen mit diesen meinen Händen, so wollte ich fürder weder freveln noch beten!"

Kraft wußte freilich wen er meinte, den Italiener, der verschollen war, wohl auch längst schon todt, und er selbst hatte es sich geschworen ihn zu erschlagen, wo er ihn träfe. Was half das aber jetzt? So tröstete er Lichtenstein, so gut er konnte, und als er endlich Abschied nahm, sagte dieser:

„Gott segne Dich und Deine Jutta, und halte es besser mit Euch als mit mir. Bist Du aber vernünftig, so hängst Du Deine Eremiten-Kutten jetzt an den Nagel, und ziehst fein in die Stadt. Da hast Du's zehnmal besser als draußen im wilden Walde, und ich armer Teufel kann Dich dann wohl auch öfter sehen als so. Und wen hab' ich sonsten auf der weiten Welt als Dich, Du treuer Kerl!"

„Ich hab' ja jetzt eine Eremitin draußen bei mir," erwiderte Kraft gezwungen lächelnd, aber es war ein Zwiespalt über ihn gekommen, das fühlte er wohl. —

Wenig Bekannte, kaum einen Freund, hatte der Waldschmied, den er hätte laden können, oder mögen, zu seiner Hochzeit, und die Gürtelmagd, die so lange Jahre das Gefängniß getheilt mit ihrer Herrin, hatte noch weniger eine Freundin zu bitten zu ihrem Ehrentage.

So standen nur die wenigen, nöthigen Zeugen bei dem Paare, als des Priesters Segen sie vereinte, in der kleinen und schmucklosen Landkirche, und als sie sich endlich die Treu geschworen hatten, die sie schon Jahrzehnte lang sich unverbrüchlich gehalten, war auch der Hochzeitstrunk kein allzufestlicher.

Gehalten wurde der aber doch, denn eine ächte und rechtschaffene Hochzeit wäre es sonst nicht gewesen.

Als aber der Tag sich zu neigen begann, schirrte Kraft das Rößlein, welches er sich sammt einer Karre geliehen für einen Tag, packte die Habseeligkeiten Juttas und ihr Erspartes auf das einfache Fuhrwerk, dann hob er sie selbst hinauf, und nachdem er Platz genommen neben ihr, fuhr er friedlich hinaus in den fast schon dämmernden Tag seinem Waldneste zu.

Bis an das Dorfende gaben ihm die Zeugen das Geleite, dann aber nahmen sie glückwünschend Abschied, denn arg kalt war es noch, und der Februar wollte dem Jänner nicht nachstehen im strengen Regimente.

Trotzdem aber blickte die junge Frau stillseelig ihrem Kraft in die Augen, der Frau höchstes Ziel war erreicht, und ehrlich erharrt und errungen, sie wußte das, und hatte ein Recht glücklich zu sein und stolz dabei auf dieses Recht.

„Ist nicht fast so,“ sagte Kraft, „als wie wir mit dem Junker, Liborius und Pohla durch das Land zogen, als Kinder, und doch uns schon gut, so wie jetzt?“

Sie küßte ihn. Es war der erste Kuß, den sie als Frau ihm gab, und der ist wohl bedeutend. Dann sagte sie mit zitternder Stimme:

„Ach ließe Gott uns nur an einem Tage sterben!“

„Stille, Kind! stille, herzige Jutta! Am Hochzeitstage soll man nicht vom Sterben sprechen.“ —

Blutigroth war der Mond über den Rand der Berge emporgestiegen. Oben am Himmel flimmerten einzelne Sterne, die größeren nur, die dort ihre ewigen Bahnen durchlaufen, denn eisiger Duft verhüllte die kleineren, wohl auch die Wolken, die oben vorüber flogen, denn unten zog scharf der Nordwind über das Blachfeld, die Aeste der einzelnen Bäume schüttelnd, daß die eisige Kruste derselben seltsam funkelte im röthlichen Mondlichte.

Die glitzernde, kälternde Duftschicht, welche die Erde bedeckte, schien stille zu stehen, und doch erlaubte sie bisweilen einen weiteren Blick in die Ferne, hinweg über die beschneiten Flächen, nur unterbrochen durch einzelnes Buschwerk und Bäume, die sonderbare Schatten warfen, fast sich bewegenden Gestalten ähnlich.

Dann wieder schloß der eisige Nebel eine dichte Mauer um Roß und Wagen.

„Horch!“ rief Jutta plötzlich, „was war das für ein furchtbarer Schrei?“

„Der Frost hat einen Baum gespalten im Forste dort drüben,“ sagte Kraft, „denn die Kälte wird grimm heute Nacht.“

„Aber jetzt? Das klingt anders, und näher, aber wieder grausig!“

„Ein Wolf heult, den plagt der Hunger!“

„Allmächtiger Gott, ein Wolf!“

„Die lernst Du wohl noch kennen, Waldschmiedin, aber die thun uns nichts, denn rudelweise ziehen sie hier nicht wie in Ungarn und im Polenlande, der eine aber traut sich nicht an, und wohl werde ich mit zweien fertig.“

Aber er fühlte dennoch fast unwillkürlich nach der Axt, die neben ihm lag im Wagen.

Das Pferd zu treiben war nicht nöthig, eher es zu halten, denn es zog scharf an.

„Jesus! Was lacht so gräßlich da oben in der Luft!“

„Eulenschrei, Waldschmiedin, auch den lernst Du wohl kennen, draußen in unserer Hütte.“

„Ja, den kenne ich,“ sagte Jutta jetzt dumpf. „Als die Frau im sterben lag droben auf der Veste, da riefen sie also grausig und streiften das Fenster mit ihren Flügeln. Kraft, Kraft! mir graut wie noch nie!“

Da sprang das Pferd zu Seite und bäumte sich, und neben am Wagen hob sich ein langer gespenstiger Schatten.

„Halt' den Gaul!“ rief Kraft, Jutta die Zügel zuwerfend.

Er gehörte zu den Männern, deren Muskeln Seltsamem, Feindlichem gegenüber, sich zusammen ziehen, und die unwillkürlich selbst dem entgegen

gehen, was auch erschreckend im ersten Augenblicke.

Ein Sprung, und er war vom Wagen, und stand, die Axt schwingend, vor der Gestalt.

„Misericordia!“

Ein Chaos wilder, verworrener Erinnerungen flog durch Krafts Gehirn, und dennoch mußte Eines ihm klar geworden sein, denn er rief jetzt:

„Sprich Deutsch, Hund!“

„Barmherzigkeit!“

Entsetzt, und mit weit geöffneten Augen starrte Jutta vom Wagen aus auf die Gestalt, welche jetzt in die Erde zu versinken schien, und verschwand.

Zu Krafts Füßen aber, und fast gänzlich bedeckt vom tiefen Schnee, lag jammernd ein Mann, dessen Aechzen grauenhafter klang als der Eulenruf und das Heulen des Wolfes.

Dieser Mann war Scottus, Scottus der Zauberer, der Unglück und Jammer über Kraft und alle, die er liebte, gebracht hatte.

Der Mann, von welchem Lichtenstein noch vor wenigen Tagen gesprochen hatte, und das, und der Ton seiner Stimme ließen ihn Kraft gleich anfänglich erkennen, und als er jetzt sich niederbeugte zu dem Liegenden, überzeugte er sich vollständig.

Er trat zum Wagen und sagte zu Jutta:

„Es ist Scottus, der dreimal Verfluchte, der italienische Hexenmeister.“

Jutta stieß einen Angstruf aus:

„Laß uns weiter eilen, komm in den Wagen!“

„Er liegt im Sterben,“ erwiderte Kraft.

„Komm, das kann ein Blendwerk der Hölle sein!“

Kraft schüttelte verneinend das Haupt:

„Es ist kein Blendwerk, es ist Wahrheit, eine innere Stimme sagt mir das.“

Kennt Ihr diese Stimme?

Nun wohl, es war die Stimme der Barmherzigkeit, welche der Elende vorhin angerufen hatte, die Stimme des Edelmuthes, welche dem wackern jungen Manne befahl sich des Hülflosen zu erbarmen, und ihm verbot Rache zu nehmen an einem Sterbenden.

Mit schlichten Worten sagte er das Jutta, dann hob er den halb Erfrorenen auf den Wagen, ihm seinen Platz überlassend, flößte ihm von dem Weine ein, den er vom Hochzeitsschmause mit sich genommen, bedeckte ihn mit seinem Pelze, und ging dann, das Pferd lenkend, neben dem Wagen, und als er seine Hütte erreicht hatte, bettete er den Sterbenden auf seinem eigenen Lager, ihn pflegend nach besten Kräften, obgleich ersichtlich, daß seine letzte Stunde gekommen.

Doch erholte er sich durch die Wärme, und den eingeflößten Wein in so fern wieder, daß er wenigstens einzelne Worte zu sprechen im Stande war, aber was ihn in die Gegend führte, in welcher er so viel Unheil angerichtet, war nicht zu erfahren.

Freilich war er gealtert, aber dennoch waren seine Züge auf den ersten Anblick wieder zu erkennen, und auch seine Stimme war unverändert dieselbe.

Es giebt Menschen, welche nach zwanzig Jahren, und nach noch längerer Zeit, Jedermann sogleich wieder erkennt.

Aber er war abgerissen und verkommen, er trug nicht Schwert noch Mantel, seine Kleidung hing in Fetzen und beschmutzt an seiner hageren Gestalt, die Straußenfeder auf dem Barette, die Halskrause, und die goldene Kette waren verschwunden, es war ein alter, in Lumpen gehüllter Bettler, der in den Erzgängen des Fichtelgebirges, und an den Höfen des deutschen Landes kein Gold mehr gewann.

War er gekommen um das Mitleiden des Herzog Casimirs anzurufen, den er so schwer beleidigt hatte?

Das war kaum denkbar.

Hatte ihn das Elend ohne sein Wissen hierher geführt, oder eine rächende Vergeltung?

Wer konnte das wissen.

„Kennt Ihr uns noch?" fragte Kraft.

Scottus nickte bejahend mit schwachem Lächeln.

„Wißt Ihr, wo Ihr seid?"

Die gleiche, bejahende Geberde.

Als aber Jutta, sie war eben eine Frau, sich doch nicht enthalten konnte, ihn zu fragen:

„Wißt Ihr auch, daß die Herzogin Anna von Coburg vor wenigen Wochen im Kerker gestorben ist?" nickte er ebenfalls lächelnd.

Er wußte Alles, oder, was wahrscheinlicher, gar Nichts, schien er gleichwohl zu ahnden, daß sein Sterbeständlein gekommen, welches er übrigens so

wenig zu fürchten schien, als er irgendwie Reue bezeigte, wie Kraft aus den wenigen Worten abnehmen zu können glaubte, welche der Sterbende vor sich hin murmelte.

Die beiden Neuvermählten pflegten ihn übrigens auf's Beste, und nur einmal wandte sich Jutta unwillig ab, als sie zu beten begann, und Scottus ihre Gebete mit demselben verbindlichen Lächeln anhörte, mit dem er vorher ihre Frage beantwortet hatte, aber keine Anstalt traf mit zu beten.

Gegen Morgen endlich schien es mit ihm zu Ende zu gehen, und, zufällig in derselben Stunde, in welcher Anna verschieden war, schloß auch er seine Augen für immer, und nun lagerte sich auf seine Züge ein furchtbarer, fast grauenhafter Ernst.

Solches war die Brautnacht Krafts und Juttas.

Der Tod allein hatte ihnen ein Brautgeschenk gegeben, Scottus Leiche, dazu aber die Gelegenheit, beim Beginn ihres neuen Lebens, sogleich die schönsten Tugenden zu üben: Vergessen, Vergeben, Barmherzigkeit.

In der hart gefrorenen Erde grub Kraft am andern Morgen ein Grab, und, wie früher Pohlas Leiche, senkte er auch hier den Leichnam Scottus in die Erde ohne Priestersegen und ohne Sang.

Doch erblühte aus Scottus Grabe für ihn selbst vielleicht ein Segen, denn nach einigen Tagen sagte Jutta:

„Höre, Kraft, wie wäre es, wenn Du dem folgen würdest, den Du noch immer Deinen Herrn nennst,

dem Lichtenstein, und wenn wir in die Stadt zögen?

„Mir graut vor dem, der da draußen in der Erde liegt!

„Wenn ich des Nachts aus unserer Waldschmiede trete, so sehe ich ihn auf seinem Grabe kauern, und lächeln, wie er es in seinen letzten Stunden that, und dann starrt er mich wieder so gräßlich an, wie er als Todter es hier auf Deinem Lager that.

„Es kann freilich sein, daß ich mir das nur einbilde, aber ich kann es mir nicht aus dem Sinne schlagen, und habe ich gleichwohl, Du weißt schon wann, hier die glücklichsten Tage meines Lebens verlebt, so habe ich doch nun keine frohe Stunde mehr.“

Was konnte Kraft da thun?

Die Jutta fürchtete sich, der Lichtenstein hatte ihm jüngst erst und wiederholt den Rath gegeben in die Stadt zu ziehen, und nach ein paar Tagen schon ging er mit Jutta dorthin Gelegenheit zu erkunden.

Die fand sich. Im Steinenweglein war ein Haus feil zu mäßigem Preise, seine und Juttas Sparpfennige reichten das zu erstehen, und ein paar Gülden blieben auch noch übrig drinnen zu richten was nöthig, da war der Handel bald fertig, und einige Wochen nach Ostern sollte aus- und eingezogen werden.

Als das in Ordnung, ging er in die Custodia zu „seinem Herrn,“ und fand auch Mittel und Wege Jutta mit hin zu nehmen.

Lichtenstein war hoch erfreut, und belobte ihr Aussehen, sie habe sich kaum verändert, sagte er, und er sähe stets noch die kleine Jutta vor sich, wie sie als ein Kind sich getummelt mit Kraft auf der Burg.

Nun, verändert hatte sie sich freilich wohl, aber eine schmucke Frau war sie deshalb doch noch immer. Von den Zeiten in der Ehrenburg sprach er nicht, auch nicht von Anna und ihrem letzten Stündlein, und da Jutta sah, daß er das vermied, so schwieg auch sie, obgleich es sie heimlich ein wenig verdroß.

Was ihm aber mit Scottus begegnet, wollte ihm Kraft doch nicht verschweigen, sah er gleichwohl, daß er die Farbe wechselte, und gewaltsam erschüttert war, als er zu erzählen begann.

Als er zu Ende, sagte Lichtenstein:

„Und so hast Du ihn, den dreimal Verwünschten, der solches Unheil gebracht über uns alle, aufgenommen, und in Dein Haus gefahren?

„Er lag sterbend zu meinen Füßen," erwiderte Kraft, „was sollte ich da anders thun? Ich möchte ihn freilich wohl erschlagen haben, wäre ich ihm begegnet frisch und gesund. Hätte ich aber den preßhaften würgen sollen, der schon dem Tode verfallen, das konnte ich nicht!"

Lichtenstein wandte sich ab und trat ans Fenster, hinunter auf seine Leichensteine blickend, und hinter dem Rücken des Schweigenden blickten sich Kraft und Jutta, ebenfalls stumm, aber fragend an, und Kraft zog mit weitgeöffneten Augen die Stirne in Quer-

falten, als wollte er sagen, seinem Junker habe seine Rede mißfallen.

Dieser aber wandte sich jetzt wieder gegen ihn, und sagte mit eigenthümlichem Tone seiner Stimme:

„Du bist und bleibst ein guter Kerl, Kraft, Du mein einziger, einziger Freund, und Ihr, Frau Jutta, haltet ihn gut, denn es ist der Ehrlichste und Beste von uns allen, die das Schicksal zusammen gewürfelt hat.“

Als die beiden Eheleute später sich wieder auf dem Heimwege befanden, sagte Kraft:

„Ich glaube, es hat den Junker verdrossen, was ich ihm da wegen des Italieners gesagt habe, und ich hätte ihn gleich todt machen sollen, denn warum hätte er uns sonst den Rücken zugewendet, und hätte eine Zeit lang kein Wort gesprochen?“

Jutta lächelte:

„Er greinte,“ sagte sie, „es ist ihm plötzlich an's Herz getreten, was für ein guter Mensch Du wärst, und da kam ihm das Wasser in die Augen, das wollte er bergen vor uns. Es giebt manche Mannsleute, die also sind. Wir Weibsen flennen meist nur, wenn uns Etwas verdrossen hat, und aus Aerger. Das hat doch einen Grund!“ —

Wie viel tausend Dichter haben den Frühling schon angesungen mit Liebes- und Minneliedern, trefflich wohl, aber weit trefflicher sind doch die Lust- und Liebeslieder, die die Vöglein singen, draußen im alten Wald, der wieder jung geworden ist, weil der Frühling ins Land gezogen, und sein grünes,

knospendes Kleid trägt, als hätte er Eis und Schnee niemals gekannt.

Das Jubiliren, Singen und Schwatzen kann man da billig den Waldvögeln nicht verargen.

Die da geblieben den Winter über, die freuen sich, daß die alte, warme Sonne wieder am Himmel steht, und ihren rothen Dunstschleier dem Winter mit auf den Weg gegeben, da singen sie die Sonne an mit fröhlichen Liedern, begrüßen die grünenden Zweige, das sprossende Gras und die knospenden Blumen.

Wohl auch alte Freunde, das Schlänglein, den Frosch und die Eidechs, die im Erdloch geschlafen und sich jetzt sonnen im Moose und auf der Erden, wie der Vogel auf dem Aste.

Die draußen gewesen in fremden, warmen Ländern, die erzählen wunderbare Dinge. Vom wilden, weiten Meere, über das sie geflogen, von der Pracht der Palmen, auf denen sie sich gewiegt, von den glühenden Farben der Blumen, auf denen sie sich geschaukelt, und von den prächtigen Federn die ihre Mitvögel getragen dort im Lande, und die sie nicht beneidet, weil sie Vögel, und keine Menschen.

Aber sie freuen sich dennoch, daß sie wieder da in der Heimath, denn die ist da, für Mensch und Vogel, wo das Nest stand und steht, und Nester bauen sich jetzt alle, die zugereisten, heimgekehrten, und die, die ausgehalten im kalten Walde, bei schmaler Kost, mit wenig Freudigkeit, aber nach dem Willen des Herrn.

Also singen sie auch Liebeslieder, tragen Zweige und Moos ein zum Neste, schnäbeln sich, und schwören sich singend Treue, justement nicht für ewig, doch aber auf die Brutzeit, was immerhin Etwas bedeuten will.

Wer versteht, was der Abendwind den Blättern zuflüstert, was der Bach plaudert mit den Kieseln, über die er hinweg rollt, wer das Lied versteht, was die Windsbraut singt, wenn sie in die Arme des Sturmes fliegt, und Thor's zürnende Worte hört, wenn er donnernd durch die Wolken fährt, der versteht auch die Sprache der Vögel.

Kraft Wehringer aber hatte in seiner Waldschmiede all' das verstehen gelernt, und als jetzt die Zeit zum Abzug in die Stadt gekommen war, und eben jetzt alles im Walde so lustig, lebendig und fröhlich, und Baum und Gethier ihn fragte, warum er gerade jetzt, in so hochherrlicher Zeit, sein Waldnest und die alte Freundschaft verlassen, und hinein hinter die Mauern ziehen wolle, ward ihm das Herz so recht gründlich schwer.

Da fiel ihm ein, was Jutta von den Mannsleuten gesagt, die flennen, wenn sie einen guten Kerl sehen, und da er keinen solchen eben zur Hand hatte, so heulte er über sich selbst, tüchtig und rechtschaffen, aber privatim, und mit, und unter zwei Augen, damit seine Jutta das nicht sähe, und etwa gar glaube, er flenne aus Bosheit, wie die Weibsen, oder auch damit sie ihn nicht für einen Esel halte.

Ob Scottus noch bei nächtlicher Weile auf seinem

Grabe hockte, wußte er nicht, wohl auch Jutta nicht, denn die hatte mehr zu thun mit Packen und Rüsten, und er selbst tummelte sich ebenfalls, damit ihm das Herz nicht noch vollends bräche beim langen Abschied.

Also kürzen wir ihm den, und lassen ihn einziehen mit seiner Jutta, in das Haus am Steinenweglein der guten, alten Stadt Coburg.

Die Waldschmiede aber verfiel, wie andere Dinge eben auch verfallen, Scottus lag allein draußen in seinem einsamen Waldgrabe, und also erging es wohl schon manchem besseren Gesellen, als er gewesen, die Vögel aber, die Kraft gespeiset, mußten jetzt sich selbst verköstigen, was andern Leuten auch schon begegnet ist, wenn der Brodherr gestorben oder verdorben.

In der Stadt aber bekam der Waldschmied, denn der Name blieb Kraft, bald wackere Kundschaft, Frau Jutta aber, Anno 1614 und 1615, je ein Knäblein, damit war der Kindersegen geschlossen, der Arbeitsegen aber wuchs und mehrte sich, und während die, nun vierzigjährige, noch immer stattliche Frau Jutta, die Jungen, Ulrich und Curt geheißen, groß zog, hämmerte Kraft, daß es eine Freude.

Jedweder Einer weiß aber, warum die Jungen also getauft. Der Eine nach einem lebendig Begrabenen, der Andere nach einem Todten, und zum Pathen des Ersten ging der Waldschmied noch immer, wenn es sein konnte, tröstete ihn in seiner Custodia und trank manchmal auch ein Schöpplein mit ihm,

was dem, jetzt fast schon alten Junker Ulrich gar sehr wohlgefällig war.

Gute und schlechte Zeit kam aber über Coburg, in Stadt und Land, wie das eben allenthalben geht, und nicht zu ändern.

So war Anno 1621 eine gar große Theuerung, und Frau Jutta that gar kläglich, weil das Marktgeld nimmer langen wollte, Kraft aber arbeitete bis spät in die Nacht, so kam's wohl wieder bei.

Im Jahr darauf hatte der Lichtenstein gute Zeit, das will bedeuten Zuspruch auf seinem Friedhofe, weil „die Hauptkrankheiten und Febres malignae" stark regierten, und viele Leut' daran verstorben.

Desgleichen Anno 1623, wo die rothe Ruhr abermalen grassirte, auch der dreißigjährige Krieg ließ sich verspüren im Coburgischen, und am 20. Julius rückte Kaiserliches Volk unter Oberst Collalto in die Stadt, am 29. October drei Regimenter Tilly'sches Volk. Desgleichen zogen Anno 1624 andere kaiserliche Völker durch das Coburger Land.

Viel Freude hatte der Waldschmied freilich nicht an dem Kriegstrubel, desto mehr aber Einquartirung, aber die Pestilenz zog vorüber an ihm und den Seinen, und so war doch etwas da, wofür er Gott von Herzen danken konnte.

Ein gar absonderliches, aber wenig gemüthliches Jahr war das von 1630.

Eine „pestilenzialische Seuchen," und der Friedländer kamen nach Coburg, und führten sich beide schlimm genug auf.

Wegen der ersten wurde ein eigener Pestilenz-Pastor, ein Chirurgus und sechs weitere Todtengräber angenommen, und Lichtenstein hatte die angenehmste Unterhaltung von der Welt, da es auf seinem Friedhofe, der Menge Todten wegen, höchst lebendig zuging.

Der Friedländer aber, der Wallenstein, nahm die Stadt und berannte die Veste.

Mit der letztern war es Nichts, und er mußte unverrichteter Sache wieder abziehen, dafür aber wurde die Stadt arg molestirt mit Plündern und Brandschatzen, Geißel wegführen, Häuser brennen und andern schönen Sachen.

Kurzum das Kaiserliche Volk trieb es hier so, wie anderwärts der Schwed, und viel vorzuwerfen hat Keiner dem Andern, was er nicht selbsten auch angestellet.

Daß Herzog Casimir in selbigem, gemüthlichen Jahre, wohl in der Zeit zwischen Pestilenz und Kriegs-Molesten, auf dem Markte zu Coburg, Bären, Wildschweine und Hirsche gehetzt, ist bereits oben bemerkt. —

Drei Jahre später hämmerte es gewaltig in der Schmiede am Steinenweglein.

Es war der 16. Julius des Jahres 1633 und eben ein schwüler und heißer Tag, trotzdem aber gönnte der Waldschmied, Kraft Wehringer, dem Hammer keine Ruhe und sparte die Kohlen nicht, der Kriegestrubel hatte Geld gekostet, und kostete noch, das aber wollte er wieder einbringen.

Er war grau geworden, der wackere Kraft, denn zweiundsechszig Jahre waren über ihn hinweggegangen, seine beiden Söhne aber, Ulrich und Curt, die neunzehn und achtzehnjährigen Bursche, halfen ihm rüstig bei der Arbeit, und sparten die Gesellen.

Kaum eine halbe Stunde vorher waren die Drei aus der Gedächtnißpredigt gekommen, die man dem bei Lützen gebliebenen Könige Gustav Adolph gehalten hatte, und der alte Wehringer wußte gar nicht, warum ihm eben heute so lebhaft die alten Geschichten vor Augen standen.

Er sah den Scottus, an den er eigentlich lange nicht gedacht, und auch, auf Lichtensteins Rath, in Coburg Niemand gesagt hatte, daß er draußen im einsamen Waldgrabe läge, und daß er selbst dem Hexenmeister den letzten Liebesdienst erwiesen.

Aber auch die Herzogin Anna stand vor ihm, im Reize ihrer jugendlichen Schönheit, und seinen gefangenen Herrn sah er vor sich, als schmucken Junker, wie er vor vierzig Jahren gewesen.

Warum das Alles gerade heute?

Wenn unsere ganze Jugendzeit so plötzlich sich in unsere Erinnerung drängt, so sagt man, daß zu Zeiten die Sterbestunde nicht mehr ferne.

Wäre es das? Er blickte auf seine beiden Söhne: „Nun wie Gott will!“

„Vater,“ sagte jetzt der älteste der Beiden, „es muß Etwas los sein in der Stadt. Sieh nur, wie die Leute rennen, einen Augenblick bei einander stehen

bleiben, sich Etwas erzählen, und dann wieder weiter laufen!"

„Vielleicht brennt's," sagte Curt der jüngere.

In diesem Augenblick trat Jutta hastig in die Werkstätte:

„Wißt Ihr's schon?"

„Was denn? Was?"

„Er ist gestorben!"

„Lichtenstein!" sagte Kraft leichenblaß werdend. Er hatte keinen andern Gedanken als seinen alten Junker.

„Nein! Der Herzog Johann Casimir. Er starb in der Ehrenburg, während man vorhin die Leichenpredigt, des Schwedenkönigs wegen, hielt."

„Jetzt wird er frei!" sagte der alte Wehringer, indem er den Hammer niederlegte und betend die Hände faltete.

Kaum aber betete er nachträglich für Gustavus Adolphus, kaum auch für Johann Casimir, sondern für Einen, der noch lebte, daß Gott ihn endlich befreien möge.

Und ist selbiges auch wirklich geschehen. —

Als Herzog Casimir gestorben war, bat Lichtenstein Casimirs Nachfolger, den Herzog Johann Ernst, um seine Freiheit.

Er sagte unter andern, daß, als die kaiserlichen Völker Coburg mit Gewalt eingenommen, solche ihn frei gegeben hätten, aber er sei im Gefängniß geblieben, weil er sein gegebenes Wort nicht habe brechen wollen. Jetzt aber bäte er, die wenigen

Tage seines Lebens ihn auf seinem Gute Ipesheim zubringen zu lassen.

Am 5. December kam, vom Herzoge Johann Ernst, die Gewährung dieser Bitte in den Gefängnißthurm am Friedhofe, und am 8. desselben Monats kniete Kraft Wehringer, in demselben Thurme, am Sterbelager Ulrichs von Lichtenstein.

Der treue, alte Kraft zerfloß in Thränen, Lichtenstein aber lächelte:

„Habe ich Dir nicht gesagt, daß Gott mich befreien wird, aber wenn es zu spät ist? Das ist jetzt eingetroffen, denn lebend komme ich nicht mehr aus der Custodia, wenn gleich frei. Aber Dir, Du alter, treuer Kraft, Du mein einziger Freund, den ich je besessen, Dir wird Gott vergelten Deine Liebe und Treue, die Du mir bewahret von unserer fröhlichen Kindheit an, bis in mein elendiges, jammervolles Alter.“

Einige Stunden später schloß Lichtenstein die Augen für immer, und seine Leiche wurde in das Begräbniß seiner Familie gebracht.

Kraft Wehringer aber, der brave Mann, erlebte ein hohes, aber rüstiges Alter, geehrt und geachtet von Allen, die ihn kannten, friedlich hausend mit seiner Jutta, und Freude erlebend an seinen tüchtigen Söhnen.

Welcher Mann kann mehr verlangen?

Das aber ist das Ende der Geschichte vom welschen Zauberer Hieronymus Scottus, und vom wackern, deutschen Waldschmied, Kraft Wehringer.